This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

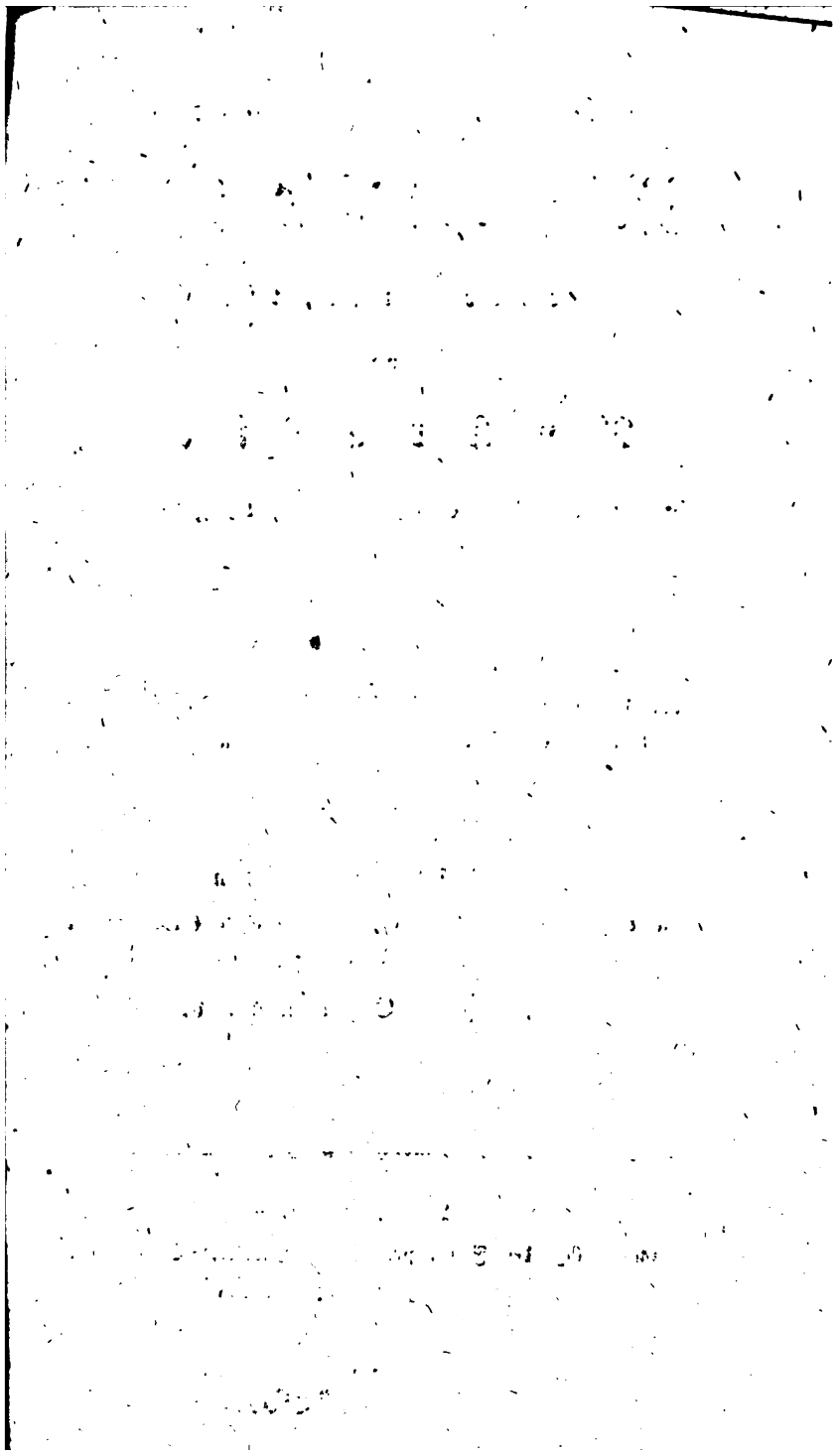
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Sprangel
K27



John Turnbull's

Reise um die Welt,

oder eigentlich

nach

Australien

in den Jahren 1800, 1801, 1802, 1803 und 1804.

Nebst

den neuesten Nachrichten von Neuholland, der Norfolk-Insel, Otaheite und den Sandwich-Inseln.

Aus dem Englischen

übersetzt, und mit einigen Anmerkungen herausgegeben

von

T. F. Ehrmann.

Weimar,

im Verlage des F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoirs.

1806.

Bibliothek
der
neuesten und wichtigsten
Reisebeschreibungen
zur
Erweiterung der Erdkunde
nach einem
systematischen Plane bearbeitet,
und in Verbindung
mit einigen anderen Gelehrten gesammelt
und
herausgegeben
von
M. C. Sprengel,
fortgesetzt
von
T. F. Ehrmann.

Neun und zwanzigster Band.

Weimar,
im Verlage des F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs.
1806.

ASTOR LIBRARY
NEW-YORK

ЦВУЗ
МВІТС
НЕМАЄВК

Inhalt
des XXIXsten Bandes.

1) Turnbull's Reise um die Welt. Aus dem Englischen.

2) Lindley's Reise nach Brasilien. Aus dem Englischen.

Vorbericht

des teutschen Herausgebers.

Unter den verschiedenen Reisen, mit deren Beschreibungen die Britten uns im verflossenen Jahre (1805) beschenkt haben, zeichnet sich vorzüglich durch vielseitiges Interesse die folgende aus, welche unter dem Titel:

A voyage round the World, in the years 1800, 1801, 1802, 1803 and 1804, in which the Author visited the principal Islands in the Pacific Ocean and the english Settlements of *Port Jackson* and *Norfolk Island*. By *John* TURNBULL —

im Jahr 1805 in drei kleinen Bändchen zu London erschienen ist.

Diese sogenannte Reise um die Welt ist aber eigentlich nur eine Reise nach Australien von We-

sten her und Rückfahrt auf demselben Wege. Folglich ist die Erde von unserem Berichtgeber nicht wirklich umschifft worden; doch da die englischen Seefahrer ihre Schiffahrten nach Australien, wie es scheint, gerne mit dem stolzeren Namen Reisen um die Welt belegen, und da durch eine Umänderung des Titels leicht eine Verwechslung oder Mißverständniß entstehen könnte, weil dann die Leser nicht hätten aus dem Titel ersehen können, daß dies dieselbe Reise ist, die hier in deutschem Gewande geliefert wird; so hat man den Titel des Originals in dieser Uebersetzung beibehalten, doch mit einem berichtigenden Beisatze, der hier ebenfalls nöthig war, um das Publikum nicht zu täuschen.

Der Verfasser sagt in seiner bescheidenen Vorrede, er habe diese Nachrichten anfangs bloß zur Lectur für seine Freunde, und nicht zur öffentlichen Bekanntmachung, bestimmt gehabt; aber, wie es nun zu gehen pflegt (der Fall ist ja alltäglich), eben diese Freunde munterten ihn auf, seine niedergeschriebenen Reisebemerkungen in den Druck zu geben, und er war, wie billig, gefällig genug, ihnen hierin zu willfahren. — Er entschuldigt sich wegen seiner Schreibart, da er ein Seemann und kein Gelehrter, und folglich schon zufrieden ist, wenn er sich Allen verständlich gemacht hat. Aber dies ist hier nicht immer der Fall; der Verfasser weicht sehr oft von dem ungekünstelten Vortrage eines schlichten Seefahrers ab, und seine Schreibart wird dann nicht selten zu geziert, zu ge-

sucht und wirklich dunkel. Oder hat vielleicht ein gelehrter Freund den rohen Entwurf des Seefahrers überarbeitet? — Einige Stellen scheinen diese Vermuthung zu begründen; doch das Ganze spricht wieder dagegen.

Diese Reisebeschreibung ist übrigens, wie jeder Kenner auf den ersten Blick finden wird, in mehr als einer Hinsicht interessant, und empfiehlt sich eben so sehr dem Erdforscher, als dem bloßen Lesefreunde.

Sie enthält sehr schätzbare, wichtige und ganz neue Nachrichten von mehreren Gegenden und Inseln des fünften Erdtheils. Der lange Aufenthalt des Verfassers in diesen Erdstrichen hat ihn in den Stand gesetzt, über mehrere einzelne Theile, z. B. über Neuholland, die Norfolk-Insel, die Sandwich-Inseln und Otaheite, sehr befriedigende Berichte uns mitzutheilen. Seine überall hindurchleuchtende Unbefangenheit bürgt für die Aechtheit derselben, und sein feines Zartgefühl (eine Seltenheit bei einem Seemanne) macht seinem Herzen wahre Ehre.

Da nun diese Reise auch sehr abentheuerlich und voller Fährlichkeiten zu Wasser und zu Lande war, und da die Beschreibung derselben in bunter Abwechslung mancherlei lustige und traurige Vorfälle, unterhaltende Anekdoten und auffallende Schilderungen in reichem Maaße enthält, so bildet sie auch ein sehr anziehendes und zugleich lehrreiches Unterhaltungsbuch,

das sich noch angenehmer, als tausend Romane lesen läßt.

In dieser Uebersetzung hat man daher diese Reise so unverstümmelt, als möglich, dem teutschen Publicum zu liefern gesucht. Nur hie und da mußten durchaus einige Auswüchse, Abschweifungen, leere Declamationen (besonders in Betreff der Religion; denn der Verfasser ist für einen Seemann ungewöhnlich religiös) und Wiederholungen weggeschnitten werden, doch dem Ganzen völlig unbeschadet. Teutsche Leser werden uns dieses Dank wissen.

Mit Hülfe der früheren Berichte wäre es ein Leichtes gewesen, diese Reisebeschreibung mit einem sehr gelehrten Commentario perpetuo zu begleiten, um aber den Text nicht in Noten zu ersäufen, begnügte sich der Herausgeber bloß einige erläuternde Anmerkungen beizufügen. Der Liebhaber mag selbst Vergleichungen anstellen.

Das Original hat (eine große Seltenheit in unseren Tagen!) weder Kupfer noch Charten. Es werden deshalb auch keine hier beigelegt. Um sich Raths zu erholen, sind die Generalcharte von Australien im Verlage des geographischen Instituts, die Specialcharte von Neu-Südwallis bei Collin's Nachrichten, und die Specialcharte von Otaheite bei Wilson's Missionsreise vollkommen hinreichend.

Th. F. Ehrmann.

Inhalt.

Seite

Erstes Kapitel.

Endzweck der Reise. — Abfahrt aus England. — Ankunft auf der Küste von Brasilien. . . . 3

Zweites Kapitel.

Besuch bei dem Vicekönige. — Flüchtige Beschreibung von St. Salvador. — Abreise. 18

Drittes Kapitel.

Ankunft und Aufenthalt an dem Vorgebirge der guten Hoffnung. — Fahrt nach Botanibai und Ankunft daselbst. 20

Viertes Kapitel.

Aufenthalt zu Sydney. — Bevölkerung dieser Stadt. — Allgemeiner Charakter der Kolonisten. — Bürgerliche Regierung. — Barrington. — Partheigeist. — Auflagen. 28

Fünftes Kapitel.

Charakter der Ur-Einwohner von Neu-Süd-Wallis im Allgemeinen. — Besondere Anlagen zur Nachäffung. — Persönliche Eigenschaften und Art des Lebensunterhalts. — Bestrafung eines Verbrechers. — Bennelong, ein Neuholländischer Häuptling. — Sonderbare Gebräuche. — Häusliches Leben. — Heurathen. — Kuradschis. 40

Sechstes Kapitel.

Abreise von Port-Jackson. — Norfolk-Insel. — Schönheit und Fruchtbarkeit dieser Insel. — Er-

Seite

munterung des Gouverneurs zur Industrie. — Preise der Lebensmittel. 59

Siebentes Kapitel.

Mißlingen der Speculation nach Nordwesten. — Neuer deshalb gefaßter Entschluß. — Militärische Verfassung der Norfolks-Insel. — Bevölkerung. — Philipps- und Nepeans-Inseln. — Nachtheile der Norfolks-Insel. — Mehlthau. — Schwierigkeit der Landung. — Absicht, diese Insel zu verlassen. — Sonderbare Begebenheit eines Flüchtlings. — Abreise von der Norfolks-Insel. 68

Achtes Kapitel.

Ankunft zu Otaheite. — Besuch von den Häuptlingen und Missionaren. — Bewillkommung. — Pomarre. — Aufenthalt und Vorfälle zu Otaheite. . . . 84

Neuntes Kapitel.

Abreise von Otaheite. — Landung zu Huaheine. — Besuch von einem Landsmanne. — Haven von Huaheine. — Besuch der Häuptlinge. — Freundschaftlicher Empfang. — Abreise nach Ulietea. 117

Zehntes Kapitel.

Ankunft zu Ulietea. — Besuch der Häuptlinge. — Ein Engländer ruft den Schutz seiner Landsleute an. — Verschwörung gegen das Schiff. — Ausbruch der Feindseligkeiten. 126

Eilftes Kapitel.

Fortsetzung der Feindseligkeiten. — Erblickung der Ausreißer. — Glückliches Entkommen. 142

Zwölftes Kapitel.

Abfahrt von Ulietea. — Vorbeifahrt an Bolabola, ohne sich mit den Einwohnern einzulassen. — Verkehr mit den Eingebornen von Maura. . . . 159

Dreizehntes Kapitel.

Abschied von den Gesellschafts-Inseln. — Lustiger

Seite

Vorfall auf der Fahrt zwischen den Otaheitiern und unseren Matrosen. — Ankunft an den Sandwich-Inseln. — Handel. — Entweichung des Schiffszimmermanns. . . . . 164.

Vierzehntes Kapitel.

Abfahrt von Woahu. — Ankunft zu Atkowai. — Besuch von dem Könige und General der Insel. — Tamahama's Entschluß, dieselbe anzugreifen. — Freundschaftliche Aufnahme. 173

Fünfzehntes Kapitel.

Große Anhänglichkeit der Eingebornen an ihren gegenwärtigen Beherrscher. — Verzweifelter Entschluß des Königs im Fall eines feindlichen Angriffs. — Abreise nach Onihau. 184

Sechszehntes Kapitel.

Abreise von den Inseln unter dem Winde, und Fahrt nach den Inseln vor dem Winde. — Ankunft zu Owaihi. — Anfang des Handels. — Besuch von Herrn Young. 196

Siebenzehntes Kapitel.

Unternehmungs-Geist der Sandwich-Insulaner. — Ihre Bekanntschaft mit unserer Sprache. — Geschicklichkeit im Untertauchen. — Entweichung unserer Otaheitier. — Tamahama's Entwurf, ein Handelsverkehr mit Sina zu eröffnen. 206

Achtzehntes Kapitel.

Wink für die Gesellschaft der Missionare. — Abreise von den Sandwich-Inseln. — Fahrt nach Süden. — Verdächtiges Benehmen der Eingebornen. . . . 214

Neunzehntes Kapitel.

Gefährliche Lage. — Glückliche Rettung. 228

Zwanzigstes Kapitel.

Besuch auf der kleinen Insel Matia. — Verkehr mit den Einwohnern. — Ein Abgeordneter von Pomarre übt hier die höchste Gewalt aus. — Erstaunen der

Seite

Eingebornen, als sie uns sahen das Schiff auspumpen. — Ankunft zum zweiten Male auf Otaheite. 237

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Tod des Vaters von Pomarre. — Sonderbarer Charakter. — Abfahrt des Capitäns. — Aufenthalt in der otaheitischen Faktorei. 244

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Unglücksfälle eines otaheitischen Agenten. — Charakteristischer Umgang mit der königlichen Familie. . . . 252

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Schattenrisse der königlichen Familie. 258

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Ankunft des Paitia und seiner Schwester. — Feste, die bei dieser Gelegenheit angestellt werden. . . . 264

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Lange Abwesenheit des Schiffes. — Traurige Nachricht von dessen Schicksale. — Kümmerliche Rettung der Schiffsmannschaft. 283

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Nachrichten von dem Schicksale des Schiffs während seiner Abwesenheit. — Schlechte Aufführung der Matrosen. 287

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Fahrt nach Eimeo. — Vorfälle auf dieser Insel. 296

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Weitere Vorfälle auf der Insel Eimeo. 301

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Bemerkungen über Eimeo. — Diese Insel ist schlechter, als Otaheite. — Zurüstungen zu einer Unternehmung gegen Attahuru. 306

Dreißigstes Kapitel.

Ankunft eines Schiffes. — Pomarre's Tod. — Charakterschilderung. 314

Ein und dreißigstes Kapitel.

Kritischer Zustand der Angelegenheiten von Otaheite. —

Seite

Eifer der Missionare. — Verstocktheit der Häuptlinge und der königlichen Familie in Rücksicht des Glaubens. 322

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Sterblichkeit auf der Insel. — Einige weitere Nachrichten von dem Zustande der Missionare. — Verachtung des Alters bei den Otaheitiern. 331

Drei und dreißigstes Kapitel.

Einige besondere Gebräuche der Otaheitier. — Ausschließung der Weiber von den Mahlzeiten der Männer. — Reinlichkeit und Sorge für den Putz. — Lächerliches Beispiel von der Einfalt der Eingebornen. . . 337

Vier und dreißigstes Kapitel.

Aberglaube der Otaheitier. — Ihre Beschäftigung. — Trägheit. — Die Matavaibai. — Neugierde der Eingebornen. 345

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Speisen und Kochkunst. — Nützlichkeit des Brodfruchtbaums. — Verschiedene Arten des Fischfangs. 353

Sechs und dreißigstes Kapitel.

Häuser der Otaheitier. — Mobilien. — Regierungsform. — Einfluß der Priester. 362

Sieben und dreißigstes Kapitel.

Unglücklicher Zustand dieser Insel. — Krankheiten. — Ursachen der immer steigenden Abnahme der Bevölkerung. — Streich, welcher dem Capitän gespielt wurde. — Allgemeiner Hang zum Stehlen. 372

Acht und dreißigstes Kapitel.

Empfang der Fremden. — Gleichmüthigkeit. — Gutmüthigkeit unter ihnen selbst. — Geringe Eifersucht in Betreff ihrer Weiber. 380

Neun und dreißigstes Kapitel.

Otu's Geistesstumpfheit. — Otaheitische Zahlen. — Menschenopfer. — Abscheuliche Verrätherei. . . . 388

Seite

Vierzigstes Kapitel.

Fahrt nach Jacksonsport. — Anlanden an den Freundschafts-Inseln. — Verkehr mit den Einwohnern. — Ankunft auf der Norfolks-Insel. 396

Ein und vierzigstes Kapitel.

Erstaunen und Verwunderung der jungen Otaheitier bei ihrer Ankunft zu Jacksonsport. 410

Zwei und vierzigstes Kapitel.

Zweiter Aufenthalt zu Port-Jackson. — Verbesserungen der Kolonie während unserer Abwesenheit. — Ankunft von Schiffen aus Europa. 415

Drei und vierzigstes Kapitel.

Gegenwärtiger Zustand dieses Landes. — Bewilligung von Ländereien an Kolonisten. — Arbeitslohn. 428

Vier und vierzigstes Kapitel.

Neuester Zustand der Kolonie. 434

Fünf und vierzigstes Kapitel.

Charakteristik der Kolonisten. — Abreise von Port-Jackson. — Rückkunft in England. 443

John Turnbull's
Reise
um die Welt.

In den Jahren

1800, 1801, 1802, 1803 und 1804.

John Turnbull's
Reise
um die Welt.

Erstes Kapitel.

Endzweck der Reise. — Abfahrt aus England. — Ankunft auf der Küste von Brasilien.

Weder Gefahren, noch weniger Schwierigkeiten können einen unternehmenden Mann abschröcken, ein Abentheuer zu bestehen, das er als ein Mittel ansieht, zu seiner Unabhängigkeit zu gelangen. Während der kalte Moralist in seinen abstrakten Beurtheilungen, diese Begierde mit dem Namen einer schändlichen Habsucht brandmarkt, weiß der praktische Philosoph, der seine Vernunftschlüsse auf das menschliche Leben anpaßt, eine solche Begierde in einem günstigern Lichte zu betrachten, indem er sieht, daß sie die große Triebfeder ist, welche das Verkehr unter den Menschen befördert, und zur Verschönerung des menschlichen Lebens beiträgt.

Als zweiter Offizier auf dem Schiffe Barwell während dessen letzterer Reise nach Sina machte ich, eben so wie mein Schiffskapitän die Bemerkung, daß die Amerikaner einen äußerst einträglichen Handel nach der Nordwestküste des großen Erdtheils Amerika treiben. *) Wir überzeugten uns von dieser Wahrheit so sehr, daß wir beschlossen, bei unserer Rückkehr nach England einigen unternehmenden Kaufleuten den Vorschlag zu einer Handelsexpedition dahin zu thun. Dies geschah, und wir fanden Leute, welchen unser Vorschlag gefiel, und welche sogleich Hand an die Ausführung desselben legten.

Wir fanden auch bald ein neues, ganz aus brittischem Eichenholze erbauetes Schiff, das zu einer so langen und gefahrvollen Reise taugte; es wurde erkauft und das Kommando darüber erhielt mein erstgedachter Schiffskapitän, und mir ward die Besorgung der Handelsgeschäfte übertragen. Wir hatten beide, als Miteigenthümer, für unsere Rechnung beträchtliche Waarenvorräthe bei uns, und folglich mußte der glückliche Erfolg der Reise uns beiden doppelt angelegen seyn.

Nachdem wir die hiezu erforderliche Erlaubniß von

*) Dies ist eine bekannte Thatsache; aber nicht minder bekannt ist es, daß der Pelzhandel auf dieser Küste, welcher eigentlich der Haupthandel auf derselben ist, bald erschöpft seyn wird; denn die Thiere, welche die so geschätzten Felle und Pelze liefern, vermindern sich von Tag zu Tag.

D. H.

der Ostindischen Handelsgesellschaft erhalten, und alle unsere Zurüstungen vollendet hatten, giengen wir zu Ende des Mais im J. 1800 nach Portsmouth, wo wir zu unserer Konvoi und der ostindischen Flotte stießen, und dann am ersten Julius aus England absegelten, um unser Glück in fernen Gegenden zu suchen, wohin nur selten Europäer kommen.

Ein für allemal will ich jetzt anmerken, daß hier alles nautische Detail aus unserm Tagebuche, das die Leser wenig interessiren kann, weggelassen wird.

Mit günstigem Winde und in fröhlicher Stimmung, erreichten wir in kurzer Zeit die Insel Madera, wo ein Theil der Schiffe, die uns bisher begleitet hatten, uns verließen. Ich hatte so Vieles schon von den Schönheiten und Annehmlichkeiten dieser Insel gehört, die als ein paradiesischer Garten gerühmt wird, daß ich ungeduldig war, dieselbe recht bald zu besuchen. Eine günstige Gelegenheit bot sich dazu an, und ich gieng sogleich ans Land.

Es war um 10 Uhr Morgens an einem Tage, den man zu Erfreuung des menschlichen Herzens, in einem südlichen Lande, nicht schöner wünschen kann; die Blätter der Weinstöcke in den umliegenden Weingärten, glänzten noch von den Perlen des Morgenthaues; auf anderen Seiten war die Oberfläche der Insel mit tropischen Gewächsen bedeckt, und Pomeranzen, Melonen, Zuckerrohr und Bananas kützelten mehr als einen Sinn

durch ihren lieblichen Geruch, und ihre einladende Schönheit.

Während ich mich am Lande aufhielt, wurde ich von einer unzähligen Menge von Bettelmönchen überlaufen, welche im Namen der heiligen Jungfrau und aller Heiligen ihres Kalenders, mich um Almosen ansprachen. Dieser Belästigung müde, wollte ich mir Ruhe vor ihren Zudringlichkeiten verschaffen, und theilte einige kleine portugiesische Scheidemünze unter sie aus; aber ich hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht; denn diese meine Freigebigkeit zog mir nur einen noch größern Haufen von Bettlern auf den Hals, deren Schwärme gar kein Ende nehmen wollten. Wie ist es möglich, daß man hier zu Lande eine so unverschämte Bettelei nicht nur dulden, sondern sogar gutheißen, und gesetzlich genehmigen kann? Welchen Einfluß muß dies nicht auf den Charakter des Volkes haben!

In verschiedenen Gegenden der Stadt, bemerkte ich eine Menge elender Buden, welche einen Negermarkt in Westindien im Kleinen darstellten; auch waren sie mit Allem versehen, was man auf einem andern Markte wegwerfen würde, als z. B. mit faulen Fischen, verschimmeltem Käse und ranziger Butter. Alles trug hier das charakteristische Gepräge spanischer und portugiesischer Besitzungen; Vernachlässigung aller Reinlichkeit und Feinheit, unüberwindliche Trägheit und höchst lächerlicher Stolz, welches Alles mit dem übrigen Ganzen sehr seltsam kontrastirt.

Die Insel Madera *) liegt ungefähr 19 Grade von England, und hat zwischen 120 und 130 Englische Meilen im Umkreise. Das Klima ist entzückend schön, und die Sorglosigkeit und Trägheit der Einwohner ist nicht im Stande, die Reize, welche die Natur über diese Insel ausgegossen hat, ganz unwirksam zu machen. Bei meiner flüchtigen Ansicht dieser Insel, konnte ich mir den Wunsch nicht versagen, daß England bei dem etwanigen Ausbruche eines Krieges mit Portugal, dieselbe mit der benachbarten Insel, Porto Santo, in Besitz nehmen möchte. Denn wenn noch irgend eine Kolonie unserm Vaterlande fehlt, so ist es nur eine solche, welche Wein erzeugt. Gewiß haben unsere stolzen Nachbaren schon lange die Bemerkung gemacht, daß, trotz unserer weitläuftigen Besitzungen außer Europa, uns doch noch ein ergiebiges Weinland fehlt.

Von Madera segelten wir südwärts nach den Kanarien-Inseln, wo uns das königliche Schiff verließ, das uns begleitet hatte, und nun erhielten wir von dem ältesten Kommandanten der ostindischen Flotte neue Instructionen. Wir konnten diese auch gut befolgen, da unser Schiff vortrefflich segelte, und weit besser, als mehrere der schwer beladenen ostindischen Schiffe.

*) Wir haben schon mehrere gute Schilderungen von dieser Insel, worunter sich besonders die von Forster in seiner Reise um die Welt auszeichnet. Auch ist schon vor mehreren Jahren eine besondere Beschreibung derselben in englischer Sprache erschienen. D. H.

Bis zum 14ten Grade Norder Breite blieben wir bei der Flotte; da aber diese für uns zu langsam segelte, und wir nun keine Gefahr mehr von feindlichen Kreuzern zu befürchten hatten, so verließen wir, um keine Zeit zu verlieren, unsere bisherigen Reisegefährten, und nahmen dankbarlichen Abschied von ihnen, indem wir unsere Flaggen hißten, und sie mit neun Kanonenschüssen begrüßten, welchen Gruß sie erwiederten. Das Proviantschiff Abundance, das nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung bestimmt war, nahm ebenfalls seinen Abschied von der Flotte, und da wir denselben Ruheplatz besuchen wollten, so bemüheten wir uns, in seiner Gesellschaft zu bleiben.

Dies gelang uns aber nicht, denn die Abundance war ein so schwerer Segler, daß wir bald genöthigt wurden, dieselbe zu verlassen. Den zweiten Tag nach unserer Trennung, stießen wir auf die nach Hause zurückkehrende ostindische Flotte, welche aus zwei und zwanzig Segeln bestand, und von dem königlichen Kriegsschiffe Madras von 50 Kanonen begleitet wurde. Diese Flotte sandte sogleich ein Boot an unsern Bord, um von uns zu erfahren, wie es um die politischen Angelegenheiten in Europa stände; wir beantworteten diese Anfrage so gut, als es in unseren Kräften stand, und fügten derselben noch überdies zum Geschenk ein Päckchen von den neuesten englischen Zeitungen bei, die wir hatten; ein Geschenk, dessen Werth nur derjenige erkennen kann, der je in einer ähnlichen Lage zwei Jahre lang von seinem Vaterlande entfernt,

und von aller Gemeinschaft mit demselben abgeschnitten war.

Auf unserer weiteren Fahrt wurden wir so sehr von den Südwinden aufgehalten, und abgetrieben, daß wir uns auf drittehalb Grade der Brasilischen Küste näherten. Unsere Fahrt durch die heiße Zone war äußerst langweilig, und da unser ganz neues Schiff noch nicht an die Seefahrt gewöhnt war, so wurde es bald leck; wir beschlossen deswegen, in den Haven von San Salvador einzulaufen, um unser Schiff wieder auszubessern, ehe wir weiter segelten.

Bei unserm Einlaufen in diesen Haven, erhob sich unter den Einwohnern mancherlei Verdacht gegen uns und den Zweck unserer Reise; die erste Veranlassung dazu war der Bau unseres Schiffes, welches einer Brigantine glich. Einige hielten uns für französische Spione, welche gekommen wären, um die Häven und Küsten auszuforschen, und Niemand war eifriger bemühet, dieses Gerücht zu verbreiten, als ein irländischer Mestiz, welcher Kommandant eines portugiesischen Packetboots war. Die allgemeinste Meinung gieng aber dahin, daß wir unter der Maske von Handelsleuten ein brittisches Kriegsschiff führten, und bloß die Absicht hätten, die Zahl und Stärke der spanischen Schiffe auszukundschaften, welche in diesem Haven lagen. Dieses Mährchen ward am ersten und festesten von den spanischen Schiffskapitänen geglaubt, deren damals sieben sich hier befanden. Ihre Angst ließ ihnen nicht zu, sich von dem

Gegentheile zu überzeugen; sie bildeten sich ein, wir hätten einen Theil unserer Schiffsmannschaft unter dem Verdeck verborgen, und daher wagten sie es nicht, sich uns zu nähern. So weit ist nun die Feigheit dieses Volks gekommen, das ehemals den Ruhm der Tapferkeit genoß. Dies ist aber die Folge bei Nationen, welche lange Zeit in Unthätigkeit zugebracht haben; denn der kriegerische Muth erschlafft, sobald seine Thätigkeit aufhört.

Diese Sagen wurden bald dem Vicekönige hinterbracht, welcher sich dadurch veranlaßt fand, uns auf den folgenden Morgen in seinen Pallast zu bescheiden; zu gleicher Zeit wurde eine Wache mit einem Offiziere auf unser Schiff beordert, und noch zum Ueberflusse auf jede Seite desselben ein Wachtboot gelegt, so daß wir keinen Fuß aus unserm Schiffe setzen konnten.

Als eine besondere Vergünstigung mußten wir es daher betrachten, daß man noch einem Offiziere von dem Ostindienschiffe, die Königin, erlaubte, uns zu besuchen, der uns das Unglück seines Schiffes berichtete, welches in Brand gerathen, und bis auf die Oberfläche des Wassers hin abgebrannt war, so daß die ganze Ladung und viele Menschen dabei verloren giengen. Dieser Offizier war zu San Salvador zurückgeblieben, um dafür Sorge zu tragen, daß noch, so viel möglich, von der gesunkenen Ladung gerettet würde; da er aber die Unmöglichkeit einsah, irgend etwas davon wieder zu erlangen, so hatte er sich entschlossen,

auf einer Prise zurück zu kehren, die einem Wallfischfänger gehörte, und ward hier nur durch die Furchtsamkeit des Prisenmeisters zurückgehalten, welcher glaubte, die Spanier, die hier im Haven lagen, würden bei seiner Abfahrt Repressalien gegen ihn gebrauchen. Unsere Ankunft in diesem Haven schien einen Strich durch ihre Rechnung zu machen; denn sie fürchteten sich vor uns, und wagten es nicht mehr, ihre Drohungen gegen den Wallfischfänger zu wiederholen.

Auf unsere Anfragen im Betreff der gemachten Prise, berichtete uns der Besitzer derselben, daß, als er dieses Schiff an der Küste von Brasilien getroffen, er sogleich Jagd darauf gemacht hätte, und daß die Spanier alsbald ihr Schiff verließen und mit ihrem baaren Gelde, das in 37,000 Thalern bestand, in die Schaluppe sprangen, um das Ufer zu gewinnen. Der Wallfischfänger war klug genug, sich nicht mit der Besitznehmung des verlassenen Schiffes lange aufzuhalten, sondern die Schaluppe zu verfolgen, welche er auch einholte und die Spanier zwang, ihm das Geld auszuliefern, mit welcher Beute er sodann erst nach ihrem Schiffe zurückkehrte und es in Besitz nahm; es war von nicht unbeträchtlichem Werthe, denn die Ladung bestand in Kupfer und Häuten. Es war nach St. Helena bestimmt, und hatte auf seiner Fahrt einigen Schaden an seinem Steuerruder und sonst gelitten, weswegen es genöthiget ward, nach dem Haven von St. Salvador zu steuern. Es ist leicht zu denken, welchen Antheil die spanischen Schiffskapitäne an dieser Begebenheit nahmen; auch war es

sehr wahrscheinlich, daß sie beschlossen hätten, mit vereinigten Kräften die Prise des Wallfischfängers wieder zu erobern. Der Prisenmeister suchte ängstlich um unsern Schutz an, und nun durfte er ungehindert den Haven verlassen. Unsere Boote wurden jedes Mal, wenn sie an den spanischen Schiffen vorbeifuhren, sehr höflich von denselben begrüßt, obgleich die Spanier in ihren Herzen ganz anders gegen uns dachten.

Zweites Kapitel.

Besuch bei dem Vicekönige. — Flüchtige Beschreibung von St. Salvador. — Abreise.

Am folgenden Morgen brachten wir einige Zeit mit den Zubereitungen zu dem Besuche bei dem Vicekönige zu. Ehe wir aber noch unser Schiff verließen, erschienen die Zollbeamten und Offiziere der Wachboote, um dasselbe sehr genau zu durchsuchen. Ein schwarzer Kreol von der Insel St. Thomas, welcher Hauptmann in portugiesischen Diensten war, empfieng uns am Ufer, als wir ans Land traten, bot uns seine Dienste als Dollmetscher an — eigentlich aber sollte er unser Aufpasser seyn — und führte uns in den Pallast. Er trug eine Medaille in einem Knopfloche, auf welche er sehr stolz war, und von welcher er uns sagte, daß er sie von dem Prinzen von Brasilien zum Geschenk erhalten habe. Er schien

uns dadurch seine besondere Wichtigkeit anzeigen zu wollen.

Als wir in dem Pallaste ankamen, welchen der Vicekönig bewohnt, so mußten wir eine gute Zeit warten, ehe uns dieser Herr mit einer Audienz beehrte; entweder erforderte dieses die portugiesische Etikette, oder lag die Schuld daran, daß gerade zu dieser Zeit eine Zahl Offiziere ihm ihre Morgenaufwartung machten? Endlich wurden wir in das Putzzimmer eingeführt und dem Vicekönige vorgestellt. Man sagt, er sey ein Verwandter von der königlichen Familie; auch war er in jeder Hinsicht ein wahrer Portugiese; er trug die Staatsuniform eines Generals und empfieng uns mit aller, an dem Hofe von Lissabon üblichen ceremoniösen Steifheit und kaltem Stolze. Er redete uns in sehr guter englischer Sprache an, und fragte uns so aus, daß wir den Verdacht, den er gegen uns hegte, sehr leicht bemerken konnten.

Nichts konnte lästiger seyn, als die kleinliche und argwöhnische Ausforschung, welcher wir uns unterwerfen mußten. Unsere Schriften, unser Tagebuch, unser Logbuch, und alles was wir sonst von Dokumenten bei uns hatten, wurden zu wiederholten Malen sowohl von Sr. Excellenz, als auch von den anwesenden Offizieren genau untersucht. Der Schluß bestätigte uns das, was wir schon gehört hatten, nämlich daß die Spanier hier mehr begünstiget werden, als die Britten, die doch Bundsgenossen der Portugiesen sind; denn der Vi-

cekönig erklärte uns ein für allemal, daß wir innerhalb vier Tagen unsere nöthigen Ausbesserungen vollenden und dann ohne weiters diesen Haven verlassen müßten; wogegen keine Vorstellungen angehört wurden. Wir sahen nun die Parteilichkeit der Portugiesen für die Spanier gar wohl ein, und fühlten uns sehr darüber entrüstet.

Nachmittags kam unser kreolischer Dollmetscher in aller Eile zu uns an Bord, um uns die Nachricht von einem Siege mitzutheilen, welchen englische Schiffe über französische in diesen Gewässern erfochten hätten, und drang dabei sehr in uns, unsere Freude darüber, wie es gewöhnlich ist, durch Abfeuerung der Kanonen auszudrücken. Die Nachricht schien uns aber zu unbestimmt, als daß wir deshalb unser Pulver verschießen sollten; doch hat sie sich nachher bestätigt.

Bei unseren Besuchen am Lande benützten wir die so sehr beschränkte Freiheit, die uns zugestanden war, zur Beobachtung der Gegenstände, die uns auffielen. Die Stadt St. Salvador ist groß und volkreich; sie scheint von der Natur selbst in zwei Theile, nämlich in die obere und untere Stadt abgetheilt zu seyn. Die obere Stadt liegt auf dem Rücken einer Anhöhe und hat eine äußerst weitgedehnte Aussicht über die Bai und den Haven von Allerheiligen (Bahia de todos os Santos) welche nur von der See und den Wolken begränzt wird. In dieser oberen Stadt wohnt der Vicekönig, alle Civil- und Militärbeamten, so wie die vornehmsten Kaufleute

und übrigen Einwohner. In der unteren Stadt hingegen wohnen meistens nur geringere Leute, Krämer, Handwerker und dergleichen.

Die Stadt St. Salvador ist nächst der von Rio Janeiro derjenige Ort der Küste von Brasilien, welcher den stärksten Handel nach dem Mutterlande treibt. Dieser Handel, der von hier aus getrieben wird, ist in Betracht der charakteristischen Schläfrigkeit der Portugiesen sehr lebhaft. Da die Diamantengruben von Brasilien eine beträchtliche Zahl von Negersklaven und eine immerwährende Ergänzung derselben bedürfen, so wird von hier aus dieser Menschenwaare wegen ein beträchtlicher Handel nach der Küste von Afrika getrieben. Zwar ist es ganz gewiß, daß die Diamantengruben ohne Negern nicht wohl gebauet werden könnten; aber es scheint, daß eben dadurch die Diamanten zu hoch im Preise steigen.

Auf dem Schiffswerfte war ein Schiff von 64 Kanonen im Baue; es wurde aus dem Holze des Landes gebauet, das vielleicht etwas zu schwer zu diesem Gebrauche seyn möchte, doch ist es ohne allen Zweifel weit stärker als das europäische Eichenholz. Das dazu gehörige Eisen, Pech und Theer war, so wie ich hörte, aus Lissabon gebracht worden; denn die Politik des Mutterlandes erfordert, daß alle verarbeitete oder Manufakturwaaren bloß von daher eingeführt werden; ein Fehler der Einrichtung, welcher nur wenig gefühlt wird, so lange es in diesem Lande an einer hinreichenden Anzahl

von Arbeitsleuten fehlt und keine Hülfsquellen da sind, um unternehmende Köpfe bei der Anlegung von Manufacturen zu unterstützen. Sollte aber der Gewerbsfleiß dieser Kolonie noch weiter emporsteigen und der Vorrath roher Materialien durch die weitere Verbesserung des Landbaues stärker anwachsen, so wird man bald das Nachtheilige dieser egoistischen Politik einsehen.

Da auf den Sonntag gerade ein hohes Fest in dem portugiesischen Kalender fiel, so benützten der Kapitän und ich diese Gelegenheit, die portugiesischen Kirchen zu besuchen. Wir fanden sie in jeder Rücksicht sowohl dem Geiste der katholischen Religion, als dem Wohlstande dieser Niederlassung angemessen; sie waren prächtig verziert und der Schmuck der Bilder schien von grossem Werthe zu seyn. Ob wir gleich an das rohere Leben der Seefahrer gewöhnt waren, so sahen wir hier doch mit Vergnügen, daß es noch einen Ort in der Welt giebt, wo die Religion Mode ist; denn die Kirchen waren mit Leuten von allen Ständen angefüllt, von dem niedrigsten Sklaven bis zu Seiner Excellenz dem Herrn Statthalter. So angenehm und erfreulich ist wahre Gottesfurcht den unverdorbenen Menschen, daß ob wir gleich Protestanten waren und deshalb keine Vorliebe für seine päbstliche Heiligkeit hatten, so sahen wir doch diese Scene nicht gleichgültig an, und wirklich gab uns dieselbe eine bessere Meinung von den hiesigen Portugiesen, als wir nach dem bisher Gesehenen gehabt hatten. *)

*) Diese Aeusserung macht dem Herzen unseres Verfassers weit mehr Ehre, als seinem Kopfe; denn er bedachte dabei wohl

Nicht ohne große Schwierigkeit konnten wir einen Sitz in der Hauptkirche erhalten. Eine Zeitlang waren unsere Blicke von dem Prediger abgewandt, weil das Bild der heiligen Jungfrau, das in dem schönsten Winkel der Kirche aufgestellt war und von Gold und Juwelen strotzte, uns zu sehr in die Augen strahlte; neben ihr stand das Portrait des Prinzen von Brasilien zur Rechten, wahrscheinlich um anzuzeigen, daß er einer ihrer Vertheidiger und Vorfechter sey. Der Bischof der Provinz, in dieser Gegend dem Range nach der zweite Mann, war der Prediger; seine Predigt war, so viel wir durch unsern Dollmetscher erfahren konnten, voll Beredtsamkeit, seinem hohen Range und seinem heiligen Amte angemessen; er wandte sich vorzüglich an die Vornehmen, welchen er ihre Laster und Unsittlichkeiten vorwarf und zwar mit so vieler Freimüthigkeit und in einem so kraftvollen Tone, daß es wahrscheinlich ein Prediger von geringerem Stande nicht gewagt haben würde, sich soviel herauszunehmen.

Nach geendigtem Gottesdienste wurde das Bild der heiligen Jungfrau, so wie das des Prinzen, in Prozession durch alle Straßen der Stadt herum getragen und die Frauenzimmer warfen aus den Fenstern und von den Balkonen Blumenkränze auf sie herab. Ein zwar theatralisches Schauspiel, das aber, wenn man die Verirrungen einer mißverstandenen Religion vorzieht, nicht ohne Reize ist.

nicht, daß dies Alles nur äußerliche und nicht innere Religiosität ankündiget. D. H.

Nachdem die heilige Jungfrau mit all ihren Gefährten in der ganzen Stadt umher die Parade gemacht hatte, so wurde sie wieder in die nächste ansehnliche Kirche zurückgebracht, um daselbst bis zu einem neuen Feste zu verbleiben. Mein Kapitän, welcher keine besondere Aufmerksamkeit auf diese heilige Mummerei gewandt hatte, wurde deshalb mit scheelen Augen angesehen und tüchtig ausgescholten. — Wir kamen durch keine Straße, in welcher wir nicht an einem in die Augen fallenden Platze ein Heiligenbild aufgestellt sahen. Vor diesen versammelte sich des Abends das gemeine Volk in Haufen, um Gebete und Danklieder in der gewöhnlichen eintönigen Melodie des katholischen Kirchengesanges abzusingen.

Alles, was wir hier sahen, überzeugte uns von dem Werthe, den diese Kolonie für die Britten haben würde, wenn es mit Portugal zu einem Bruche käme. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Brasilien über kurz oder lang, uns oder den Franzosen in die Hände fallen wird; denn eine so kraftlose, eine in der Achtung von ganz Europa so tief gesunkene Nation, wie die portugiesische ist, kann den Alleinhandel einer so weitausgedehnten Kolonie, die sie weder gehörig zu benutzen noch zu vertheidigen im Stande ist, nicht lange behaupten. Sollten die Franzosen, wie es ohne Zweifel ihr Wille ist, uns hierin zuvorkommen — denn Eroberungssucht ist die erste Grundlage einer militärischen Regierung — so würden sie dadurch einen Gewinn machen, der ihnen den Verlust von Malta und Aegypten reich-

lich ersetzte. Eine solche Erwerbung würde aber uns als einer Handelsnation, weit mehr solliden Vortheil bringen, als den Franzosen alle ihre Eroberungen. Auch glaube ich, daß auf jeden Fall die Besitznehmung dieses Landes uns den ehrenvollsten Frieden zusichern würde.

Am Tage vor unserer Abfahrt aus diesem Haven, lief ein anderes spanisches Schiff daselbst ein, welches, außer einer reichen Ladung, bei hundert tausend Thaler in Geld an Bord hatte. Man kann leicht denken, daß es uns von Herzen leid that, daß wir nicht einen Tag früher abgesegelt waren; denn wir würden dann das reiche Schiff nach Standesgebühr begrüßt und den Spaniern die Mühe erspart haben, ihr Geld in portugiesischen Schiffen nach Hause zu schicken, welches sie meinem Vermuthen nach gethan haben werden.

Offenbar bestand damals und bestehet wahrscheinlich in diesem Augenblicke noch ein gutes Einverständniß zwischen Spanien und Portugal; doch wage ich nicht zu entscheiden, ob dies von der geographischen Lage herkömmt, da beide Mächte sowohl in Europa, als in Amerika Nachbarn sind, oder von der politischen Verwandtschaft, indem man von ihnen sagen kann, daß sie ein par nobile fratrum sind.

Da nun der uns anberaumte vierte Tag zu Ende gieng, und mit demselben die Höflichkeit, oder vielmehr die Enthaltung der Portugiesen von Gewaltthätigkeiten, so

kam der Havenmeister zu uns an Bord, welcher den Befehl von dem Vicekönige hatte, nicht eher zurückzukehren, als bis er uns hätte absegeln sehen. Unwillig gehorchten wir diesem peremtorischen Befehle. Es ist unnöthig hiebei zu erinnern, daß wir hier nicht schlechter behandelt wurden als jedes englische Schiff, welches der Zufall in diesen Haven führte. So ist es leider nur allzu wahr, daß die Portugiesen, die es den Britten zu danken haben, daß sie noch einen besonderen Staat bilden, ihre Dankbarkeit sehr unreblich gegen ihre Bundsgenossen beweisen; denn aus Furcht vor den nachbarlichen Neckereien der Spanier sind sie ungerecht gegen ihre Freunde.

Drittes Kapitel.

Ankunft und Aufenthalt an dem Vorgebirge der guten Hoffnung. — Fahrt nach Botanibai und Ankunft daselbst.

Da die Südwinde immer noch anhielten, so vergiengen mehrere Tage, ehe wir die Küste verlassen konnten; während dieser Zeit hatten wir das Vergnügen, den Portugiesen die Unhöflichkeit ihrer Aufnahme zurückzubezahlen; denn wir machten auf jedes portugiesische Schiff Jagd, das uns in den Weg kam. Da unser Schiff eine grosse Ueberlegenheit im Segeln hatte, so ward es uns nicht schwer, sie alle einzuholen, so sehr sie sich auch anstrengten, um uns zu entwischen. In einiger Entfer-

nung hielten sie uns natürlich für Feinde und lustig war es anzusehen, wie sich der Schrecken auf ihren Gesichtern ausdrückte, sobald wir sie aufforderten, beizulegen; als sie aber dann wieder entlassen wurden, so machten sie tausend Danksagungen und riefen gute Engländer! gute Engländer!

Nachdem wir diese Küste verlassen hatten, so setzten wir unsern Lauf nach dem Kap der guten Hoffnung fort. Unsere Ueberfahrt von Brasilien bis dahin hatte durchaus nichts, das der Aufzeichnung werth wäre. Genug wir kamen nach einer angenehmen Fahrt, ohne allen Zufall glücklich an dem Vorgebirge an. Wir wurden durch den Havenkapitän, damals Admiral Roger Curtis in den Haven eingeführt. Dieser vortreffliche Offizier hatte zu dieser Zeit das Oberkommando über das Geschwader, welches hier stationirt war. Der Admiral empfieng uns mit der Höflichkeit und Artigkeit, welche den brittischen Seeoffizier charakterisirt; er befragte uns um Neuigkeiten aus England und Brasilien, und dankte uns für die wenigen Nachrichten, die wir ihm hierüber geben konnten. Er sagte uns, er lasse verschiedene Schiffe an der Küste von Brasilien gegen die Spanier kreuzen und hoffe, daß sie hierin glücklich seyn würden; er war jedoch besorgt wegen des bisherigen Erfolgs, worüber wir ihm aber keine beruhigenden Nachrichten ertheilen konnten.

Wir wurden hierauf zu dem Gouverneur geführt, welcher uns eben so höflich empfieng. Ich war zu sehr

in die Geschäfte vertieft, welche ich zu besorgen hatte, als daß ich viel Aufmerksamkeit auf die Gegenstände, die mich umringten, wenden konnte. Was mir aber sogleich auffiel, war die romantische Lage der Kapstadt, welche in einem Thale eingeschlossen liegt, dessen Seiten sich allmählig bis zu dem Fuße der Berge hin erheben, welche einen natürlichen Wall um dieselbe bilden. Die Häuser sind alle von Stein gleich gebauet und gleich reinlich, alle weiß oder gelb angestrichen, und alle hatten bei der Reinlichkeit, mit welcher sie erhalten wurden, und bei der Milde des Klima's das Ansehen, als ob sie neu erbauet wären. Das Innere der Häuser ist gewöhnlich mit Steinplatten belegt, welche zu diesem Ende aus Indien hieher gebracht werden, und nicht wenig zu der Kühle derselben beitragen. Die Einwohner sind aus Abentheurern, aus allen Theilen der nördlichen Welt, und besonders aus allen Kreisen des teutschen Reichs zusammengesetzt.

Wir waren nun schon vierzehn Tage an dem Vorgebirge, und das Provjantschiff Abundance war noch nicht angelangt; auch hatten wir seit unserer Trennung von demselbem, nichts von ihm gehört. Wir waren schon sehr deswegen in Sorgen, als wir endlich erfuhren, daß es wegen Mangel an Wasser genöthiget sey, in die Saldanha-Bai einzulaufen. Wie viel Zeit würden wir verloren haben, wenn wir in dessen Gesellschaft die Reise hätten fortsetzen wollen! es ist daher sehr thöricht, wenn man Schiffen, die auf Handelsunternehmungen ausseegeln, auferlegen will, immer in Gesellschaft

mit andern zu fahren; wodurch denn mancher Schaden erwächst.

Wir brachten unsere Zeit so angenehm auf dem Vorgebirge zu, daß es uns Leid that, daß unser Aufenthalt nicht länger dauerte. Unser Umgang mit den Stadtbewohnern war für beide Theile angenehm und vortheilhaft; wir wurden mit aller den Fremden gebührenden Höflichkeit behandelt, und man betrachtete uns als Landsleute in Rücksicht der Zutraulichkeit, die man uns äußerte. Das Gemengsel von Einwohnern aus mancherlei Gegenden und Völkerschaften, das man hier trifft, ist durch die Folge der Zeit und den wechselseitigen Umgang so sehr in einander verschmolzen worden, daß die hervorstechendsten Züge des Nationalcharakters jedes Einzelnen verwischt, und in einen allgemeinen Charakter zusammengeflossen sind. So ist der Holländer am Kap von dem Holländer im Haag jetzt eben so sehr verschieden, als der hier angesiedelte Franzose es von seinen Landsleuten in Frankreich ist.

Der allgemeine Charakter dieses Volkes ist meines Erachtens das Resultat der Unabhängigkeit, Zufriedenheit, des Wohlstandes und aller Folgen eines glücklichen Lebens in einem so gesegneten Lande. Gewerbsfleiß ist hier das sicherste Mittel, sein Glück zu machen. Hier kann man jedes auch noch so kleine Kapital vortheilhaft umtreiben und jede auch noch so geringe Waare findet ihren Absatz. Daher auch die Unabhängigkeit, in die sich jeder durch seinen Fleiß versetzen kann und, wenn es

nicht unnöthig ist beizufügen, die daraus fließende Heiterkeit, Selbstschätzung und Geselligkeit. *)

Der Ort, wo sich die hiesigen Einwohner versammeln, um zu sehen und gesehen zu werden, ist der Compagniegarten, welcher diesen Namen führt, weil er der ostindischen Compagnie gehörte, so lange dieselbe im Besitze dieser Niederlassung war. **) Dieser Garten ist mit vielem Geschmacke angelegt und enthält, durch den Boden und das Klima begünstigt, wahrscheinlich eine zahlreichere und schönere Sammlung von asiatischen und tropischen Pflanzen, als irgend ein Garten in der ganzen Welt. In diesem Garten liegt die Wohnung des Gouverneurs ***), welche dadurch einen ganz eigenen Vorzug erhält, daß sie von den süßesten Düften umflossen wird und von den reizendsten Fruchtbäumen umgeben ist. Auch haben mehrere Privatleute ihre besonderen Gärten, worin sie ihre Erholungsstunden zubringen. Die Vergnügungen sind hier den unsrigen so gleich, daß ich beinahe glaubte in England zu seyn.

*) Diese treffende Bemerkung unseres Verfassers, der sich durchaus als offener Kopf zeigt, wird durch die Erfahrung bestätigt. D. H.

**) Ausführlichere Schilderungen findet man bei Percival, Barrow, Semple u. A. D. H.

***) Vormals war dies nur ein Lusthaus des Gouverneurs, und seine beständige Wohnung war in dem Kastelle. D. H.

Da nun unser Aufenthalt am Kap schon beinahe einen ganzen Monat gedauert hatte, und unsere Geschäfte uns nöthigten, weiter zu segeln, so nahmen wir Abschied von unsern Freunden, und setzten mit einem günstigen Winde unsere Fahrt nach der Botany-Bai fort, welches der nächste Punkt unserer Bestimmung war. Auf dieser ganzen Fahrt fiel durchaus nichts bemerkenswerthes vor; wir mußten nur den trefflichen Gang unseres kleinen Schiffs, das nur von 190 Tonnen war, bewundern, der alle unsere Erwartungen übertraf; es war im buchstäblichen Sinne des Wortes die ganze Zeit des Weges über ganz unter Wasser; aber es tauchte unter wie ein Pfeil, und stieg wieder in die Höhe, ohne daß man nur einen Zwirnsfaden angespannt hätte.

Wir hatten uns vorgesetzt, durch die Straße zu segeln, welche Neuholland von Vandimensland trennt, und welche nach ihrem Entdecker, dem Schiffschirurgus Baß, auf dem königlichen Schiffe die Zuversicht, die Baß-Straße genannt wird. Seit wir das Vorgebirge der guten Hoffnung verlassen hatten, waren wir nirgends ans Land gegangen und erreichten erst unter dem 38sten Grade der Breite Land. Der Wind wehete um diese Zeit von Osten her, wir hielten uns dicht ans Ufer und bemerkten verschiedene Rauchsäulen, die von weit auseinander verbreiteten Feuern auf dem festen Lande aufstiegen. Da die Ostwinde anhielten, so vergiengen fünf Tage, ehe wir landen konnten, und einige Tage später mußten wir windwärts steuern. Da aber der Wind endlich plötzlich sich

wendete und es uns zu schwer machte, gegen denselben an die nördlichen Inseln zu steuern, so wendeten wir uns durch die Bank's-Straße und erreichten drei Tage darauf Port Jackson. Unser Schiff war das dritte, das damals diese Durchfahrt versucht hatte.

Bei unserer Ankunft in diesem Haven fanden wir mehr Gesellschaft daselbst, als wir erwartet hatten, nämlich es lagen hier folgende Schiffe: das königliche Schiff das Meerschwein, die Lady Nelson ein Aufseher-Schiff, der königliche Admiral aus Europa, der Unentschlossene aus Bengalen und der Quartiermeister vom Kap; diese drei letzten Schiffe waren wenigstens in Hinsicht dieses Havens in gleicher Absicht, wie wir, hiehergekommen. Wir sahen dieses nicht mit großem Vergnügen; denn wir hatten alle Ursache zu befürchten, daß ein ohnehin nicht allzu ausgedehnter Markt nun allzusehr mit Handelsleuten angefüllt werden möchte. Unsre Besorgniß war auch nur zu sehr gegründet, und wir hatten überdies noch den Verdruß zu erfahren, daß die Kolonie gänzlich von dem, wornach alle unternehmende Köpfe streben, nämlich von baarem Gelde entblößt war. Sie war auch in der That so arm als möglich; da wir aber fanden, daß doch noch Etwas vorhanden war, so verzweifelten wir noch nicht ganz.

Es ist gewiß eine, sowohl im Handel, als in dem praktischen Leben nützliche Maxime, aus jedem Unglücke das Beste zu ziehen, und wenn wir nicht alles erlangen

können, was wir hoffen, keine Mühe zu sparen, um wenigstens so viel zu erhalten, als wir können. Denn wenn selten ein Glück so vollkommen ist, daß nicht irgend etwas widerwärtiges daran klebt, so ist auch selten ein Unglück so groß, daß nicht noch ein Schimmer von Hoffnung dabei bliebe. Es ist eine Lehre, welche die Erfahrung mich gelehrt hat, daß wenn man die Hälfte der Zeit und Kraft, welche man gewöhnlich auf Seufzer und Klagen im Unglück verwendet, klüger zur Auffindung eines Hülfsmittels anwenden würde, es nicht leicht einen Unfall gäbe, der nicht noch erleichtert werden könne.

Diese Betrachtungen brachten uns zu einem Entschlusse, den die Umstände billigten; nämlich da die günstige Jahreszeit zu Handelsunternehmungen nach Nordwesten schnell heranrückte, so beschlossen wir, der Kapitän und ich, um keine Zeit zu verlieren, da in diesen Umständen kein anderes Hülfsmittel übrig blieb, daß ich zu Port Jackson bleiben und den Verkauf unserer hieher bestimmten Ladung, so gut als möglich besorgen sollte, während der Kapitän selbst mit dem Schiffe auf die Fahrt nach Nordwesten gieng.

Viertes Kapitel.

Aufenthalt zu Sydney. — Bevölkerung dieser Stadt. — Allgemeiner Charakter der Kolonisten. — Bürgerliche Regierung. — Barrington. — Partheigeist. — Auflagen.

Diesem Beschlusse zu Folge, wurde ich auf einige Zeit ein Bewohner dieser Kolonie, und fand dadurch die günstigste Gelegenheit die Naturbeschaffenheit, Lage und Eigenschaften dieser oft erwähnten, aber nicht hinreichend bekannten Niederlassung mit Aufmerksamkeit zu untersuchen. Zwar nahm die Sorge für das Unterbringen meiner Waaren, als mein Hauptgeschäft, den größten Theil meiner Zeit weg; dennoch hatte ich Muße genug, um mich her zu sehen und auch die oberflächlichste Beobachtung mußte hier gründlicher werden, da ich sie hier täglich und stündlich wiederholte.

Eine Bemerkung, welche mir besonders auffiel, war die, daß diese Kolonie dadurch sich besonders ausgezeichnet, daß sie die einzige europäische Niederlassung in der Welt ist, wo der Aufenthalt der Europäer auch nicht die mindeste Veränderung in den Sitten der Eingebornen, noch irgend einen Fortschritt in der Kultur derselben, oder in ihren nützlichen Kenntnissen veranlaßt hat. Die Otahitier haben doch, wie ich in der Folge erzählen werde, unsere Fischangeln angenommen und bedienen sich jetzt unserer bessern Werkzeuge, da sie die Vorzüge derselben vor ihren beinernen eingesehen ha-

den. — Die Sandwich-Insulaner sind in der Kenntniß und dem Gebrauche europäischer Bequemlichkeiten noch viel weiter vorgerückt. — Nur die Neuholländer sind auf demselben Punkte stehen geblieben und haben seit der ersten Entdeckung dieses Landes ganz und gar nichts an Civilisation gewonnen. Es sind jetzt noch eben dieselben rohen Wilden, wie sie Kommodore Phillipp bei der ersten brittischen Ansiedelung hier fand.

Die Stadt Sydney, der Hauptort dieser Kolonie und Sitz der Regierung, wird durch einen Fluß in zwei Theile getheilt, der sich in eine Bucht ergießt, welche nach dieser Stadt benannt ist und Sydney-Cove heißt; diese Bucht hat den doppelten Vortheil, daß sie reichlich mit vortrefflichem Wasser versehen ist, und daß sie zugleich einen Haven bildet, welcher gar leicht die ganze königlich brittische Seemacht in sich fassen kann. Diese wichtigen Vortheile geben ihr auch den Vorzug vor der Botany-Bai, an welcher der ersten Bestimmung zu Folge, die Kolonie angelegt werden sollte.

Die besonderen Umstände, unter welchen diese Niederlassung errichtet wurde, machten es nothwendig, daß man Vorrathshäuser für den Proviant, Häuser für die dahin transportirten Verbrecher, und Kasernen für das Militär bei der Ankunft der ersten Ansiedler erbauen mußte. Diese Gebäude, die nach dem Bedürfnisse der ersten Anlage in verschiedenen Gegenden angelegt wurden, bildeten sodann die Gränzen der jetzigen Niederlassungs-

plätze, von welchen Sydney Paramatta und Hawkesbury jetzt die vorzüglichsten sind. Die umliegenden Felder wurden unter diejenigen Ansiedler vertheilt, welche sich den Feldbau zu ihrer Lebensweise erwählten; andere, welche mehr eine sitzende Lebensart oder Beschäftigung mit mechanischen Handarbeiten vorzogen, sammelten sich in Dörfer, legten Werkstätten und Buden an und machten die Unterhändler zwischen den Land- und Stadtbewohnern bei dem Austauschen ihrer Bedürfnisse. Auf diese Art wuchsen die Dörfer zu kleinen Städten an, und Sydney hat jetzt, nach der genauesten Berechnung, die ich machen konnte, eine Bevölkerung von 2600 Einwohnern.

Diese Einwohnerzahl kann ungefähr unter folgende Classen gebracht werden:

Das Militär und die Civilbeamten	450 Köpfe.
Verbrecher, welche von dem Staate zu öffentlichen Arbeiten bei dem Brückenbau, bei den Batterien, bei dem Schiffsbau u. s. w. gebraucht werden	400 —
Schneider, Schuster, Bäcker, Fleischer, Zimmerleute, Maurer	250 —
Fischer	20 —
Leute, welche hauptsächlich zur Schifffahrt gebraucht werden, um Bauholz und Getraide beizuführen	350 —
Detailhändler und Tabulettkrämer	40 —
Weibspersonen	600 —
Kinder	450 —

Der Raum, welchen die Stadt einnimmt, ist ungefähr eine Englische (¼ Teutsche) Meile lang; außer den Vorrathshäusern und andern öffentlichen Gebäuden sind die meisten Häuser nur ein Stockwerk hoch, und die, welche entweder sogleich bei der ersten Niederlassung, oder doch bald nachher angelegt wurden, sind größtentheils von Flechtwerk und Kalkmörtel erbauet; nur sehr wenige sind von Bruch- und Backsteinen aufgeführt. Da es hier durchaus an Thonerde fehlt und man auch keinen andern Kalk hat, als den aus Muschelschaalen bereiteten, so ist es beinahe unmöglich, solidere Gebäude aufzuführen.

Nichts desto weniger ist Sydney in jeder Hinsicht in einer so günstigen Lage, daß es mit der Zeit ein sehr lebhafter und stark besuchter Handelshaven werden kann. Die Stadt enthält jetzt schon über ein Drittel der ganzen Bevölkerung von Neu-Südwallis. — Den Einfluß des Klima's hat man unrichtig berechnet. Dies sieht man hauptsächlich an den Kindern, welche hier von Europäischen Aeltern geboren sind; nicht etwa daran, daß sie irgend ein Gebrechen hätten, sondern an den ausgezeichneten Zügen ihrer Bildung. Diese Kinder sind zwar in Gestalt und Wuchs nicht von dem gewöhnlichen Schlage europäischer Kinder verschieden; aber sie sind alle von einer und derselben Leibesbeschaffenheit, hübsch weiß von Gesichte und mit blonden Haaren. Unter den eilf hundert Kindern, die seit der ersten Anpflanzung hier geboren wurden, ist schwerlich ein einziges, das eine Ausnahme

von dieser Nationalauszeichnung machte. Ihre Augen sind meistens schwarz und feurig, ihr Temperament ist sehr lebhaft und flüchtig. Ihre Geschwätzigkeit könnte zum Sprüchwort werden.

Die Kolonisten haben, so viel möglich, die Lebensart und Gebräuche ihres Vaterlandes beizubehalten gesucht; sie sind daher auch denselben Krankheiten, wie ihre Landsleute von gleichem Stande unterworfen. Die starke Anstrengung bei den Arbeiten, welche die erste Anlage einer Kolonie erforderte, veranlaßte eine Unmäßigkeit, welche vielen von den ersten Ansiedlern, die in solchen Fällen gewöhnlich eintretenden Krankheiten, Durchfälle und Leberbeschwerden zuzog, wodurch manche derselben zu früh weggerafft wurden.

Beinahe die Hälfte der sämmtlichen Bewohner dieser Kolonie, sowohl männlichen, als weiblichen Geschlechts, besteht aus Irländern, von welchen viele bloß um ihrer aufrührerischen Gesinnungen willen hieher verbannt worden sind. Man darf gewiß nicht ohne Grund befürchten, daß ihre verrätherische Denkungsart bloß in einen andern Erdtheil verpflanzt worden ist, und ich glaube dafür halten zu dürfen, daß ihre Transportation auf keine Weise ihre Grundsätze geändert hat. Auch bin ich überzeugt, daß, wenn ein Feind mit einiger Macht hier erschiene, die seinen Unternehmungen einen guten Erfolg verspräche, dieser Theil der Verurtheilten, allerwenigstens sich zu denselben schlagen und das Leben für das Gelingen des Angriffs wagen würde,

denn sie würden sich dann als Märtyrer für die gute Sache ansehen. Französische Schiffe, welche auf Entdeckungsfahrten hier anlangten, und Kauffahrer von Isle de France haben ihnen Hoffnung gemacht, daß sie von da aus Hülfe erwarten dürften. Ein einziger Umstand ist vorhanden, der die Kolonie jetzt noch vor feindlichen Anfällen sicher stellt, dies ist ..... ihre Unbedeutenheit, die keinem Eroberer etwas verspricht. Wenn aber schon Neuholland an sich wenig Werth hat, so kann es doch, so wie Malta, in politischer Hinsicht eine relative Wichtigkeit haben, die allerdings diese Kolonie in Gefahr bringen könnte. — Sollte die brittische Regierung noch ferner solche Leute hieher schicken, so würde es höchst nöthig seyn, das hiesige Militär zu verstärken, das jetzt nur auf dem Friedensfuße ist. Wirklich erfordern die gegenwärtigen Umstände, die innere Lage der Kolonie und ihre Regierung von selbst diese Verstärkung; denn, wenn dies nicht geschieht, so bin ich versichert, daß die Irländer, im Fall ihre Zahl noch durch neue Transporte vermehrt werden sollte, nicht ermangeln würden ihren Vorgesetzten alle Gewalt aus den Händen zu reißen; da sie jetzt schon Spuren von Widerspänstigkeit zeigen. Man könnte zwar einwenden, daß, im Fall eine Rebellion ausbräche, die ersten Schiffe, die hier anlangten, die Ordnung wieder herstellen würden; aber diese dürften wohl zu späte kommen, um die Kolonie von dem Untergange zu retten; denn der Ausbruch eines Aufruhrs könnte hier nichts anders als die traurigsten Folgen haben, und es ist immer rathsamer

einem Verbrechen zuvorzukommen, als es erst nachher zu bestrafen.

Die Kolonial-Regierung besteht, so wie sie durch einen Parlamentsschluß eingerichtet ist, aus einem Civil-, einem Kriminal- und einem Viceadmiralitätsgerichte. Das Civilgericht kömmt mit den gewöhnlichen Gerichtshöfen in London überein, und ist nach dem darüber ertheilten Patente aus einem gelehrten Richter (Judge Advocate) und zwei angesehenen Bürgern zusammengesetzt, welche der Gouverneur hiezu ernennt. Dieses so konstituirte Gericht kann Vorladungen, Exekutions- und Arrestbefehle und jedes andere gerichtliche Document, so wie auch Verordnungen ertheilen, die dem Vollziehungsrichter (Provost-marshal) übergeben werden, wenn sie von dem gelehrten Richter unterschrieben und besiegelt sind. Von diesem Gerichte kann man in jedem Falle an den Gouverneur appelliren, der in solchen Fällen in Person zu Gerichte sitzt, und dessen Urtheilsspruch definitif ist, wenn die streitige Summe unter drei hundert Pfund Sterlinge beträgt; ist die Summe aber beträchtlicher, so bleibt die Entscheidung dem königlichen Rathe in London überlassen.

Das Kriminalgericht spricht über alle Kapitalverbrechen, Verrätherei und andere Vergehungen und bestehet, vermöge desselben Patents aus dem gelehrten Richter und sechs Offizieren von dem königlichen See- und Land-Dienste, welche von dem Gouverneur dazu ernannt werden. Gegen den Verbrecher wird die An-

Klage eingereicht und der Prozeß eben so geführt, wie in England, nur mit dem Unterschiede, daß der Delinquent keinen Anwald haben darf, sondern sich selbst vertheidigen muß. Das Gericht spricht das schuldig oder unschuldig über den Angeklagten aus und in Fällen, wo die Strafe von den Gesetzen nicht genau bestimmt ist, spricht dasselbe nach Gutachten. Die Mehrheit der Stimmen giebt die Entscheidung; aber in Fällen, wo es auf Leben oder Tod ankömmt, muß der Ausspruch einstimmig seyn, sonst wird die Entscheidung dem königlichen Rathe zu London überlassen. In allen andern Fällen sind die Urtheilssprüche dieses Gerichts definitif, doch steht es den Verurtheilten frei, die Gnade des Gouverneurs anzurufen, welcher das Recht hat, entweder das Urtheil zu bestätigen, oder die Execution aufzuschieben, oder die Strafe zu mildern, oder den Verbrecher ganz zu begnadigen.

Das Viceadmiralitätsgericht soll vermöge des Patents aus dem Richter und zwölf Mitgliedern bestehen, wozu sowohl Pflanzer, als Kaufleute und Seeleute erwählt werden; sollten aber die Umstände nicht erlauben, diese Zahl voll zu machen, so sind vier Mitglieder und der Richter hinreichend, das Gericht zu bilden. Unter die Gerichtsbarkeit desselben gehören alle Verbrechen, Seeräubereien und Vergehungen, welche auf dem Meere oder in den Seehäven innerhalb der Gränzen des Gouvernements von Neu-Südwallis begangen werden.

In jedem Hauptdistricte der Kolonie ist eine oder

mehrere Magistratspersonen, welche die Aufsicht über die Polizei haben, und unter demselben steht in jedem Bezirke ein Ober- und Unter-Konstabel, und zu besserer Erhaltung der Ruhe und Sicherheit ist eine verhältnißmäßige Zahl von Wächtern angestellt.

Der berüchtigte Georg Barrington versahe mehrere Jahre lang zu Paramatta das Amt eines Oberkonstabels mit so viel Rechtschaffenheit und Diensteifer, daß die Regierung vollkommen mit ihm zufrieden war. Zu meiner Zeit hatte dieser Mann den Gebrauch seiner Seelenkräfte gänzlich verloren; er wurde bloß von einem kleinen Gehalte ernährt, das man ihm für seine früheren Dienste ausgeworfen hatte; er war ganz abgezehrt und schien am Rande des Grabes zu seyn; dahin hatte ihn der Mißbrauch seiner Talente und die Vorwürfe seines aufgewachten Gewissens gebracht, da er in Hinsicht seiner Geisteskräfte ein besseres Loos verdient hätte.

Seltsam muß es einem vorkommen, wenn man hört, daß hier die Zahl der Prozesse das Verhältniß der Zahl der Einwohner weit übersteigt. Nicht weniger als 300 Streitsachen lagen zu meiner Zeit für die nächste Gerichtssitzung bereit; und man versicherte mich, daß die Sportuln des Executionsrichters sich auf nicht weniger als 300 Pfund Sterlinge beliefen. Gewiß sind hier die Gewerbe der Advokaten und Schenkwirthe die einträglichsten in der ganzen Kolonie. Einer von diesen Herren hatte die Bescheidenheit mir für einen halben Bogen Papier, den er mir voll geschrieben hatte, nicht mehr

als 4 Pfund 6 Schilling Sterling abzufordern, und als ich ihm Vorstellungen darüber machte, so antwortete er, er verliere noch an mir; dieser Halunke war einer von den Verurtheilten. Ein andrer solcher Schurke verlangte fünf Schillinge für eine kleine Reparatur, die er an einem Schlosse gemacht hatte; ein Kolonist, der gerade zugegen war, stellte ihm vor, daß er ihm nie mehr als die Hälfte für ähnliche Arbeit bezahlt habe; aber der unverschämte Schelm antwortete, das Schloß gehöre auf ein Schiff und ein Schiff müsse ihm alles doppelt bezahlen. Ich könnte noch mehrere ähnliche Geschichten erzählen, aber diese mögen schon zur Charakteristik dieses Völkchens hinreichen.

Die Verpflanzung hieher hat auf die moralische Verbesserung vieler von den Verbrechern eben so wenig gewirkt, als die weisen Anstalten, die hier getroffen sind, um sie zur Arbeitsamkeit und einem thätigen Leben zu gewöhnen, so daß mehrere derselben noch einen regelmäßigen Briefwechsel mit ihren Schelmereigenossen in England unterhalten und auch hier an ihrem Verbannungsorte ihr schändliches Gewerbe mit Betrug und Diebstahl fortsetzen, oder doch bald wieder in solche Vergehungen verfallen, sobald sie nur einige Hoffnung des Gelingens vor sich sehen. Ich muß daher alle, welche diese Niederlassung besuchen, daran erinnern, daß dies eine Diebskolonie, ein Verbannungsort für Verbrecher ist.

Während meines ganzen hiesigen Aufenthalts, wel-

cher gegen sechs Monate dauerte, bemerkte ich eine schon hochgespannte gegenseitige Erbitterung zwischen dem Gouverneur und den Militär-Offizieren, von welchen mehrere nach England zurückgeschickt wurden, damit sie dort zur Verantwortung gezogen würden.

Es herrschte damals großer Mangel in der Kolonie an animalischer Nahrung, so wie überhaupt an Provisionen aller Art. Das Schiff Meerschwein wurde daher nach Otaheite abgeschickt, um daselbst Schweine einzuhandeln. Inzwischen langten auch einige amerikanische Schiffe auf ihrem Wege nach China hier an, welche auf Spekulation einen Vorrath von Rindfleisch und Mehl an Bord hatten; diesen verkauften sie daher mit beträchtlichem Gewinne an die hiesige Regierung.

Gut unterrichtete Leute versicherten, daß dieser Mangel in gewisser Hinsicht der irrigen Oekonomie der Regierung zuzuschreiben sey, da der von dem Gouverneur bestimmte Preiß des Fleisches nicht in gehörigem Verhältniße mit dem Arbeitslohne steht. Bei einer andern Einrichtung, wenn man z. B. den Preiß des Schweinefleisches von 6 Pence auf 8 Pence *) erhöhete, würde die Kolonie gewiß Schweine genug für die eigne Konsumtion liefern; denn hier hindert es weder das Lokale, noch irgend ein physischer Umstand, daß man nicht eine gute und hinreichende Zahl von Schweinen halten könnte.

*) Sechs Engl. Pence sind ungefähr 3 Gr. 6 Pf. und 8 Pence = 4 Gr. 8 Pf. sächs.

Zölle und Abgaben sind sehr frühe in dieser Kolonie eingeführt worden. Der größte Theil derselben ist von dem Gouverneur, vermöge der ihm hiezu verliehenen Gewalt, auferlegt worden; einige besondere aber sind durch einstimmige Bewilligung der vornehmsten Einwohner eingeführt worden. Es sind vorzüglich folgende:

	Pf.	Sch.	Pf.
Für die Erlaubniß der Schiffe in den Haven einzulaufen	—	15	—
Für die Erlaubniß zu handeln .	—	10	—
Für die Erlaubniß Holz zu fällen .	—	10	—
Für die Erlaubniß Wasser einzunehmen	—	10	—
Für den Zollschein	—	5	—
Für Pilotengeld	7	—	—
Für jeden Waarenballen, der vom Schiffe ans Land geschafft wird .	—	—	6
Für jedes Kolonialboot u. s. w. zum Küstenhandel	—	5	—

Diese Abgaben werden von dem Haven-Kapitäne erhoben, welchem für seine Bemühung 10 pro Cent von der Einnahme bewilliget sind. Das ganze Einkommen dieser Abgaben, die erwähnte Einnahmegebühr abgerechnet, ist für die Unterhaltung des hiesigen Waisenhauses bestimmt; zu demselben Zwecke wird auch der Betrag aller Geldstrafen und Konfiskationen und die Abgabe von 5 Pfund Sterling, welche jeder Speisewirth und Branntweinschenke, deren hier ungefähr zwanzig sind, für ihre verschiedenen Rechte entrichten müssen,

verwendet. Außer den gedachten Abgaben muß noch ein Zoll von einem Schilling von jedem Gallon (Maaß von 4 Quart) Branntwein aller Art, und von 6 Pence von jedem Gallon Wein, welcher hier eingeführt wird, entrichtet werden, dessen Einnahme zu Arbeiten für das gemeine Beßte, zum Bau und zur Unterhaltung der Gefängnisse und der Haupt-Straßen bestimmt ist.

Fünftes Kapitel.

Charakter der Ur-Einwohner von Neu-Süd-Wallis im Allgemeinen. — Besondere Anlagen zur Nachäffung. — Persönliche Eigenschaften und Art des Lebensunterhalts. — Bestrafung eines Verbrechers. — Bennelong, ein Neuholländischer Häuptling. — Sonderbare Gebräuche. — Häusliches Leben. — Heurathen. — Kuradschis.

So wenig lobenswürdig der Charakter der hieher verbannten Verbrecher und zum Theil auch der Ansiedler ist, eben so wenig Gutes verspricht auch der National-Charakter der Ur-Einwohner. Sollte unsre Niederlassung in Neu-Südwallis von dem Schicksale bestimmt seyn, sich einst durch einen höhern Grad von Cultur auszuzeichnen, so müßten ganz andere Mittel zur Civilisirung der Eingebornen angewendet werden, welche jetzt nur das schlechte Beispiel unserer, ihrer Vergehungen wegen hieher verbannten, Landsleute vor Augen haben.

Die Ur-Einwohner dieses entfernten Erdstrichs sind wahrlich ohne allen Vergleich die rohesten aller Erdbewohner. *) — Der Aufenthalt der Europäer hat, wie gesagt, noch nicht den mindesten Einfluß auf ihre Verfeinerung gehabt; sie sind noch ganz dieselben, wie zu Anfang der Niederlassung. Täglich sieht man Männer und Weiber dieses Volkes in den Straßen von Sydney und Paramatte, so mutternackt, als sie zur Welt gekommen sind. Vergebens haben die menschenfreundlicher denkenden hiesigen Beamten sich bemühet, den armseligen Zustand dieser Wilden zu verbessern; sie beharren noch immer in dem Genusse des ihnen so behaglichen Zustandes der Unabhängigkeit und der ihnen eigenen Lebensart, und haben taube Ohren für alles, was man ihnen hierüber sagt.

Sollte dies einem höhern Grade von Geistesstumpfheit zuzuschreiben seyn, als man gewöhnlich bei Wilden findet? — Gewiß nicht! denn, wenn eine genaue Beobachtung und lebhafte Auffassung alles Lächerlichen für einen Beweiß von natürlichen Anlagen gelten kann, so fehlt es den Ur-Einwohnern von Neu-Südwallis gewiß nicht daran. Sie sind so geschickt die auszeichnenden Eigenheiten, das Aeußere, den Gang, die Geberden und Mienen aller der Europäer, die seit Gouverneur Philipp's Zeiten hier waren, auf das ge-

*) Sollte es nicht noch rohere Wilde in Amerika, z. B. die Feuerländer, oder die barbarischen Gallaer und Schaggarr im Innern von Afrika — geben?

naueste nachzuahmen, so daß sie als eine lebendige Darstellung ihres verschiedenen Betragens und ihres Charakters angesehen werden können. Den Gouverneur Philipp und den Oberst Groß stellen sie nach dem Leben dar. Noch jetzt, wenn sie bei einem von unseren Landsleuten, bei einem Offizier oder auch wohl bei einen verbannten Verbrecher irgend etwas Ausgezeichnetes bemerken, es sey ein besonderer Blick, oder ein Fehler im Gange, ein linkisches oder ein stolzierendes Aeußeres, ein Stammeln oder Schnarren im Sprechen, so fassen sie es sogleich auf, und äffen es so nach, daß man unmöglich das Original verkennen kann. Auch haben sie von den Verbrechern die Ausdrücke des niedrigsten Londoner Pöbels gelernt, und wenn es zu Zänkereien kömmt, so können sie so gut schimpfen, als diese.

Dies ist aber auch alles, was sie zur Zeit noch in dem Umgange mit den Europäern gewonnen haben. In jeder andern Rücksicht scheinen sie aller Verbesserung oder Aenderung ganz unfähig zu seyn. Sie sind noch immer ganz ohne Schutz gegen die Einwirkungen des übeln Wetters, so wie gegen die Abwechselung von Wohlleben und völliger Hungersnoth, welche gewöhnlich das Leben der Wilden so unsicher machen. Was ihre körperliche Gestalt betrifft, so ist ihre Magerkeit zum Sprichworte geworden. Ihre Haut ist mittelst scharfer Muschelschaalen tättauirt; ihr Gesicht mit Muschelkalk und rothem Harze beschwiert; und ihr Haar ist mit Moos bedeckt und mit Haifischzähnen besteckt, welches

sie für eine besondere Zierde halten. Durch den Nasenknorpel stecken sie sich ein Stückchen Holz, und so erscheinen sie als die ekelhafteste und widerlichste Völkerschaft auf der Welt.

Sie ziehen ihre meiste Nahrung aus den Flüssen und aus dem Meere, welches das große Proviant-Magazin aller Bewohner der Inseln und Länder der Südsee ist, ohne welches sie ihr Leben nicht fristen könnten. — Es ist daher auch leicht zu schließen, daß auf Neuholland die Seeküsten weit stärker bevölkert sind, als das Land im Innern. — Ein todter Wallfisch, der an diese Küsten getrieben wird, giebt den Neuholländern einen köstlichen Schmauß; dann haben sie vollauf und leben herrlich. Dann läuft Alles herbei und der Wallfisch wird selten verlassen, als bis alle seine Knochen rein abgenagt sind. — Statt des Brodes essen sie eine Art von Wurzeln, welche einigermaßen dem Farrenkraute ähnlich sind; diese Wurzeln werden geröstet, zwischen zwei Steinen zerquetscht und dann mit Fischen u. dgl. vermischt; und dies ist ihre gewöhnliche Speise. Man findet hier Austern oder Muschelthiere von ausserordentlicher Größe, von welchen dreie hinreichend sind, einen Mann vollkommen zu sättigen. Die Klippen sind mit einer kleineren Art Austern bedeckt, die weiter nichts kosten, als die kleine Mühe, sie wegzunehmen und aufzubrechen.

Einige von den Eingebornen haben doch noch Etwas durch unsere Niederlassung unter ihnen gewonnen, nämlich sie haben unsre Fischangeln und andre Fischergeräth-

schaften, deren Vorzüge vor den ihrigen ihnen auffallen mußten, angenommen, welche die Bewohner der Nachbarschaft der Kolonie entweder geschenkt, oder durch Tausch gegen Fische und Austern erhielten. — Selten lassen sie sich zu irgend einer Arbeit gebrauchen; nur zuweilen, wenn sie guter Laune sind, fällt es ihnen bei, mit an einem Fischnetze oder an einem Boot im Haven ziehen zu helfen; aber zum Ackerbau oder zu anderen Geschäften scheinen sie eben so wenig Lust und Geschicklichkeit zu besitzen, als die Thiere des Feldes.

Es fehlt ihnen jedoch auch gar nicht an persönlicher Tapferkeit. In den förmlichen Schlachten sowohl, welche die Bewohner eines Theils des Landes, oft denen eines andern liefern, als auch in einzelnen Gefechten und Zweikämpfen zeigen sie, wenn es die Gelegenheit erfordert, den entschlossensten Muth. Sie vertheidigen sich gegen den Wurf der Speere der Angreifenden bloß mit Schilden von dicker Rinde, die sie ihnen entgegen halten. Ehe der Angriff beginnt, singen die Kämpfer gemeinschaftlich eine Art von Lied; stufenweise erhebt sich das Geschrei, bis sie sich in eine völlige Raserei versetzt haben, wo dann ihre Bewegungen konvulsivisch werden, und jeder Gesichtszug Wuth ausdrückt. Die Veranlassungen dieser Kriege scheinen meistens von Eifersucht wegen ihrer Weiber herzurühren, wo sie dann zur Wiedervergeltung wieder welche ergreifen und entführen. Der Krieg fängt gewöhnlich mit einem Zweikampfe an, und das Gefecht wird dann erst nachher allgemein. Nirgends findet man eine so entschlossene Tap-

ferkeit, wie bei diesem Volke. Sie werfen ihre Speere mit solcher Gewalt, daß die Schilde ganz davon durchbohrt werden. Ob ihnen gleich das Ausziehen der Speere aus der Wunde, wenn sie damit getroffen werden, den äußersten Schmerz verursacht, so geht doch ihre Standhaftigkeit oder vielmehr Gefühllosigkeit so weit, daß sie keine scheinbare Empfindung äußern. Auch sieht man sie nie, oder höchst selten, von dem Schlachtfelde fliehen.

Ein einziges Mal war ich wirklich selbst Augenzeuge, daß ein Neuholländer vor seinen Feinden floh; dies war aber ein ganz besonderer Fall. Nämlich der Flüchtling war ein Mann, der wegen irgend eines Verbrechens zu einer exemplarischen Strafe verurtheilt war. Ungefähr vierzehn seiner Kammeraden wurden dazu erwählt, die Strafe an ihm zu vollziehen; sie stellten sich in Gestalt eines halben Mondes um ihn her, und warfen ihre Speere nach ihm; der arme Tropf hatte nichts als seinen Schild aus Baumrinde zu seiner Vertheidigung, womit er die Würfe auffieng. Sie fiengen damit an, daß sie ihre Speere in verschiedenen Richtungen nach ihm warfen, welchen der Verurtheilte mit der bewundernswürdigsten Geschicklichkeit auswich; auch würde er wahrscheinlich alle Würfe glücklich ausparirt haben, wenn seine Angreifer in gerader Linie vor ihm gestanden wären; da sie ihn aber umringten, so empfieng er mehrere schwere Wunden; endlich riß er aus und floh in die Stadt Sydney, wo er niederstürzte und starb. — Hier ist auch der Gebrauch, daß, wenn einer umgebracht wird, es sey in einer Schlacht, oder durch einen unglück-

lichen Schlag, bei einem aus Zorn entstandenen Streite, der Mörder desselben genöthigt ist, sich zur Vertheidigung gegen eine bestimmte Zahl von Speeren zu stellen, welche die Hinterbliebenen des Getödteten auf ihn abschleudern; bleibt er bei Leben, so ist aller Streit zu Ende; wird er aber getödtet, so muß der, welcher den tödtenden Speer auf ihn abschleuderte, ebenfalls sich den Speeren der andern bloß geben.

Die Schärfe des Gesichts und Gehörs dieser Wilden ist wirklich außerordentlich; sie können in weiter Entfernung Töne hören und Dinge sehen, die ein Europäer nicht im Stande ist zu bemerken. Daher taugen sie sehr gut in den Wäldern zu Führern für unsere Jäger; sie erkennen ein Stück Wild, ehe noch ein Europäer dasselbe gewahr wird. Sie sind auch überhaupt die geschicktesten Schützen, die man finden kann, und ich sah einen, der einen Vogel nicht größer als eine Taube in einer Entfernung von 30 englischen Ellen niederwarf.

Sie schlafen meistens ohne Bedeckung unter freiem Himmel, oder in einer armseligen Hütte, die eben so wenig gegen den Winterfrost und Stürme hinreichend geschützt ist. Bei sehr schlimmem Regenwetter verkriechen sie sich in Felsenhölen und zünden Feuer bei dem Eingange derselben an, bis das Wetter vorüber ist. Man sagt, daß sie sich sehr vor Gespenstern und Erscheinungen fürchteten. Ihre Kanots sind aus Baumrinde gemacht, welche in kleinen Spänen zusammengebunden wird; die armseligsten Fahrzeuge, die man sich denken kann; sie sind ge-

wöhnlich halb mit Wasser angefüllt, und bloß die natürliche Leichtigkeit der Materialien, welche immer auf dem Wasser schwimmen, verhindert, daß sie nicht augenblicklich sinken. In einem so gebrechlichen Kahne sieht man oft eine ganze Familie beisammen, welche mit dem Fischfang beschäftigt ist; in der Mitte des Kahns unterhalten sie glühende Asche, worauf sie die Fische, welche sie fangen, auf der Stelle rösten oder eigentlich nur erwärmen.

Seit die Europäer sich hier niedergelassen haben; sind diese Wilden in den Bemühungen, sich ihren Lebensunterhalt zu verschaffen, noch kühner geworden, und die entferntern Pflanzer leiden oft viel von ihren Diebereien. Es ist ja leichter und mühloser, zu stehlen, als Fische zu fangen, und wenn man aus ihren Diebstählen schließen darf, so schmecken ihnen Kartoffeln und Wälschkorn besser, als ihre armselige Kost. Glücklicherweise entspringt aus diesem Mangel an Lebensmitteln bei den Eingebornen, der einzige Vortheil für die Regierung des Landes, daß die hierher verbannten Verbrecher von dem Ausreißen zurückgeschreckt werden. Einige derselben haben anfangs die Tollheit begangen, einen solchen Versuch zu wagen; aber sie fühlten bald genug die Folgen ihrer Verirrung, und kehrten schnell wieder zurück, um sich in ihre vorige Sklaverei selbst wieder zu überliefern. Einige, die aus Furcht vor der Strafe wegen ihrer Desertion nicht sobald zurückkehrten, starben entweder vor Hunger, oder wurden von den Eingebornen ermordet.

Bei der ersten Anlegung dieser Kolonie, hatten die Britten sehr wenigen Verkehr mit den Eingebornen, weil diese die Ankunft der fremden Gäste sehr ungern sahen. Nur durch das freundschaftlichste zuvorkommendste Betragen, und durch mancherlei Kunstgriffe konnte es der Gouverneur dahin bringen, daß sie besänftigt wurden, und sich den neuen Ansiedlern näherten. Einer von den Häuptlingen dieser Wilden, Namens Bennelong *), wie man sagt, ein berühmter Krieger, wurde auf eine sonderbare Art erhascht; er hatte nämlich ein großes Wohlgefallen an der Jacke eines Matrosen gefunden, und diese wurd ihm auf der Stelle angeboten, und ein Matrose beordert, ihm dieselbe anziehen zu helfen. Dieser Schelm legte sie ihm verkehrt an, so daß er des Gebrauchs seiner Arme beraubt ward, wodurch die Britten den halsstarrigen Wilden in ihre Gewalt bekamen.

Es ist aber gewiß nicht einerlei, einen Wilden von Neu-Südwallis zu fangen und ihn zum gesitteten Menschen zu bilden. Vergebens verschwendete der Gouverneur alle Aufmerksamkeit auf ihn, erwies ihm alle Freundschaft, bekleidete ihn und machte ihm täglich neues Vergnügen; alle diese Sorgfalt war verschleudert. Der Wilde machte mehrere Versuche, sich wieder in Freiheit zu setzen, aber sie mislangen. Diesen Wilden nahm Kommodore Philipp mit nach England, als er dahin

*) Kapt. Hunter schreibt diesen Namen Banalong. Man sehe in dessen historischen Nachrichten ein Mehreres von diesem Manne. D. H.

zurückreiſete, um ihn in London als ein Muſter oder Pröbchen von der Nation der Neuholländer darzuſtellen. Aus Gutmüthigkeit und wohl auch thörichter Laune, ward er von der ſogenannten großen Welt mit Gunſtbezeugungen und ausgezeichneter Behandlung überhäuft; denn alles Neue entzückt. —

Man erzählte mir eine Anekdote von der Einfalt der Neuholländer, deren Wahrheit ich jedoch nicht ganz verbürgen will, obgleich die Unwiſſenheit dieſer Leute den Vorfall gar nicht unglaublich macht. Nämlich die Matroſen eines Schiffes, das im Haven lag, hatten am Ufer einen Feldkeſſel mit Fiſchen über dem Feuer ſtehen, welche geſotten wurden; einige Eingeborne ſahen es, warfen lüſterne Blicke auf den Keſſel, und lauerten die Gelegenheit ab, um insgeheim und behende einen Fiſch herauszuholen; ſchnell tauchten ſie die Hände in das ſiedende Waſſer im Keſſel, aber eben ſo ſchnell zogen ſie ſie wieder zurück, da ſie eine unſichtbare Macht hier feſtzuhalten ſchien, und rannten mit angſtvollen Geſichtern, brüllend wie verwundete Stiere davon. Ich kann dieſer Erzählung um ſo eher Glauben beimeſſen, da ich aus eigner Erfahrung weiß, daß dieſe Wilden, ihre erwähnte Nachäffungskunſt ausgenommen, ſelten im Stande ſind, zwei Ideen mit einander zu verbinden. *) —

*) Deſſen bedurfte es hier auch nicht. Die Neuholländer, die keine dazu tauglichen Gefäſſe beſitzen, haben auch keinen Begriff von ſiedendem Waſſer, und folglich konnten ſie hier die Wirkung deſſelben nicht vorausſehen, die ihnen allerdings ſehr wunderbar vorkommen mußte. D. H.

Während Bennelong sich in England aufhielt, wurde er mehreren Personen vom hohen Adel und von den ersten Familien des Königreichs vorgestellt, welche ihn mit Kleidungsstücken und andern Sachen beschenkten, welchen jeder andere Wilde einen unschätzbaren Werth beigelegt haben würde; so dachte aber Bennelong nicht; denn kaum war er wieder in seinem Vaterlande angekommen, so vergaß er alles, und legte sogar den Schmuck und die Hülfsmittel zur Verbesserung seines Zustandes, die er auf seiner Reise eingeärndtet hatte, bei Seite, und kehrte zu den garstigen und rohen Sitten seines Landes zurück, gerade als ob die Erfahrungen, die er gemacht hatte, seine Vorliebe für dieselben nur vermehrt hätten. Er warf seine Kleider als eine lästige Bürde weg, die nur dazu dienten, den freien Gebrauch seiner Gliedmaaßen zu beschränken, und er ward wieder ein völliger Neuholländer, als ob er nie die Wildnisse seines Vaterlandes verlassen hätte. Dasselbe bemerkt man an allen seinen übrigen Landsleuten, die oft von den Europäern Kleider erbetteln, aber höchst selten zum zweiten Male sich in denselben sehen lassen.

Es kann jedoch auch nicht geläugnet werden, daß er nicht wenigstens einige Vorschritte vor seinen Landsgenossen durch den Umgang mit Europäern gethan hat; er kann zum Beispiel sich mit Vergnügen und Interesse von dem Gesehenen unterhalten. Die Namen der Ladies Sydney und Dundas werden oft von ihm genannt und scheinen ihm aus Dankbarkeit unvergeßlich zu seyn, da diese schönen Damen sehr viel für ihn gethan haben.

Es ist auch nicht uninteressant, ihm zuzuhören, wenn er von den Wunderdingen erzählt, die er während seines Aufenthalts in England gesehen hat. Auffallend ist es, daß er mit sichtbarem Vergnügen einen Vorfall erzählt, der seine Lieblingsgeschichte zu seyn scheint, und folgender ist: — Er war eines Abends in dem Hause eines angesehenen Mannes, umringt von neugierigen Begaffern; ein alter Herr, der bloß einen Blick auf ihn geworfen hatte, nahm dann keine weitere Notiz mehr von ihm, trotz des neugierigen Zudringens der Uebrigen; er nahm gemächlich eine Prise Schnupftobak und bat die Gesellschaft, ihm die Flasche zukommen zu lassen, die eine Zeitlang in Vergessenheit gerathen war. Diese Antheillosigkeit, und unbiegsame Ernsthaftigkeit scheint auf Bennelong's Gemüth mehr Eindruck gemacht zu haben, als all das wunderbare Neue und der Glanz, den er diesen Abend sah. Aus dem Vergnügen, mit welchem er diesen Vorfall erzählt, läßt sich schließen, daß er ohne Zweifel den alten Herrn für den weisesten in der Gesellschaft und vielleicht für den größten Weisen in ganz England hält.

Die Neugierde, mit welcher man diesen Wilden in England betrachtet hat, ist leicht zu entschuldigen, da der Wunsch, ein neu aufgefundenes Volk näher kennen zu lernen, so natürlich ist, und da Bennelong, der wie gesagt, ein Häuptling der Neuholländer war, für einen Inbegriff seiner Nation gelten konnte. Dieser Mann ist jetzt dem Trunke so sehr ergeben, daß er gewiß niemals nüchtern wäre, wenn er nur immer Brannt-

wein haben könnte, und wenn er berauscht ist, dann ist er unausstehlich unartig. Zwar bereut er seine Ungezogenheiten, wenn er wieder nüchtern ist; aber kaum hat man ihm dieselben verziehen, so verfällt er wieder in neue Unarten, die alle Geduld ermüden. Er ist ein wahrer Wilder, an welchem alle Hoffnung zur Besserung und Sittenverfeinerung gänzlich verloren ist. — Bei meiner Abreise wurde er als ein, jeder Besserung unfähiger, Wüstling nach Coventry geschickt.

Ein sehr menschenfreundlicher Herr machte den Versuch, zwei neuholländische Kinder, einen Knaben und ein Mädchen durch Erziehung zu bilden, indem er glaubte, daß die moralische Bildung solcher Leute von der frühesten Kindheit an ihren Anfang nehmen müsse, wenn sie gelingen solle.

Man wandte die möglichste Sorgfalt und Aufmerksamkeit auf die Erziehung, Wartung und Verpflegung dieser Kinder; sie wurden mit Nahrung, Kleidern und allem versehen, was dazu erforderlich war, um ihnen ihre Lage angenehm zu machen, und sich an europäische Sitten zu gewöhnen. Erst als sie erwachsen waren, wurde ihnen die Wahl ihrer künftigen Lebensart freigelassen; aber sie zögerten nicht, allen ihren europäischen Bedürfnissen sogleich zu entsagen; mit Verachtung legten sie alle Gewohnheiten des gesitteten Lebens ab und eilten zu ihren Landsleuten, deren wildes, unsicheres und dürftiges Leben sie dem Ueberflusse und den Bequemlichkeiten der kultivirten Welt vorzogen. — Die

Beispiele dieser Art sind so zahlreich, daß man dadurch verleitet wird, zu glauben, die Neuholländer seyen von Natur aller feinern Kultur unfähig. Ihre Neigung zu einer wilden, umherschweifenden Lebensart läßt ihnen nicht zu, sich anhaltend mit etwas zu beschäftigen, oder sich an einer Stelle festzusetzen. Nur das unstäte Leben der Jäger und Fischer, wo sie ihre Wohnplätze nach Laune ändern können, so wie es der Ueberfluß oder Mangel an Lebensmitteln nöthig macht, kann ihren unbeschränkten Hang zur Abwechselung befriedigen. —

Dieselbe unglückliche Neigung, welche alle feinere Kultur hindert, findet man bei allen Südsee-Insulanern. Entweder ist diese Neigung durch lange und frühere Gewohnheit so tief gewurzelt, oder wird durch ein falsches Ehrgefühl erhalten, das man es für einen Beweiß von Muth ausgiebt, wenn man den vaterländischen Boden und die vaterländische Lebensart nicht verläßt. Doch, darin zeichnen sich die Eingebornen von Neu-Südwallis von allen anderen Südsee-Insulanern aus, daß man auch nicht die mindeste Spur von natürlicher Schamhaftigkeit bei ihnen findet.*) — Täglich schenkt man einem oder dem andern Kleidungsstücke, und doch sieht man sie immer in den Straßen von Sydney und Paramatta mutternackt umherlaufen. Meines Erachtens bilden diese Neuholländer die

*) Auch die Peliuaner gehen ganz nackt.

D. H.

stupideste und fühlloseste Menschenrasse, die ich je gesehen habe.

Man findet bei diesen Wilden ganz und gar keinen Schein von Regierungsform, noch eine Familie oder eine Person, welche vor andern als Gewalthaber, Oberhaupt oder König ausgezeichnet wäre. Bloß Leibesstärke oder Tapferkeit geben einem Manne eine gewisse Ueberlegenheit oder einen Vorzug, der aber weiter keinen Vortheil gewährt, als daß ein solcher Mann desto öfter aufgefordert wird, die wirklichen oder eingebildeten Beleidigungen zu rächen, die seine Freunde oder Nachbaren erlitten haben. — Die Neuholländer kennen keine andere Eintheilung des Landes, als nach den Familien, welche einzelne Stellen bewohnen oder häufig besuchen, nach welchen auch diese Gegenden benannt werden. So heißen die Familien, welche an der Botanybai wohnen: Widgal, diejenigen an der Rosenbai heißen Kardagal, an der Brokenbai wohnen die Kameragal und bei Paramatta die Wangal. Einer ihrer berühmtesten Krieger Namens Kolbe*) war ein Waggal und Bennelong ein Wangal.

Zuweilen verheurathen sich die Neuholländer auch in andre Familien; doch scheint es, daß sie eine eheliche Verbindung zwischen nähern Verwandten, als Geschwisterkindern für unerlaubt halten. Bei ihren Heurathen beobachten sie keine besonderen Ceremonieen; hin-

*) Hunter schreibt diesen Namen Coalby. D. H.

gegen ist ihre Freierei seltsam genug. Wenn nämlich ein junger Mann ein Mädchen sieht, das ihm gefällt, so meldet er ihr, daß sie ihn nach Hause begleiten müsse; das Mädchen weigert sich; dann aber erzwingt der Freier die Nachgiebigkeit des Mädchens nicht bloß durch Drohungen, sondern auch durch Schläge; auf diese Weise kann dem Liebhaber der Sieg nicht fehlen, und er führt dann das Mädchen, das sich nur zum Scheine widersetzte, als ein tapferer Kämpfer mit sich fort. Anfangs standen die Kolonisten in dem Wahne, die Weibspersonen würden auf diese Art wider ihre Neigung zur Ehe gezwungen; aber die jungen Weiber bekräftigten ihnen selbst, daß dieser Gebrauch bloß eine Art von Galanterie und ganz nach ihrem Geschmacke sey.

Die Weiber scheinen den Ehemännern, von welchen sie auf diese Art gewählt worden sind, treulich ergeben zu seyn. Die Männer sind auch äußerst eifersüchtig auf ihre Weiber, und dazu mögen sie auch wohl sehr gegründete Ursache haben. Aus dieser Quelle entspringen die meisten ihrer Streitigkeiten, welche gemeiniglich bloß zwischen zwei oder drei einzelnen Leuten ihren Anfang nehmen, dann sich aber bald auf ganze Familien, und selbst auf die benachbarten Stämme erstrecken. Bei solchen Veranlassungen sind die Gefechte, wie wir schon angemerkt haben, über alle Begriffe wüthend, und enden sich selten, ohne daß mehrere von den Streitenden todt auf dem Platze liegen bleiben. Sie werfen ihre Speere und pariren den Würfen derselben mit ungemeiner Geschicklichkeit aus. Kommen sie aber in einem engen

Raume nahe an einander, so schlagen sie mit ihren schweren Streitkeulen eben so geschickt und mit dem entschlossensten Muthe auf einander los. — Da diese Wilden kein anderes Eigenthum besitzen, als ihre Weiber, so sind diese auch gewöhnlich die Ursache aller Streitigkeiten, und dann die Beute des Siegers. Mit Nothzüchtigung endet sich dann die Beleidigung, die den Weibern angethan wird; aber es scheint, daß die Neuholländerinnen dies nicht für ein großes Unglück ansehen.

Das Kindergebären scheint hier von den gewöhnlichen Regeln eine Ausnahme zu machen. Bei der Niederkunft haben die Weiber selten einen andern Beistand, als den ihrer Ehemänner, welche ihnen etwas Wasser reichen. Wenn nun die Natur, welche hiebei ihre einzige und beste Gehülfin ist, das Kind ohne große Mühe und ohne besondere Schmerzen der Gebärerin zur Welt gebracht hat, so geht die Mutter wenige Stunden darauf wieder an ihre gewöhnliche häusliche Arbeit. *) Das neugeborne Kind wird in eine Art von Korb gelegt, der aus der Rinde des Theebaums **) gemacht ist, und mit einer ängstlichen Sorgfalt gestillt und auferzogen, welche diesen Wilden wahrhafte Ehre macht. Bei ihrer rauhen und armseligen Lebensart erreicht, wie man berechnet hat, kaum ein Kind von vieren das Alter von

*) Dasselbe findet man bei den meisten wilden Völkern, besonders bei den Negern. D. H.

**) Melaleuca trinervia? D. H.

drei Jahren; daraus läßt sich die geringe Bevölkerung dieses Landes erklären. Das Kind, wenn es ein Junge ist, kann kaum seine Glieder bewegen, so wird es schon zum Speerwurfe gewöhnt, indem man ihm ein Rohr oder Stück Schilf in die Hand giebt und es damit übt. Den Mädchen werden in der Kindheit zwei Glieder von dem kleinen Finger der rechten Hand abgelöset. Diese Glieder werden durch starkes Unterbinden abgenommen und dann in das Meer geworfen, damit das Kind nachher im Fischfange glücklich sey. Eben so ist es hier gebräuchlich, daß man den Knaben zur Zeit ihrer Mannbarkeit einen von den Vorderzähnen ausreißt. Diese Operation wird auf eine ganz einfache Art von den Kuradschis, oder den vermeinten klugen Männern verrichtet, welche den Zahn bloß mit einem Steine herausschlagen. Diese Ceremonie hat nur alle drei oder vier Jahre Statt; bei dieser Gelegenheit versammeln sich alle jungen Leute aus den benachbarten Bezirken mit ihren Freunden, und bei dieser feierlichen Zusammenkunft wird ein Fest gehalten, das mit Tanz gefeiert wird. Knaben, welche bei dieser Operation eine unerschütterliche Standhaftigkeit beweisen, werden für Jungen gehalten, welche viel für die Zukunft versprechen; und da diese Ceremonie zugleich die Einweihung zum männlichen Alter ist, so darf der auf diese Art eingeweihte Jüngling von dem Tage dieser Feierlichkeit an, sich gegen Feinde schlagen und Kängurus jagen. — Ich sah einmal ein Dutzend solcher Jungen, welche einen von ihren Kameraden wegen irgend einer Sache abstrafen wollten. Diese kleinen Bursche beeiferten sich eben so sehr, als erwachsene

Krieger, sich durch Heldenmuth auszuzeichnen; der Angeklagte vertheidigte sich mit dem entschlossensten Muthe, und warf die Speere seiner Gegner mit verdoppelter Kraft zurück. Es war auch ein gewandter, tapferer Bursche.

Trotz ihrer Tapferkeit fürchten sich doch die Neuholländer gar sehr vor dem Feuergewehre, welches den entfernteren Pflanzern zu einem großen Vortheile gereicht, da die Wilden dadurch von den Anfällen abgehalten werden, welchen sie sonst ganz gewiß ausgesetzt wären, und gegen die sie sich nicht so leicht vertheidigen könnten.

Die Kurabschis sind sehr alte Männer, welche bei diesen Wilden in großem Ansehen stehen, sind ihre Aerzte, welche Krankheiten heilen, werden bei allen wichtigen Angelegenheiten um Rath gefragt, und sind die Schiedsrichter bei ihren Streitigkeiten. Sie geben vor, zukünftige Dinge vorher zu wissen, und Umgang mit den Geistern ihrer verstorbenen Freunde zu haben. Einige Familien behaupten, die prophetische Gabe ererbt zu haben; aber um Kredit zu haben, müssen die Leute alt seyn, denn so wie in England nur ein altes Weib eine Hexe seyn kann, so kann hier auch nur ein alter Mann ein Kurádschi oder Zauberer seyn.

Sechstes Kapitel.

Abreise von Port-Jackson. — Norfolk-Insel. — Schönheit und Fruchtbarkeit dieser Insel. — Ermunterung des Gouverneurs zur Industrie. — Preise der Lebensmittel.

Da der Vorrath von Waaren täglich hier durch neue Zufuhr aus verschiedenen Gegenden vermehrt wurde, und noch überdies unter anderen unglücklichen Umständen, auch der Fall eintrat, daß die Regierung für ungefähr 11 bis 12,000 Pfund Sterling Waaren überhaupt zu 25 pro Cent unter dem ersten Ankaufpreise losschlug, wodurch dann der Handel, der ohnehin schon geringe war, vollends stockte. Baares Geld war nun gar nicht mehr im Umlaufe; selbst die Waaren, welche die Regierung verkauft hatte, wurden mit Getraide bezahlt.

In diesen Umständen, und da ich schon einen Versuch mit der Uebersendung eines kleinen Waarentransports nach der Norfolk-Insel gemacht, und dadurch in Erfahrung gebracht hatte, daß noch Geld in dieser Niederlassung vorhanden sey, so entschloß ich mich, selbst dahin zu gehen, und bei dieser Gelegenheit auch die Zahlungen für meine frühere Sendung einzukassiren.

Ich wurde hier mit Gefälligkeit und Gastfreiheit aufgenommen; ich fand aber zu meinem Verdrusse, daß auch hier die Regierung mir zuvorgekommen war, indem sie einen Theil der Waaren, die sie um den niedrigen

Preis von 25 pro Cent unter dem ersten Ankauf losschlug, für das Bedürfniß der Insel hierher geschickt hatte.

Bei meiner ersten Ankunft auf dieser Insel, ward ich entzückt von dem herrlichen Anblicke dieses kleinen Fleckchens Erde; die ganze Oberfläche war durchaus mit einem Dunkelgrün überkleidet, das die Ueppigkeit der hiesigen Vegetation bewies. — Der ganze Umfang der Insel beträgt etwas mehr als 15 engl. (= 3 ½ geogr.) Meilen *), und in Betracht dieser geringen Ausdehnung muß ich gestehen, daß ich nie eine eben so schöne Landstrecke gesehen habe; ja ich glaube beifügen zu dürfen, daß es wenig Länder von gleicher Größe giebt, welche mit diesem verglichen werden könnten. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß die Insel ein Garten ist, dessen größter Theil ein weitausgedehntes Treibebeet ist; denn die Bergecken ausgenommen, die sich in das Meer hinaushängen, findet man schwerlich ein einziges Fleckchen, das minder fruchtbar wäre, als der übrige Boden der Insel.

Diese Insel wurde bald nach der Besitznehmung von Port-Jackson von dem ersten Gouverneur Philipp zu einer Kolonie gemacht; denn da die Zahl der ihm übergebenen Verbannten zu groß für den ersten Anfang war, so theilte er die Verbrecher in zwei Theile; den

*) Sie ist (nach King in Hunter's historischen Nachrichten, II. S. 194) 6 engl. Meilen lang, 4 breit, und enthält 14,000 engl. Morgen Landes. D. H.

minder zahlreichen, aber verworfensten Theil derselben, schickte er auf die Norfolk-Insel, und seither ist es zur Regel geworden, daß die niederträchtigsten Verbrecher, und die, welche zum zweiten Male straffällig werden, auf diese Insel verbannt werden. Eine Strafe, die bloß durch den engen Umfang der Insel einigermaaßen furchtbar wird; denn in jeder andern Hinsicht betrachtet, ist der hiesige Aufenthalt, dem zu Port-Jackson vorzuziehen; da die Schönheit des Landes und die Fruchtbarkeit des Bodens ungleich größer ist *)

Ein vielsagender Umstand, der diese Niederlassung zu einer Lieblingsidee des Gouverneurs Philipp machte, war, wie man sagt, die allgemeine Meinung, daß die (neuseeländische) Flachspflanze **) auf der Norfolk-Insel einheimisch sey: gewiß ein sehr großer Vortheil, wenn die Erfahrung diese Sage bestätigt hätte. — Was das Klima betrifft, so ist dasselbe ungemein angenehm und gesund; die Insel liegt unter dem 29sten Grade der Breite, und daher ist das Klima immer gemäßigt, nie zu heiß und nie zu kalt. Ohne die Beihülfe von irgend einem Dünger, giebt der Boden jährlich zwei Aerndten, die eine von Waizen, der im April oder zu Anfang des

*) Man sehe die Geschichte dieser Niederlassung in Hunter's historischen Nachrichten und in King's Tagebuch. D. H.

**) Phormium tenax. Nach King soll sich doch wirklich bei der Besitznehmung der Insel diese Pflanze gefunden haben. (Hunter's histor. Nachrichten II. S. 200.)

Mais gesäet, und gewöhnlich im Oktober geschnitten wird. Acker wird dann aufs neue bearbeitet und Mais darin gepflanzt, welcher zur nächsten Saatzeit geärndtet wird. Man hat mich auch versichert, daß mehrere Pflanzer diese Art der Ackerbestellung eine lange Reihe von Jahren nach einander getrieben haben, ohne daß sie die mindeste Abnahme in den Produktionskräften des Bodens bemerkt hätten. Ja, die Fruchtbarkeit ist hier, trotz des Mißbrauchs, den Habsucht und Unwissenheit davon machen, so groß und unerschöpflich, daß die einzige Ackerarbeit darin besteht, das Unkraut auszurotten, dessen üppiger Wuchs der schädlichste Feind dieser sicilischen Aerndten ist.

Es wäre ungerecht, hiebei nicht zu erinnern, daß die Einwohner dieser Insel weit arbeitsamer sind, als die Ansiedler von Port-Jackson, welches vielleicht der größern Fruchtbarkeit des Bodens zuzuschreiben ist; da der glückliche Erfolg der Arbeiten immer ein mächtiger Antrieb für den Arbeiter ist. Nur ein Umstand hindert hier wirklich das weitere Aufblühen des Wohlstandes dieser Pflanzer, nämlich ihr Hang zum Trunke, der so stark ist, daß sie nicht bloß auf eine Stunde oder einen Tag sich berauschen, sondern eine ganze Woche lang in Einem fort. Ohne diese Tollheit würden viele derselben schon längst sich ein ruhiges und unabhängiges Leben verschafft haben. Ein solches Glück wird ihnen aber nicht zu Theil; denn trotz aller Fruchtbarkeit des Bodens und der gedoppelten Aerndte, lebt doch der größte Theil derselben in Armuth, und zwar in einer Armuth, welche

gar kein Mitleiden verdient, da sie die Folge ihrer Thorheit und Laster ist. Doch muß man nicht glauben, daß es nicht auch Ausnahmen giebt, Leute, welche ganz das Gegentheil von den Anderen sind; aber leider sind diese selten!

Der Ackerbau erfordert hier eine beständige und sorgfältige Aufmerksamkeit; denn so wie diese auch nur auf eine kurze Zeit nachläßt, so nimmt das üppig wachsende Unkraut so außerordentlich schnell überhand, daß man mit Verwunderung sieht, wie es das Getraide zu ersticken drohet. — Während meines Aufenthalts auf dieser Insel, hat der Gouverneur selbst in eigener Person ein edles Beispiel von Industrie und von seiner ununterbrochenen Sorgfalt für das Emporkommen des Ackerbaues gegeben. Um den Arbeitsfleiß zu ermuntern, war er so staatsklug, daß er denselben als ein Mittel betrachten ließ, um sich in Gunst zu setzen, und Belohnungen zu erhalten; denn die Belohnungen der Regierung (hier hat die Regierung Belohnungen und die Gewalt Einfluß) werden nur unter diejenigen vertheilt, deren Felder Beweise ihres Fleißes geben. Im Gegentheile werden diejenigen, deren Acker die Nachläßigkeit der Anbauer beweisen, hintangesetzt und mit Verachtung behandelt.

Während seiner Amtsführung war dieser Gouverneur eifrigst bemühet, den Absichten der Regierung gemäß, weite Strecken unbesetzten Landes anbauen zu lassen; so auch mehrere niedrige Thäler, welche einen vor-

trefflichen Wieswachs haben, weil sie von durchlaufenden Bächen bewässert werden, einhägen zu lassen. Diese Thalgründe werden zu Weideplätzen für die Schweine der Kolonie gebraucht. Diese Thiere werden täglich mit einer Portion Mais gefüttert, und werden dabei in sehr kurzer Zeit fett. Auf diese Art wurde der Gouverneur der Norfolk-Insel in den Stand gesetzt, die Kolonie von Jacksonsport, in der Zeit, wo es dieser an Schlachtvieh fehlte, mit Schweinefleisch zu versehen.

Das Pfund Schweinefleisch kostet hier geschlachtet, 6 Pence (3 gr. 6 pf.) und am lebenden Schweine 4 Pence (2 gr. 4 pf.). Wenn man aber den Kaufpreis in Branntwein bezahlt, so bekömmt man die Schweine um die Hälfte. Denn da die Regierung das Branntweinbrennen weislich verboten hat, so kaufen die Pflanzer dieses Getränke um jeden Preis. — Ein Scheffel (Bushel *) Waizen kostet 8, Mais 4, indianisches Mehl (Maismehl) 5 Schilling **), Kartoffeln ungefähr 6 Sch. 6 Pence, der Centner Zwiebeln 8 bis 10 Schilling; eine Henne 18 Pence (10 gr. 6 pf.) und eine Gans 5 bis 6 Schilling (1 Thlr. 16 gr. bis 2 Thlr.). — Das Land wurde ungefähr nach folgendem Maaßstabe unter die Ansiedler vertheilt; nämlich: ein Verbrecher, dessen Strafzeit um ist, und der die Erlaubniß erhält, sich hier niederzu-

*) Ein englischer Buschel Getraide ist 64 Pfund schwer.

**) Ein englischer Schilling ist = 8 Gr. sächs.

lassen, bekömmt 24 Acres *), ein gemeiner Soldat 30, ein außer Dienst stehender Offizier 50 Acres. Solche Ackervertheilungen geschehen aber nicht ohne Unterschied; nur solche Leute werden damit belohnt, welche sich durch Nüchternheit und gute Aufführung auszeichnen; denn solche Belohnungen werden selten ohne die Theilnahme und Empfehlung der Offiziere, welche die Oberaufsicht führen, ertheilt. — Die Achtungswerthesten unter den hiesigen Kolonisten, sind die Leute desjenigen Theils der Mannschaft des Sirius, welcher, als dieses Schiff an der Insel scheiterte, sich, von der Fruchtbarkeit desselben gereizt, entschloß, lieber hier sich anzusiedeln, als wieder in das Vaterland und zu den vorigen Beschäftigungen zurückzukehren. Mehrere Seesoldaten, die bei der ersten Niederlassung hierher gekommen waren, faßten denselben Entschluß. Die übrigen Pflanzer bestehen aus denjenigen Verbannten, welche sich durch Fleiß und gute Aufführung ausgezeichnet haben.

Die Aloepflanze **) wächst in mehreren Gegenden der Insel in großer Menge wild; mehrere der kleineren Plantagen sind mit Zuckerrohr eingefaßt. Die Regierung sucht die Anpflanzung des Zuckers auf das möglichste zu befördern, und die Beamten ermuntern sie durch Belohnungen und Gunstbezeugungen. Eine Kuh,

*) Ein englischer Acre oder Acker hält 4840 engl. Quadratellen (Yards.) D. H.

**) Agave oder Aletris? — Andere Nachrichten melden nichts hierüber. D. H.

welche hier 30 Pfund Sterlinge werth ist, ist als Prämie für denjenigen Pflanzer ausgesetzt, welcher die ersten 500 Pfunde Zucker von selbst gepflanztem Zuckerrohre vorweisen kann. Außerdem hat die Insel ein Product, das der Kolonie zu Jacksonsport, wie ich schon erinnert habe, gänzlich mangelt, nämlich vortrefflichen Kalkstein, welchen die von Port-Jackson hieher kommenden Schiffe bei ihrer Rückfahrt gewöhnlich als Ballast laden.

Die Insel bringt mehrere Arten von Bäumen hervor; die Fichten sind aber die häufigsten; man findet welche darunter von ganz ungewöhnlicher Höhe, und wenn ihre übrigen Eigenschaften ihrer Größe entsprechen, so sind sie für unsern Schiffbau von großem Werthe. Doch die Fichte der Südsee-Inseln ist, so wie in allen warmen Landstrichen von der europäischen Fichte in Rücksicht ihrer Beschaffenheit, sehr verschieden. Die Fichte auf der Norfolk-Insel ist sehr zerbrechlich und taugt daher bloß zu Hausgeräthschaften und zu verschiedenem anderem Gebrauche, zu welchem sie von den Kolonisten angewandt wird.

Das Meer trägt hier, so wie bei den übrigen Inseln dieses Erdstrichs, sehr viel zum Unterhalte der Einwohner bei; denn wenn die Witterung es erlaubt, so schiffen die Boote über das Riff hinaus und ihre Bemühung wird gewöhnlich durch einen reichen Fischzug belohnt. Die Soldaten, die nicht im Dienste sind, beschäftigen sich mit dem Fischfange: denn nirgends kann

es einen größern Ueberfluß an Fischen geben, als rings um die Küsten dieser Insel her.

Da zu dieser Zeit mehrere Schiffe, die in diesen Gegenden auf den Wallfischfang ausgiengen, Mängel an Erfrischungen litten, so zogen sie mit Recht diese Insel dem Port-Jackson vor, da sie hier nicht nur ihren Bedarf in größerer Menge und wohlfeiler haben können, sondern auch nicht so vielen den Handelsleuten lästigen Formalitäten und Verzögerungen unterworfen sind. Einige von den Schiffsbefehlshabern, welche hievon unterrichtet waren, entsagten jeder Gemeinschaft mit Jacksonsport, und mehrere Amerikaner, welche dasselbe in Erfahrung gebracht hatten, segelten lieber an Jacksonsport vorbei und nach dieser Insel, um hier ihre Erfrischungen einzunehmen.

Durch einen Schiffskapitän dieser Nation, welcher zufälliger Weise hier anlegte, wurde die Nachricht von dem Friedensschlusse zwischen England und Frankreich und von der glorreichen Eroberung Aegyptens, unter dem unsterblichen Abercrombie und seinen tapfern Genossen hieher gebracht. Zum Beweise der Wahrheit seiner Aussage legte der Kapitän das von dem Admiral Sir Roger Curtis unterzeichnete und an alle Schiffskapitäne gerichtete Umlaufschreiben vor, worin diese frohe Botschaft mitgetheilt wurde, die auf diesem entlegensten Flecke der brittischen Niederlassungen mit lautem Entzücken aufgenommen wurde.

Siebentes Kapitel.

Mißlingen der Speculation nach Nordwesten. — Neuer deshalb gefaßter Entschluß. — Militärische Verfassung der Norfolks-Insel. — Bevölkerung. — Philipps- und Repeans-Inseln. — Nachtheile der Norfolks-Insel. — Mehlthau. — Schwierigkeit der Landung. — Absicht, diese Insel zu verlassen. — Sonderbare Begebenheit eines Flüchtlings. — Abreise von der Norfolks-Insel.

Auf die am Schlusse des vorhergehenden Kapitels gemeldeten erfreulichen Nachrichten, folgten ganz anders lautende Berichte, die mich insbesondere betrafen; nämlich zwei Tage darauf erhielt ich ganz unerwartet einen Brief von meinem Gesellschafter, dem Schiffskapitän, worin er mir meldete, daß die nach Nordwesten unternommene Handelsspeculation gänzlich fehlgeschlagen, und daß er dem zu Folge, nach Jacksonsport zurückgekehrt sey; daß er nun den Entschluß gefaßt habe, nach der Baß-Straße zu segeln, um dort den Versuch zu machen, ob eine Ladung Felle einzuhandeln sey, die er dann nach Sina zu bringen im Sinne habe, da die von der ostindischen Compagnie ertheilte Erlaubniß uns diesen Handel verstattete.

Er meldete mir, daß er, um dies Geschäft zu beschleunigen zehen überzählige Leute angenommen habe, die auf der Kings-Insel in der gedachten Straße zugleich mit einem in der Schiffarthskunst erfahrenen

Offizier ans Land gesetzt werden sollten, während das Schiff nach den Gesellschafts-Inseln segelte, um daselbst die nöthigen Lebensmittel einzunehmen, die zu Port-Jackson um keinen Preis zu bekommen wären. — Ich war daher genöthiget, mich nach einem Aufenthalte von zehen Monaten, die ich in jeder Hinsicht vergnügt zugebracht hatte, zur Abreise von der Norfolks-Insel anzuschicken.

Sollten die Nachrichten, die ich hier von dieser Insel mitgetheilt habe, den wißbegierigen Leser nicht befriedigen, so bitte ich zu bedenken, daß meine meiste Zeit ganz andern Geschäften gewidmet war. Ich sammelte jedoch alle Berichte ein, die ich mir durch meinen Umgang mit den angesehensten Männern der Kolonie verschaffen konnte. Ich war hier als Handelsmann und nicht als Naturforscher, und in dieser Hinsicht wird man mir es verzeihen, daß ich keine naturhistorische Schilderungen und neue Entdeckungen hier mittheilte. *) Die nach Port-Jackson zurückkehrenden Schiffe nöthigten mich, auf ganz andere Dinge zu denken.

Das Militär dieser Insel bestand, während meiner Anwesenheit, aus dem Gouverneur mit Oberst-Lieutenantsrange und einer hinreichenden Anzahl Offizieren,

*) Weitere Nachrichten von der Norfolks-Insel findet man vorzüglich in Kapt. Hunter's histor. Nachrichten und in Gouv. King's (denselben beigefügten) Tagebuche. D. H.

um, bei erforderlicher Gelegenheit, ein Kriegsgericht zu bilden. Die unter ihren Befehlen stehende Mannschaft war nahe an hundert Köpfen stark. Der Militärdienst ist hier sehr leicht, denn er betrifft hauptsächlich nur den Beistand, der bei Gelegenheit der Polizei geleistet werden muß, deren Thätigkeit beinahe alles leitet. Ihre Wachsamkeit kann auch nicht genug gerühmt werden, wenn man bedenkt, daß zwei Drittel der hieher Verbannten aus den niederträchtigsten und verworfensten Menschen bestehen; daher würde auch die Regierung der Kolonie bald ihre Endschaft erreicht haben, wenn die strenge Aufsicht erschlaffte. *)

Die Zahl der Einwohner dieser Insel ist verschiedentlich angegeben worden. Nach einer gleichen Berechnung, wie die, welche ich von Port-Jackson gemacht habe, glaube ich die ganze Bevölkerung der Norfolks-Insel auf ein tausend Seelen anschlagen zu dürfen. Unter dieser Zahl sind aber alle Einwohner, Männer, Weiber und Kinder, Verbannte, freie Ansiedler und alle Civil- und Militärpersonen mitbegriffen.

Bei der Norfolks-Insel liegen zwei kleinere Inseln, nämlich die Philipps- und die Nepean-

*) Ein Aufruhr ward schon bald nach der ersten Niederlassung angezettelt, aber noch in Zeiten entdeckt. (King's Tagebuch.) D.

Insel. *) Die erstere ist ungefähr halb so groß, als die Norfolks-Insel und liegt ungefähr 6 oder 7 englische (1½ geographische) Meilen südwärts von derselben; sie ist gänzlich unangebaut; da sie aber Ueberfluß an Wieswachs hat, so hat man, um sie für die Regierung so vortheilhaft, als möglich, zu machen, verschiedene Schweine frei auf derselben ausgesetzt, in der Hoffnung, daß sie sich vermehren und dann zu einem Vorrathe von Lebensbedürfnissen anwachsen würden. Dieser erste Versuch schien aber der Erwartung nicht zu entsprechen. Die Vorsorge der Regierung ward aber dadurch nicht ermüdet; denn, um Port-Jackson, dessen Bedarf stark ist, hinreichend mit Lebensmitteln versorgen zu können, mußte man auf neue Hülfsmittel denken; man verpflanzte daher, während meines hiesigen Aufenthalts eine frische Kolonie von trächtigen Mutterschweinen auf diese Insel, und gab ihnen Hirten zur Aufsicht und Wartung der Ferkel zu, nebst einem Vorrathe von Wälschkorn, um das Fortkommen der Heerde desto mehr zu befördern.

Dennoch bleibt ein Hinderniß übrig, das sich dem Emporkommen dieser Anstalt sehr entgegen setzt; nämlich die Gefahr, welche mit der Ueberfahrt von einer dieser Inseln zur andern, so wie von der Norfolk-Insel aus nach beiden, verknüpft ist; und die den größten Theil des Jahrs hindurch dieselben unzugänglich macht;

*) Sie werden von Gouv. King in Hunter's histor. Nachrichten II. S. 108 u. ff. beschrieben. D. H.

auch haben hier schon manche ihr Grab in den Wellen gefunden. — Während meines Hierseyns kam der Wundarzt der Insel, welcher ein in der Bai liegendes Schiff besucht hatte, bei seiner Rückkehr ans Land in den Wellen um. Ein anderer Offizier wurde zu gleicher Zeit halb todt an das Ufer gezogen; das Boot war in Stücken zerschmettert und der größte Theil der Mannschaft wurde schrecklich zugerichtet. Ein anderes Boot schlug um, als es mit einer Ladung von Schweinen die Ueberfahrt machte, und von den acht Mann, die darauf waren, kam nur einer mit dem Leben davon.

Die Nepean-Insel hat augenscheinlich vor Zeiten mit der Norfolk-Insel zusammen gehangen, von welcher jene jetzt kaum eine (englische) Viertelsmeile entfernt ist. Nach dem Anscheine zu urtheilen, ist dieses Stück Landes durch eine heftige Naturerschütterung von der größern Insel losgerissen worden; denn nach der Angabe der Naturforscher, sollen ja mehrere Inseln in den europäischen, so wie in den entfernteren Meeren entstanden seyn. — Hieher werden die unverbesserlichsten und verdorbensten Verbrecher gebracht, damit sie ihre minder lasterhaften Mitbrüder nicht noch mehr verderben; sie müssen hier Salz bereiten; nur zuweilen werden sie von den Booten besucht.

Die Gemeinschaft zwischen diesen Inseln ist, wie gesagt, immer gefährlich; wenn aber das Wetter schlimm wird, dann ist das Anlanden an denselben ganz un-

möglich. Wäre die Stadt Sydney *) nicht durch ein Korallenriff, gleich als durch eine unersteigliche Vormauer geschützt, so würde dieser ganze Ort, so wie die niedrige Fläche, in welcher er liegt, schon längst unwiederbringlich unter den Fluten begraben seyn. Die Brandung an dem Schiffe steigt oft weit höher, als die Dächer der Häuser; aber jenes natürliche Bollwerk setzt dem Fortwälzen der Fluten Schranken, und die Einwohner können diesem Aufruhre des Meeres ohne Furcht zusehen.

Da so viele widrige Umstände die Verbindung zwischen den Inseln erschweren, so beschloß der Gouverneur alle Schweine, deren man habhaft werden könnte, von der Philipps-Insel wieder zurückzunehmen, und dieselbe gänzlich zu verlassen.

Aus dem Gesagten ist leicht zu ersehen, daß die Vorzüge, welche die Norfolks-Insel besitzt, beinahe von den Nachtheilen, die damit verbunden sind, aufgewogen werden; wenigstens wird doch ihr Werth dadurch gar sehr vermindert. Zu diesen Nachtheilen gehört auch dieser, daß nämlich die Insel, seit ihre Waldungen gelichtet und der Boden angebaut worden, heftigen Ostwinden ausgesetzt ist, welche sehr oft Mehlthau mitbringen, der sodann nicht selten die ganze Aerndte zerstört. Was aber noch mehr das Emporkommen einer

*) Die Haupt-Niederlassung auf der Norfolks-Insel an der Sydney-Bai. D. H.

so sehr entfernten Kolonie erschwert, ist ihre so beschwerliche Zugänglichkeit, da sie ganz von einem Riff umringt ist, das sie gegen die stürmischen Fluten eines ungestümen Meeres schützt. Das Zusammentreffen von schlimmem Wetter und einem schlimmen Ufer verursachte den Untergang des königlichen Schiffes Sirius.*) Es geschah in der That nicht selten, daß Schiffe, die von Port-Jackson hieher kommen, oft einen Monat lang hin und her laviren mußten, ohne landen zu können, und da sie doch nicht unverrichteter Dinge zurückkehren wollten, auch nach Verlauf dieser Zeit sich dem Ufer noch nicht nähern konnten. Dieser Unzugänglichkeit wegen urtheilte ein europäischer Seefahrer von dieser Insel, daß sie eigentlich zum Aufenthalte für Engel oder Adler geschaffen zu seyn scheine.

Der Mangel eines Havens oder einer Rheede für die Schiffe, ist hier um so fühlbarer, da der Grund des Meeres mit scharfen Korallenklippen bedeckt ist, welche das Ankerwerfen unthunlich machen. Dieser unglückliche Mangel ist der Sorgfalt der Regierung nicht entgangen; aber alle ihre bisherigen Bemühungen, ein Hülfsmittel dagegen aufzufinden, waren vergeblich. Sie ist daher auf den Gedanken gekommen, auf der andern Seite der Insel, wo eine Bai ist, die Schiffe von 100 Tonnen fassen kann, das Riff, das sie verschließt, wegräumen

*) Die Geschichte dieses Schiffbruchs beschrieb der Kapitän des Sirius der oftenwähnte Hunter selbst in seinen mehrerwähnten historischen Nachrichten. D. H.

zu lassen; man wandte alle Sorge auf die Ausführung dieses Entwurfs, und man versuchte es, das Riff durchzusprengen; aber ohne Erfolg.

Dieses Hinderniß wird für so wichtig und für so unausweichlich gehalten, daß die Kolonisten darauf rechnen, man werde sie, falls gar kein anderer Ausweg mehr übrig bleibt, von hier zur gänzlichen Verlassung der Insel abrufen, um sie nach Neuseeland, oder auf das feste Land von Neuholland zu verpflanzen.

Da mein Kapitän nun seine dazu bestimmte Mannschaft, seinem gemeldeten Entschlusse gemäß, in der Baßstraße ans Land gebracht hatte, und jetzt nach den Gesellschafts-Inseln segeln wollte, so rief er mich von der Norfolk-Insel ab; ich folgte sogleich seinem Rufe und gieng nun wieder an Bord der Margarethe.

Ich kann jedoch nicht von der Norfolk-Insel Abschied nehmen, ohne die sonderbare Geschichte eines Einsiedlers zu erzählen, die sich vor ungefähr acht Jahren hier zutrug.

Einer von den Gefangenen, der zu den Vorposten gehörte, und an einem Sonnabende ins Lager geschickt wurde, um eine Portion Mundvorrath für die Woche, für sich und seine Kameraden abzuholen, gerieth zu seinem Unglücke unter eine Gesellschaft von Verbannten, welche um ihren Antheil in Karten spielten, wie dies

sehr häufig unter ihnen geschieht. Er war eine Weile bloßer Zuschauer; aber seine Entschlossenheit wankte bald; er ließ sich bereden mitzuspielen, und verlor am Ende nicht nur seine eigene Portion, sondern auch die seiner ganzen Kameradschaft. Da er ein furchtsamer Mensch war, und sich leicht vorstellen konnte, was seine Tischgenossen dazu sagen würden, so überwältigte das Unglück seine Vernunft, und er faßte den tollen Entschluß, sich in die Klüfte und Höhlen zu verbergen, welchen er auch sogleich ausführte.

Man stellte nun sogleich alle mögliche Nachforschungen seinetwegen an. Man erfuhr, daß er den Mundvorrath abgeholt, und es kam auch heraus, daß er ihn verspielt habe. Man spürte ihm eifrigst nach; aber vergebens. Da man sich leicht vorstellte, daß er stehlen müßte, um sein Leben zu fristen, so gedachte man ihn auf solchen Streifzügen zu erhaschen. Diese Erwartungen wurden aber nicht erfüllt; denn der schlaue Schelm hielt sich den ganzen Tag in seinen Schlupfwinkeln verborgen, und wagte sich nur bei Nachtzeiten heraus, um die zu seinem Unterhalte nöthigen Lebensmittel zu rauben, nämlich Mais, Kartoffeln, Kürbisse und Melonen. Er betrug sich dabei so listig, daß man trotz des engen Raums der Insel, seiner doch nicht habhaft werden konnte. Er nahm bloß so viel weg, als er zur Fristung seines elenden Lebens bedurfte; selten besuchte er den nämlichen Ort zum zweiten Male; er schweifte auf der ganzen Insel umher, und benahm sich so geschickt bei seinen Diebereien, daß er längst entwischt war, wenn man

den Raub entdeckte, und daß man nicht einmal den Dieb beargwohnte. Vergebens setzte die Regierung eine Belohnung auf seine Erhaschung, und jedes Jahr wurden die Nachforschungen nach ihm erneuert. Zuweilen glaubte man, er müsse gestorben seyn; aber plötzlich bewiesen wieder neue Räubereien, daß der pfiffige, unsichtbare Dieb noch am Leben sey.

Seine Verfolger waren auf ihren Streifereien oft so nahe bei ihm, daß er sie nicht selten ihre Wünsche, ihn zu erhaschen äußern, hörte. Da die Belohnung für sein Einfangen in Branntwein ausgesetzt war, so war dies ein sehr großer Reiz für Viele, worunter mancher um diesen Preis seinen Bruder aufgeopfert haben würde; ja, die ganze Insel wetteiferte in der Verfolgung des Flüchtlings, und selbst sehr angesehene Leute, die für keine Geldbelohnung so etwas unternommen hätten, konnten dem Wunsche nicht widerstehen, an einer so seltsamen Jagd Theil zu nehmen. Diese Umstände machten die traurige Lage des unglücklichen Flüchtlings noch schrecklicher; denn wegen seiner so oft wiederholten Räubereien glaubte er nun auf keine Gnade mehr hoffen zu dürfen.

Die Regierung dachte jedoch in dieser Hinsicht ganz anders; sie war menschlich genug dafür zu halten, daß er in seiner elenden Lage, sein erstes Verbrechen schon hinreichend abgebüßt habe, und daß, da seine nachherigen Räubereien sich bloß auf das beschränkten, was ihm zu seinem Lebensunterhalte unumgänglich nöthig war, so hielt man dieselben für sehr verzeihlich, und glaubte

mit Recht, daß er mehr ein Gegenstand des Mitleids, als der Strafgerechtigkeit sey. Von alle dem wußte aber der arme Scheim kein Wort, und er verharrte also in seiner Herzensangst.

Der Zufall vollbrachte jedoch am Ende das, was durch kein bestimmtes Vorhaben hatte erreicht werden können. Ein Mann, der einst Morgens mit Tagesanbruche an seine Arbeit gieng, sah einen Burschen eiligst queer über den Weg laufen; sogleich fiel ihm der Gedanke bei, dies möchte wohl der Mensch seyn, welchem so allgemein nachgesetzt wurde; und in demselben Augenblicke faßte er, von diesem Einfalle gereizt, den Entschluß, ihm nachzujagen; er strengte deßhalb alle seine Kräfte an, und es gelang ihm, ihn einzuholen, und sich des armen Tropfs, nach einer heftigen Gegenwehr zu bemächtigen. — Vergebens versicherte der Mann der ihn gefangen nahm, daß er nichts für sein Leben zu fürchten habe, sondern daß die Absicht seiner Einfangung bloß die sey, ihn einem Leben zu entreißen, das sich mehr für ein Thier, als für ein menschliches Geschöpf schickte. Der arme Teufel war ganz außer sich vor Angst.

Die Nachricht von diesem Fange durchlief bald die ganze Insel, und jeder war begierig, den Sonderling zu sehen, der über fünf Jahre lang, sich so ganz von aller menschlichen Gesellschaft entfernt haben konnte. Als er in das Lager vor den Gouverneur gebracht wurde, sah er nicht anders aus, als ein Uebelthäter, der die Todesangst fühlt; er schien zu glauben, daß der Augen-

blick seiner Hinrichtung nahe sey, und mit seinen Augen den Nachrichter zu suchen; er zitterte an allen Gliedern. Man kann leicht denken, wie er aussah, da er so lange das traurige, einsiedlerische Leben geführt hatte, sein Bart war von seiner Flucht an, nicht beschoren worden; seine Kleidung bestand bloß aus alten Lappen, die er bei seinen nächtlichen Wanderungen auf den Straßen aufgelesen hatte, und seine Sprache war schwer und unverständlich geworden.

Nach einigen vorläufigen Fragen, über den Beweggrund seines so außerordentlichen Entschlusses und über die Mittel, die er angewandt habe, um sein Leben so lange zu fristen, kündigte ihm der Gouverneur seine Begnadigung an, und setzte ihn wieder in die menschliche Gesellschaft ein, von welcher er nachher ein sehr nützliches Mitglied ward.

Als ich meinen Kapitän diese Geschichte erzählte, so berichtete er mir einen ähnlichen Vorfall, von welchem er selbst Augenzeuge war, als er von seiner Fahrt nach Nordwesten zurückkehrte.

Die Geschichte ist folgende: Um den Vorrath von frischem Wasser wieder zu ergänzen, war der Kapitän genöthigt, ein Boot an eine von den vielen öden Inseln zu schicken, womit die Südsee bedeckt ist, und welche meist bloß von Seevögeln bewohnt sind.

Nachdem die dazu beorderten Matrosen, den nöthi-

gen Vorrath von frischem Wasser eingenommen hatten, wozu sie zwei Tage brauchten, so wurde das Boot in eine andre Gegend der Insel geschickt, wo Kokosnüsse und Palmkohl in Menge zu finden waren, deren man ebenfalls zur Verstärkung des Proviantvorraths bedurfte. Die dazu ausgeschickten Matrosen spotteten über die gewöhnliche Art, die Früchte zu pflücken, und schlugen einen kürzern Weg ein, indem sie die Bäume geradezu fällten. Sie waren alle ausgelassen lustig, wie es gewöhnlich Seeleute sind, welche nach einer langen Fahrt zum ersten Male wieder ans Land kommen.

Ihre Lustigkeit dauerte aber nicht lange; sie wurde bald von einem abscheulichen Gebrülle unterbrochen, das sie in äußersten Schrecken versetzte; denn sie glaubten nicht anders, als daß die furchtbare Stimme von einem Land- oder Seeungeheuer herrühre, das ihnen die Angst als sehr fürchterlich und groß schilderte, und von welchem sie angefallen zu werden vermutheten. Einige Matrosen riethen, das Land sogleich zu verlassen, und sich in das Boot zu retten; andere aber, die beherzter waren, befahlen Stillschweigen an, um das Schreien besser hören zu können.

Der Schall näherte sich, und nun hörten sie eine fürchterliche Stimme, welche ihnen in englischer Sprache, so wie sie vernahmen, donnernd zuschrie: „Hört auf!" — Ein panischer Schrecken überfiel nun alle; sie waren nun fest überzeugt, daß dies nichts anders, als ein übernatürliches Wesen sey, das sie warnte, seinen Aufent-

halt nicht zu entheiligen, und daß plötzlicher Tod, oder sonst eine schwere Strafe sie für ihren Ungehorsam züchtigen würde. — Es ist nicht zu läugnen, daß ein solches Abentheuer zu schwer für die Herzhaftigkeit eines Haufens englischer Matrosen ist; denn, wenn sie schon bei dem Anblicke eines Feindes den unerschütterlichsten Muth behaupten, so sind sie doch wahre Memmen, wo es einen Handel mit Gespenstern betrifft. — Unsere Matrosen faßten sich doch sogleich in so weit, daß sie Rath hielten, was zu thun sey, und nach langem Hin- und Herreden beschlossen sie endlich, standhaft beisammen zu bleiben, und nicht eher die Flucht zu ergreifen, als bis sie den Feind auch gesehen hätten.

Endlich kam das Gespenst herbei; es hatte das Ansehen eines Wilden, und machte in gut englischer Sprache den Matrosen Vorwürfe, daß sie ohne Noth unrechtmäßige Eingriffe in sein Eigenthum gethan hätten. Die Matrosen überzeugten sich endlich, daß das vermeinte Ungeheuer ein Mensch war, welcher es eingestand, daß er vor ungefähr vier Monaten von einem Schiffe hier zurückgelassen worden sey; es läßt sich leicht denken, daß ihm diese Strafe nicht wegen seines Wohlverhaltens zu Theil geworden sey. Er hatte seit seines hiesigen Aufenthalts seinen Bart wachsen lassen. Wenn es seine Absicht gewesen wäre, sich ein recht scheußliches Ansehen zu geben, so hätte er es nicht besser anfangen können. Seine Kleidung war ganz zerlumpt, und seine Haut so schwarz, wie die eines Bergmannes, der noch nie auf der Oberfläche der Mutter Erde erschienen ist.

Die erste Frage, die man an ihn that, betraf die Ursache, warum er hier zurückgelassen worden sey, da er hier doch der Gefahr, umzukommen ausgesetzt wäre. Er ertheilte aber keine befriedigende Antwort darauf. Hierauf befragte man ihn, wie er denn hier gelebt und womit er sich genährt habe? Worauf er verständlicher antwortete, und berichtete, daß seine Nahrung hauptsächlich in Kokosnüssen, Fischen, Land- und Seekrabben bestanden hätte; auch habe er einst das Glück gehabt, ein wildes Schwein zu erlegen; da es ihm aber an Salze fehlte, um es einzusalzen, so konnte er es nur zwei Tage lang aufbewahren.

Nach dieser ersten Unterredung führte er die Matrosen in das, was er sein Haus nannte; ein sonderbares Stück von Gebäude, das bloß aus drei in die Erde gesenkten Pfosten bestand, die sich oben gegen einander zusammen neigten, so daß sie die Hälfte eines durchschnittenen Kegels bildeten; diese erbärmliche Hütte war zwei- und dreifach mit Kokosblättern und Zweigen bedeckt, und sah eher einem Hundestalle, als einer menschlichen Wohnung ähnlich. Die Hausgeräthschaften entsprachen dem Aeußeren des Gebäudes; sie bestanden aus einem Dinge, das wahrscheinlich ehemals eine Kiste gewesen war; einer mit Scheerwolle ausgestopften Matratze, die so schmutzig war, als ob sie schon auf allen Trödelmärkten umhergeschleppt worden wäre; einer Axt, einem Taschenmesser, einem Fleischerstahle und vier Flintensteinen. In dieser Lage, 400 englische Meilen von aller menschlichen Gesellschaft, und in unermeßlicher

Weite von seinem Vaterlande entfernt, schien dieser Mensch mit seinem Zustande so sehr zufrieden zu seyn, daß er keinen Wunsch äußerte, von hier wegzugehen, und der erste Antrag, mit an Bord zu kommen, scheint von unseren Leuten gethan worden zu seyn.

Auf den desfallsigen Vorschlag schwieg er eine Weile, endlich fragte er nach dem Solde; dies bezeichnete hinreichend seine Gleichgültigkeit, so daß man ihn ohne Bedenken seinem Schicksale hätte überlassen können; auch that er, als ob er sich endlich bereden ließe, und es schien gerade, als wenn wir derjenige Theil wären, der dadurch verpflichtet würde.

Man konnte es auf keine Weise von ihm herausbringen, um welcher Ursache willen er auf dieser Insel ausgesetzt worden sey. Es bleibt aber kein Zweifel übrig, daß er nicht ein großes Verbrechen begangen haben müsse, das eine so harte Strafe verschulden konnte. Diese Vermuthung ward auch durch sein nachfolgendes Betragen bestätigt; denn uneingedenk der seinen Befreiern schuldigen Dankbarkeit, suchte er Aufruhr unter der Schiffsmannschaft zu stiften, so daß der Kapitain, um die Ordnung auf dem Schiffe zu erhalten, genöthigt war, ihn zu Port-Jackson zurückzulassen.

Der Kapitain fand, daß die gedachte Insel ein trefflicher Erfrischungsplatz ist, welcher einen reichen Ueberfluß an Kokosnüssen und Palmkohl hat, eine Beihülfe, die besonders damals sehr wichtig war für Leute, die vier

Monate lang durchaus aller vegetabilischen Nahrung beraubt waren. Das Meer hat überdies hier einen so großen Reichthum an Fischen, daß unsere Schiffsmannschaft nicht nur während ihres dortigen Aufenthalts reichlich mit dieser Speise versehen war, sondern daß man auch noch einen Vorrath davon für die Zukunft einsalzen konnte.

Achtes Kapitel.

Ankunft zu Otaheite. — Besuch von den Häuptlingen und Missionaren. — Bewillkommung. — Pomarre. — Aufenthalt und Vorfälle zu Otaheite.

Wir segelten mit günstigem Winde, und frohem Muthe; wie es in solchen Umständen bei den Seeleuten gewöhnlich ist, von der Norfolk-Insel ab, und erreichten die kleine Insel Maitia, welche ungefähr einen Grad von Otaheite liegt, und von dieser Insel abhängt. Bei Sonnenuntergang wurden wir von drei Eingebornen in einem Kanot besucht, welche uns mit Gesang und Tanz belustigten; diese Leute schienen uns beträchtlich größer zu seyn, als Europäer von gewöhnlicher Leibesgröße. Ihr artiges, und wie es schien, kunstloses Betragen brachte uns eine sehr günstige Meinung von den Bewohnern von Maitia. Sie machten uns Geschenke mit Brodfrüchten, Kokosnüssen und Ba-

nanas, oder Pisangfrüchten, und gaben sich alle Mühe, uns dahin zu vermögen, bis den anderen Morgen bei ihnen zu bleiben, indem wir dann noch von mehreren ihrer Landsleute würden besucht werden, welche uns dann auch Schweine, und andere Erfrischungen liefern würden. Wahrscheinlich glaubten sie, daß diese Versprechungen reizend genug wären, um uns zu verleiten, bei ihnen zu verweilen. Wir setzten nichts destoweniger unsere Reise fort, als die Nacht einbrach. Ohne Zweifel war dies den Insulanern sehr unangenehm, da sie vermuthlich von einem längeren Umgange mit uns beträchtliche Vortheile erwartet hatten.

Man kann die Produkte dieser Insel wohlfeiler haben, als dieselben Artikel auf Otaheite gelten; denn die Bewohner von Maitia begnügen sich geringere Waaren im Tausche anzunehmen. Diese Insel hat ungefähr vier englische Meilen (etwas weniger als eine geogr., oder teutsche Meile) im Umfange; ist aber so hoch, daß sie 14 bis 15 See- (gegen 12 geogr.) Meilen weit im Meere sichtbar ist. Die Zahl ihrer Einwohner wird auf ungefähr 120 Seelen geschätzt.

Wir setzten unsre Fahrt die Nacht hindurch mit einem mäßigen Winde, nämlich dem Südsee-Passatwinde fort, und waren mit Tagesanbruch an der Insel Otaheite. Da die Insulaner unser Schiff bereits entdeckt hatten, so hatten sie sich in großer Zahl an dem Riff, das sich längs dem Ufer hinziehet, versammelt, und sahen mit der aufmerksamsten Neugierde dem Schiffe zu, das an dem-

selben hinsegelte. Die Insel gab uns hier einen ungemein schönen und malerischen Anblick. Um halb eilf Uhr Morgens, kamen wir in der Matavaibai vor Anker, wo wir das königl. Schiff, das Meerschwein, unter dem Kommando des Lieutenants Scot vorfanden, das hier für die Kolonie zu Port-Jackson in Neuholland Schweine einhandelte. Auch sahen wir hier noch am Ufer das Wrak von der königl. Kolonial-Brig Norfolk, welche zu gleichem Zwecke hierher gesendet, aber ungefähr 8 Monate vor unserer Ankunft, von einem heftigen Windstoße auf den Strand geworfen worden war.

Sobald wir vor Anker gegangen waren, kam der Schiffer von dem Meerschweine zu uns an Bord, und theilte uns die Nachricht von dem verderblichen Kriege mit, der schon vor geraumer Zeit auf dieser Insel ausgebrochen, und wie man sagt, durch die Unterdrückungen und Tyrannei der Familie von Pomarre, angefacht worden war. Während dieser Unterredung kamen einige von den auf dieser Insel ansässigen Missionaren, *) nebst dem Kapitän House, der vormals den Norfolk kommandirt hatte, und einem Landschaftsmaler, der von Neuholland hierher geschickt worden war, um die Ansichten der Insel und andere merkwürdige Gegenstände abzuzeichnen, zu uns an Bord, um uns

*) Die Geschichte dieser Missionsreise macht den 2ten Band der Sprengelschen Bibliothek von Reisebeschreibungen aus, auf welche wir hier verweisen müssen. D. H.

zu unserer Ankunft Glück zu wünschen. Diese Herren bestätigten uns die Nachricht von dem Kriege, der diese Insel verheerte, und setzten hinzu, daß eine jetzt herrschende allgemeine Theurung, welche eine Folge der Verheerungen dieses Krieges ist, es uns wohl unmöglich machen würde, einen etwas beträchtlichen Vorrath von Schweinefleisch einzuhandeln, wenn dies der Zweck unserer Hieherkunft wäre. Denn nur mit großer Mühe hätte das Meerschwein seinen Vorrath davon erhalten. — Warlich, dies waren schlimme Aspekten für uns, und eine niederschlagende Nachricht sogleich bei unserer Ankunft!

Das Schiff lag noch nicht lange auf seiner Stelle, als der König Otu mit seiner Gemahlin Tetua, jedes in einem besondern Kanot herbeikamen; beide waren mit der Tibuta oder königlichen Kleidung angethan, welche bloß die königliche Familie und Frauenzimmer vom höchsten Range tragen dürfen. Diese Kleidung besteht bloß aus einem länglichten Stücke Tuch, welches in der Mitte ein Loch hat, durch welches der Kopf gesteckt wird, so daß die eine Hälfte des Tuches vorne, und die andere hinten herabhängt, so daß die Seiten offen sind, und den Armen freie Bewegung lassen. Die Königin hatte noch überdieß ein Stück von dem im Lande verfertigten Zeuche um den Unterleib gewickelt. Ihr Kopfputz bestand aus einer Art Haube, von Kokosblättern gemacht. Sie schien ungefähr 24 Jahre alt zu seyn, hatte eine gute Gesichtsbildung, und war von etwas höherem Wuchse, als die gewöhnliche Frauenzim-

mergröße in England. Sie war, als wir sie zu Gesichte bekamen, mit der niedrigen Arbeit beschäftigt, das Wasser aus ihrem Kanote auszuschöpfen. Sie und Otu waren Geschwisterkinder, und ihre Schwester war an Otu's Bruder Terenaveroa, König von Tierabu verheurathet. Denn hier heurathen die nächsten Verwandten einander, wie zu den Zeiten der Patriarchen. Diese Dame war bei ihrer ersten Zusammenkunft etwas zurückhaltend; bei näherer Bekanntschaft aber wurde sie vertraulicher. — Der König erschien in seiner Tibuta und Marra; dieses letztere ist ein schmaler Streif von Zeuch, der zwischen den Beinen durchgeschlungen, um den Mittelleib gewunden wird, und wovon die Enden einwärts gesteckt werden; denn Stecknadeln kennt man hier nicht. Diese Kleidungsstücke machen den vollständigsten otaheitischen Putz aus. — Der König stand eine Zeitlang in stille Bewunderung versunken, und starrte Alles, was er sah, mit stieren Blicken und widerlichen Mienen an. Diese ungewöhnliche Stupidität, die bei unserer ersten Zusammenkunft aus seinen Blicken und seinem Betragen hervorleuchtete, war ohne Zweifel die Wirkung des unmäßigen Gebrauchs der Ava *), einer Pflanze, welche gleich dem Opium bei den Türken eine berauschende Kraft besitzt. — In den nachfolgenden Zusammenkünften, die wir mit ihm hatten, war er lebhaft und gesprächig; er that mancherlei Fragen an uns über verschiedene Dinge, die einen

*) Es ist die Wurzel des sogenannten Taumelpfeffers (Piper methysticum). D. S.

Wißbegierigen und deshalb auch verständigen Wilden interessiren können. Zum Beispiel er fragte uns, in welcher Richtung Pritanni (so nennen sie hier England) läge; in welcher Botanybay sey; wo das Land der Spanier, wo Amerika, wo Owaihé liege? dies scheinen die Namen der vorzüglichsten auswärtigen Länder zu seyn, von welchen er einige Kenntniß hat. Er fragte uns ferner, ob es in England auch viele schöne Weiber, viele Tatapuh puái (d. h. Flintenmänner) gäbe, ob in unserm Lande Feuergewehre und Schießpulver in Menge zu finden sey? und dergleichen mehr. Von der Religion wurde kein Wort gesprochen; auch nicht im mindesten darnach gefragt.

Bei dem so engbeschränkten Kreise der Ideen dieser Halbwilden, war es unmöglich ihnen einigen Begriff von den Künsten, den Manufacturen, dem Wohlstande, den Genüssen und Vergnügungen der Europäer beizubringen. Sie sind vollkommen davon überzeugt, daß ihre Insel das erste Land auf der ganzen Oberfläche der Erde sey, ob sie gleich auf manche Geräthschaften, Werkzeuge und andere nutzbare Dinge der Europäer einen so hohen Werth setzen, daß sie nicht selten sich in Lebensgefahr begeben, um zu dem Besitze derselben zu gelangen. Mehrere Umstände haben hier zusammengewirkt, um diesem Volke, das ohnehin sehr unwissend ist, einen so hohen Begriff von seinem Vaterlande einzuflößen. Hieher gehören die Niederlassung der brittischen Missionare, die Unternehmung des Kapitän Bligh, um Brodfrucht-

pflanzen von hier abzuholen, und dann die häufigen Besuche vieler Schiffe von mehreren Nationen. *)

Der König war nach unserm Ava, d. h. Branntwein, sehr lüstern; wir machten ihm daher ein Geschenk mit etwas Branntwein, den wir in einer Kokusnußschale ihm in seinem Kanote überreichten. Bei Empfang dieses Geschenks rief er laut aus: Mai tai ti tata, Mai tai ti phäi! d. h. sehr gute Männer! sehr gutes Schiff! — Mit diesem Komplimente nahm er Abschied von uns, um ebenfalls einen Besuch in gleicher Absicht am Bord des Meerschweins zu machen. Wir erfuhren nachher, daß Seine otaheitische Majestät etwas zuviel dem Genusse geistiger Getränke ergeben sind, und daß Höchstdieselben alles Mögliche zu thun im Stande sind, um sich welche zu verschaffen. — Pomarri, der Vater des Königs, war um diese Zeit noch auf einem Feldzuge gegen seine Feinde in einem andern Theile der Insel begriffen. Wir müssen hiebei anmerken, daß nach den Gesetzen von Otaheiti der Sohn, sogleich von seiner Geburt an, dem Vater in der Regierung nachfolgt, und daß dann dieser von diesem Augenblicke an, bloß der Vormund seines Kindes ist. Diesem nach war Otu König, und sein Vater Pomarri, Regent.

Wir fanden die Nachricht, welche uns die Missionare

*) Auch die Desertion mehrerer Europäer, die lieber hier bleiben, als in ihr Vaterland zurückkehren wollten — mag vieles hierzu beigetragen haben. D. H.

von der hier herrschenden Theurung gegeben hatten, vollkommen bestätigt; denn es wurde uns beinahe unmöglich, uns nur etwas Weniges von frischem Proviant zu verschaffen; doch erhielten wir von einem der Missionare ein Ferkel. Obgleich unser Schiff immer mit Kanoten umringt, und das Verdeck desselben mit Eingebornen bedeckt war, welche trotz des Verbotes von unseren Matrosen insgeheim eingeladen wurden, an Bord zu kommen, so wurde uns doch nicht einmal ein Ferkel zu Kaufe gebracht, und von anderen inländischen Lebensmitteln konnten wir nur einen geringen Vorrath erhalten, da der Krieg in diesem Lande große Verheerungen angerichtet hatte.

Um diese Zeit besuchte uns auch des Königs Mutter Edeah (Idia) mit ihrem Liebhaber, einem Häuptlinge von der Insel Huaheine, einem Manne von wilder Gestalt, und rohem Betragen. Diese Dame war vor einigen Jahren von ihrem Ehemanne Pomarre geschieden worden; hatte aber deswegen nichts von ihrer Gewalt, und Ansehen in dem Lande verloren. Diese zwei Leutchen kamen mit der charakteristischen Zwanglosigkeit dieser Insulaner zu uns an Bord, und wurden von uns mit möglichster Achtung behandelt, da wir von den Missionaren erfahren hatten, daß Edeah noch immer einen großen Einfluß auf das Land habe, und daß ihre Gunst uns sehr nützlich seyn könne, so wie wir hingegen von ihrem Hasse Alles zu befürchten haben dürften. Daher wurde nichts gespart, um uns ihre Freundschaft zu erwerben. Sie und ihr gedachter Günstling wurden in die Kajüte geführt, und daselbst mit Branntwein, Tabak u. s. w.

bewirthet. Man bot ihr mehrere Geschenke an, auf welche alle sie aber wenig Werth zu setzen schien; dagegen äußerte sie aber eine große Begierde, ein Pu pái, oder Flöte zu besitzen. — (Welch' ein Unterschied zwischen dieser Dame, und unseren Landsmänninnen!) Wir hielten es aber für rathsam, dies Geschenk noch zurückzuhalten, da wir mit unserer Gesellschaft, so wie mit dem Zustande der Angelegenheiten der Insel nicht hinreichend bekannt waren. Die zur Wittwe gemachte Königin, und ihr Galan fuhren nichts destoweniger immer fort, zu trinken, und dazwischen Tabak zu rauchen, bis sie beide in einem solchen Zustande waren, daß es ihnen beinahe unmöglich wurde, das Schiff zu verlassen; beide schienen über ihre gute Bewirthung gleich entzückt. Der Günstling der Königin war bei so guter Laune, daß er in den Verfasser dieser Reisebeschreibung drang, sein Tayo*), oder Herzensfreund zu werden. Diese Höflichkeit ward aber auf die möglichst schonende Weise abgelehnt, um den Mann nicht böse zu machen.

Bei einbrechender Nacht versammelte sich eine Menge junger Weibspersonen in vollem Putze auf unserem Schiffe; denn ihr Zweck war, sich Liebhaber zu erwerben. Sie waren olivenfarbig, hie und da aber etwas schwärzer schattirt. Ihr Kopfputz bestand in einer niedlichen Art Haube von dünn gespaltenen Kokosnußblättern, welche theils grün, theils gelb, oder

*) Wir wissen schon aus Cook's Reisen, wie viel dies sagen will. D. H.

strohfarbig waren; das Haar war mit weißen, den Lilien ähnlichen Blumen geziert, stark mit Sandelholz parfümirt, und mit Kokosnußöl eingeschmiert. Ihre Kleidung bestand hauptsächlich aus zwei Stücken im Lande fabricirten Zeuches, deren eines um den Leib gewickelt, das andere aber zierlich um die Schultern geworfen war, und bis auf das Dickbein hinunterfiel. Ihre Füße waren nach dem allgemeinen Landesgebrauche unbedeckt. — Die Farben und Beschaffenheiten ihres Putzes waren, wahrscheinlich nach dem Geschmacke einer Jeden, verschieden; keine trug aber ein Tibuta. — Mehrere dieser Frauenspersonen ruderten ihre Kanote mit gleicher Geschicklichkeit, wie die Männer; diese letzteren trugen alle ein Tibuta und Marra, aber von geringerem Zeuche, als die Vornehmen, die wir früher gesehen hatten. In ihrem ganzen Aeußeren zeigte sich Gutmüthigkeit, und Munterkeit, und in ihrem Betragen waren sie artig, und höflich. Viele Mannspersonen ließen ihr dichtes schwarzes Haar frei auf die Schultern herabfallen. Andere trugen es in einem Knoten auf dem Wirbel des Kopfes zusammengebunden. Sie unterscheiden sich dadurch von den Weibspersonen, deren Haar hinten kurz abgeschnitten ist. Sie sahen alle reinlich und gut aus.

Da Pomarri um diese Zeit unsere Ankunft erfahren hatte, so eilte er, uns in seinem Lande zu bewillkommen, ohne Zweifel bloß, um seinen Antheil an den Geschenken zu erhalten; denn man hatte ihm berichtet, unser Schiff habe eine besonders reiche Ladung am Borde. Er kam mit zwei Kanoten herbei, welche mit mancher-

lei Formalitäten sich näherten. Als er auf die Seite unseres Schiffs gekommen war, so gab er Befehl, uns in der gehörigen Form seine Ankunft anzuzeigen, und weigerte sich, eher an Bord zu steigen, als wir alle in Bereitschaft wären, ihn mit der schuldigen Ehrerbietung zu empfangen. Als er in das Schiff trat, überreichte er mir ein Plantan- oder Pisangblatt, welches auf dieser Insel das Zeichen des Friedens, und der Freundschaft ist. Er betrug sich überhaupt sehr artig; doch ließ er seine vormalige hohe Würde etwas fühlen.

Wir haben schon angemerkt, daß nach einer hier herrschenden seltsamen Sitte, Pomarri, der vormals König gewesen, jetzt nur noch Regent, und sein Sohn Otu König war; obgleich die königliche Gewalt, soweit sie sich erstreckte, von Pomarri ausgeübt wurde. Dieser Gebrauch, daß der Sohn den Vater enterbt, ist warlich der sonderbarste Theil der Otaheitischen Regierungsverfassung. In einem civilisirteren Lande würde dies eine unversiegbare Quelle von Bürgerkriegen seyn, und eine so getheilte Gewalt würde zu unnatürlichen Verbrechen verleiten. Otaheite ist aber zur Zeit noch ein Land der Natur.

Es wäre doch wohl der Mühe werth, daß ein Reisender, dem es hiezu nicht an Gelegenheit fehlte, den Ursprung und Zweck dieser seltsamen Sitte näher zu erforschen suchte; denn vielleicht entstand sie in ganz anderen Zeiten und unter ganz verschiedenen Umständen von den jetzigen.

Da wir von den Vortheilen, welche die Gunst und der Einfluß des Pomarri uns hier verschaffen konnten, nur zu gut unterrichtet waren, so versäumten wir nichts, so weit die Klugheit und die Umstände es erlaubten, um uns ihm auf jede Art gefällig zu machen.

Der Verfasser dieses Werks ward besonders von Pomarri ausgezeichnet; er umarmte ihn nach Landes Art, nämlich so, daß die Nasen einander berührten; er drückte ihn sanft am ganzen Körper und wickelte ihn hierauf so fest in eine Menge Zeuche ein, daß er kaum mehr ein Glied rühren konnte und gewiß in dieser Hülle kugelfest gewesen wäre. Pomarri sagte ihm hierauf, daß dies hier zu Lande die Zeremonie sey, womit Einer den Andern zu seinem Tayo oder speziellen Freunde machte, und zu gleicher Zeit gab er ihm seinen eignen Namen und nahm den seinigen in Tausch an. Nachdem diese Zeremonie geendigt war, untersuchte Pomarri Alles was er um sich her sah, und drückte seine Verwunderung oft laut und kraftvoll durch den Ausruf: Mai tai, mai tai! (sehr gut, sehr gut!) aus. Er bat, man möchte ihm zu Ehren einige Kanonen abfeuern, damit die Einwohner von der Ehrerbietung, mit welcher wir ihren Regenten behandelten, überzeugt würden; wir willfahrten ihm sogleich hierin, und er drückte uns seine Zufriedenheit darüber sehr lebhaft aus. Um uns zu zeigen, daß seine Krieger nicht vom Kanonendonner erschreckt würden, wünschte er, wir möchten einigen derselben erlauben, die Kanonen selbst abzufeuern.

Pomarri war nicht weniger, als 6 Fuß 4 Zoll (englisch Maaß) hoch, besonders stark und wohl gebauet. Sein Sohn Otu ist über 6 Fuß 2 Zoll hoch und ebenfalls wohlgebildet. In dem Gefolge des Regenten befand sich ein Zwerg, der nur 39 Zoll hoch, gehörig ausgewachsen, sehr gut proportionirt, und zwischen drei und vier und zwanzig Jahren alt war. — Pomarri schien damals an einer allgemeinen Entkräftung zu leiden, wovon die Strapazen des nun glücklich geendigten Kriegs die Ursach waren. Die englischen Missionare hatten an diesem Tage wegen dieser glücklichen Begebenheit ein öffentliches Dankfest gehalten, und Abends kam einer derselben zu uns an Bord und hielt bei dieser Gelegenheit eine Ermahnungsrede an seine Landsleute.

Am folgenden Tage erhielten wir einen andern Besuch von dem größern Theile der königlichen Familie, so daß es nun nöthig ward, unsre Geschenke auszutheilen, damit unser bisheriges gutes Einverständniß mit den Eingebornen erhalten würde. Von allen Geschenken waren hier keine angenehmer, als Feuergewehre, gegen welche diese Leute alles andere als unnütze Kleinigkeiten betrachten. Diesemnach gaben wir dem Pomarri eine schwere Büchse (a Blunderbuss) woran er einen besondern Gefallen zu haben schien; seinem Sohne, dem regierenden Könige Otu aber, machten wir ein Geschenk mit einer Flinte. Diese Vertheilung war aber nicht nach dem Geschmacke des Otu, der jetzt ein vornehmerer Mann war als sein Vater; er drang daher auch darauf, daß man ihm die Büchse auslieferte und

Pomarri mußte sich mit der Flinte begnügen. Dies alles ist den otaheitischen Sitten gemäß. Da nun dieser streitige Punkt erörtert und beseitiget war, so erhob sich eine neue Schwierigkeit in Betreff des Geschenks, das der Königin-Mutter Edeahg gemacht werden sollte. Alles was man ihr anbot, Zeuche, Spiegel, Scheeren, Beile, alles ward mit Verachtung verworfen; dabei gab sie uns zu verstehen, daß sie eben so geschickt, als irgend ein Mann in dem Lande, mit Feuergewehr umzugehen wisse. Missionare hatten uns wirklich benachrichtigt, daß sie im Kriegswesen eben so erfahren, als in der Landesüblichen Staatskunst sey, und daß ihr Haß mehr zu fürchten wäre, als der ihres vormaligen Ehemannes Pomarri. Wir erklärten ihr, daß alle diese Geschenke, die wir ihr angeboten hätten, von unsern Landsmänninnen würden jedem andern vorgezogen worden seyn, und beschlossen damit, daß wir ihr eine Flinte überreichten. Dieses Geschenke befriedigte sie vollkommen und sie verließ das Schiff in der besten Laune. Es ist nicht zu läugnen, daß, ob gleich diese Insulaner sehr leicht zum Zorn und Hasse zu reizen sind, diese Leidenschaften bei ihnen doch nicht von Dauer sind. Wir waren gewiß glücklich genug, die ganze Sache auf eine gütliche Art mit dieser otaheitischen Semiramis in Richtigkeit zu bringen, da sie auf ihre Vorrechte eben so eifersüchtig war, als die stolzeste Dame in Europa. Auch war es uns sehr bemerklich, daß trotz der Blutsfreundschaft, welche die königliche Familie unter sich verband, doch jedes Glied derselben sein eigenes, abgesondertes Interesse hatte.

Pomarti's Besuch war, wie er sagte, bloß ein Freundschaftsbesuch bei seinem Tayo; er wünschte ein Bette sowohl für sich, als für sein Kebsweib zu haben, welche bei ihm zugleich die Stelle einer Maitresse, und einer Aufwärterin versah. Es war seine Gewohnheit, wann er in Gesellschaft war, sich von diesem Weibe, oder von sonst einem vertrauten Aufwärter das Essen in den Mund stopfen zu lassen *); denn, nach den hiesigen Gebräuchen, würde er es für schimpflich gehalten haben, die Hand selbst nach dem Maule zu führen; doch fanden wir nachher, daß er es am Lande in diesem Punkte nicht so genau nahm. — Den ganzen Nachmittag über erwies ich ihm alle mögliche Aufmerksamkeit, um ihm zu zeigen, wie sehr ich mich dadurch geehrt hielte, daß er mich zu seinem Tayo gemacht hatte; ja ich bediente ihn, als ob ich sein Aufwärter wäre. Er that eine Menge Fragen an mich, welche wie gewöhnlich meistens sehr unbedeutend waren. Mehrere derselben aber betrafen ernstere, und meistens kriegerische Gegenstände. Er fragte mich zu wiederholten Malen, ob nicht Einer unter uns wäre, welcher Schießpulver zu verfertigen verstände, und ob die dazu erforderlichen Materialien nicht auch in diesem Lande zu finden wären? Denn er hatte schon von den Aufrührern von dem Schiffe Bounty (unter Kap. Bligh) erfahren, daß das

*) Forster erzählt in seiner Reise um die Welt von einem vornehmen Otaheitier, der sich von zwei Weibspersonen füttern ließ. — Dieselbe Sitte findet man (nach Bruce's Bericht) auch in Habessinien. D. H.

Schießpulver nicht, wie sonst die Wilden glaubten, ein Pflanzenmehl, sondern eine besondere künstliche Composition sey. — Er fragte mich unter anderen auch, ob der König von England ein größerer und stärkerer Mann sey, als er? Ob Er ein gutes Ansehen habe? Ob er sich schön kleide, und sich von anderen Privatleuten durch seine Kleidung auszeichne? So fragte er auch nach der Königin, und den vornehmsten Damen. Er erkundigte sich ferner, ob unser Waffenschmied Flinten verfertigen könne, und wie es uns zu Otaheite gefiele? — Die Wißbegierde des Pomarri, und seines Ehgemahls gieng so weit, daß sie den ganzen Nachmittag damit zubrachten, alle Dinge, die sie um sich her sahen, aufs genaueste zu untersuchen. Was ihnen am meisten auffiel, war der Anblick von zwei westindischen Negern, die sich unter unserer Schiffsmannschaft befanden, und die beide außerordentlich schwarz waren, und kurzes Wollenhaar hatten. Es schien, als ob die Otaheitier glaubten, diese schwarze Farbe rühre von einem künstlichen Anstriche her; denn sie versuchten es zu verschiedenen Malen, sie abzureiben.

Die Otaheitier sind, wie alle Wilde, leidenschaftliche Liebhaber der Musik; bei dem Anhören eines musikalischen Instruments zeigt jede ihrer Mienen, jedes Glied ihres Körpers den Eindruck, welchen die Musik auf sie macht, und dies beweist, daß sie Gefühl, und Anlagen zu gesellschaftlichen Tugenden haben. Die Musik dieser Insulaner hat keine Vorzüge vor derjenigen der übrigen Südindier; denn sie besteht bloß aus vier

Tönen, welche eben nicht die harmonischesten der Tonleiter sind; zwar hat sich ihr Geschmack durch den Umgang mit den Europäern etwas verfeinert; dennoch ziehen sie von allen europäischen Instrumenten diejenigen vor, welche sich der otaheitischen Flöte am meisten nähern. Die schottische Sackpfeife versetzt sie in das höchste Entzücken, und nie werden sie müde, ihre Mißtöne anzuhören.

Diese Musik war es, die Pomarri von uns verlangte, indem er seinen Wunsch durch ein sehr ausdrucksvolles Gebärdenspiel anzeigte; er bewegte nämlich seine Ellenbögen, und blies die Nasenlöcher auf. Er sagte dabei, Täpten Tuhti (d. h. Kapitain Cook) habe ihm öfters mit diesem Instrumente Unterhaltung verschafft.

Für uns war es jedoch unmöglich, dem Pomarri diese Freude zu machen; doch Einer von den Negern spielte die Geige, und der andere, der aus Brasilien gebürtig war, tanzte mit einem Spanier, den wir an Bord hatten, den Fandango. So wurden unsere Gäste diesen Abend mit Gesängen, Spielen und Kontretänzen, welche andere von der Schiffsmannschaft aufführten, auf eine, wie es schien, ihnen sehr gefällige Weise unterhalten. Am folgenden Morgen nahm Pomarri sehr herzlich von uns Abschied, und kehrte ans Land zurück. — Bald darauf schickte er uns ein Paar Schweine, nebst Brodfrüchten, Kokosnüssen, Bananas und dergleichen zum Geschenke, und solche Geschenke machte er uns zu verschiedenen Malen; er verlor aber

ganz und gar nichts dabei; denn unsere Gegengeschenke waren immer ansehnlicher. Ohne diese Art von Tauschhandel würden wir in kurzer Zeit wegen Mangel an Lebensmitteln in große Verlegenheit gerathen seyn; denn obgleich unser Schiff immer mit Kanoten umringt war, so wurden uns doch nur sehr wenig Schweine an Bord gebracht.

Da nun der glückliche Erfolg unserer Reise großen Theils von den Arbeiten unsers Schmiedes abhieng, so wurde die Schmiedewerkstätte errichtet, und der Meister begann seine Arbeit, sobald als die erste Unruhe bei der Ankunft, das Gewirre der Besuche ein Ende hatte, und das Zudringen der Eingebornen sich verminderte. Nun aber strömten erst die Otaheitier zu der Schmiede herbei, da sie tausenderlei Wünsche zu befriedigen hatten; Dem einen sollte der Schmied seine Werkzeuge repariren, dem anderen einen Stiel an sein Beil, oder ein Beil an den Stiel machen u. s. w. Kurz wir hätten Beschäftigung genug für sie gefunden, wenn wir auch noch einmal so lange hier verweilt hätten. Aber unsere eigenen Bedürfnisse erforderten beinahe den ganzen Aufwand unserer Zeit. Wir weigerten uns zwar nicht, die Tayos der Otaheitier zu werden, aber wir hatten in Europa eben so gut gelernt, als unsere Tayos in Otaheite, daß die Liebe bei sich selbst anfängt.

Es ist warlich nicht leicht, der schmeichlerischen Zudringlichkeit dieser Insulaner auszuweichen, besonders, wenn man bedenkt, daß es den Fremden so sehr daran

gelegen seyn muß, mit diesen Leuten überhaupt in gutem Vernehmen zu stehen, und daß dieses nicht anders, als durch immerwährende kleine Freundschaftsbezeugungen, und Dienstleistungen erhalten werden kann. Diese Behandlungsweise haben schon die früheren Seefahrer eingeführt, und was nun einmal angefangen ist, das muß von den Nachkömmlingen fortgesetzt werden. — Doch dieß mag für Schiffe eher angehen, deren Zweck astronomische Beobachtungen, oder neue geographische Entdeckungen sind, als für Handelsleute, wie wir. Wir mußten daher auf Mittel denken, uns diesen Zudringlichkeiten, wenn sie fortdauern sollten, bestmöglichst zu entziehen. Wir beschlossen daher, die Insulaner mit ihren desfallsigen Forderungen unmittelbar und allein an unsern Schmied zu verweisen; der ganz dazu geeignet war, mit diesen Insulanern sich abzugeben. Er war ursprünglich ein Grobschmied von Stockton, und hatte mit unserer Armee verschiedene Feldzüge als Fahnenschmied gemacht. — Er wurde nun von den Otaheitiern mit allen den Schmeicheleien, und herzlichen Liebkosungen, welchen ein gefühlvolles Herz am wenigsten widerstehen kann, bestürmt; aber, zu unserer großen Verwunderung blieb er ganz kalt dabei, und erklärte ihnen allen, und Jedem insbesondere, ein für alle Mal, daß sein Feuergeschütz (fire gun), so nannten sie nämlich seinen Blasebalg, nicht in Gang gebracht werden könnte, als bis ihm eine bestimmte Abgabe dafür entrichtet wäre, und da er diese ziemlich hoch ansetzte, so verlor er allmälich seine Kundleute. Vergebens machten sie ihn zu ihrem Tayo, wickelten ihn in Zeuche ein, und stellten

sich eifersüchtig, wann er einem andern den Vorzug gab. Der Schmied war unerbittlich, und eben so taub gegen ihre Schmeicheleien, als sein Blasebalg. Da sie nun zu ihrem Verdrusse sahen, daß sie mit all diesem nichts ausrichteten, so änderten sie ihre Sprache, und nannten ihn; Ahau tatá, ahau tatá, d. h. einen sehr bösen Menschen; Ausdrücke, die sie von früheren brittischen Seefahrern aufgeschnappt hatten.

Bei den übrigen Leuten von der Schiffsmannschaft gelang es den Otaheitiern desto besser; Jeder hatte sich einen Tayo unter denselben ausgewählt, und ein solcher machte seinem europäischen Freunde so eifrig seine Aufwartung, und überhäufte ihn mit so schmeichlerischen Liebkosungen, daß den armen Schelmen kaum noch ein Lappen zu ihrer Bedeckung übrig blieb, und viele sich in otaheitische Zeuche kleiden mußten; auch mußte bei der Fortsetzung dieser Reise beinahe die ganze Mannschaft mit neuen Kleidern versehen werden. — Da nun der Schiffsschmied nach der getroffenen Verabredung selten den Insulanern ihren Willen erfüllen konnte, so bat ich zuweilen bei Gelegenheit für sie, und auf diese Weise erhielt ich mir ihre Freundschaft und Gewogenheit bis ans Ende. Da sie unseren Schleifstein aufgefunden hatten, so waren sie nun unablässig über demselben her, um ihre Werkzeuge zu schärfen, und bald würde derselbe zu einem Skelette geworden seyn, da zu gleicher Zeit oben, und an den Seiten auf ihm geschliffen wurde, hätten wir nicht die bestimmtesten Befehle gegeben, daß Niemand ihn ohne besondere Erlaubniß

berühren solle. Durch dieses und andere ähnliche Mittel führten wir eine gewisse Ordnung in unserem Verkehre mit den Eingebornen ein, wodurch dasselbe sodann in einen besseren Gang kam. Die Vornehmeren beschenkten uns mit Brodfrüchten, Kokosnüssen, Fischen und dergleichen, wogegen wir sie häufig mit uns an Bord speisen ließen.

Zu dieser Zeit führte ich die Oberaufsicht über das Schiff, da der Kapitän sich am Lande aufhielt, um das Einsalzen des Fleisches und andere nöthige Geschäfte zu besorgen. Es geschah aber, daß für ein Schwein, das er am Lande einhandelte, fünfe auf dem Schiffe eingetauscht wurden, und noch dazu in wohlfeileren Preisen. Denn die Insulaner wurden durch ihre eigene Habsucht getäuscht, da sie sich einbildeten, den vortheilhaftesten Handel auf dem Schiffe abschließen zu können.

Einst speiste Edeah mit ihrem Günstlinge bei uns an Bord zu Mittage; nicht als ob sie eine besondere Lust zu den nach unserer Art zubereiteten Speisen gehabt hätten, sondern bloß weil sie wußten, daß sie sonst nichts von unserm Avatrunke und Tabak zu bekommen hoffen durften, nach welchen sie beide äußerst lüstern waren. Um ihnen nicht als Perre perre d. h. filzige Knicker zu erscheinen, gegen welche sie sehr pfiffig eine große Verachtung äußern, erfüllten wir alle ihre Wünsche. Nach einem kurzen Zwischenraume wiederholten sie ihre Bitte um ein Mehreres von Branntwein; dies wurde ihnen hingestellt, aber über die Vertheilung desselben entstand ein Streit

zwischen der Dame und ihrem Liebhaber, welcher sehr ernsthaft zu werden drohte; der Günstling sprang vom Tische auf, und mit der vollen Wuth eines Wilden schwor er in der Landessprache, er wolle ihrem Daseyn ein Ende machen, da sie, wie er behauptete, Etwas wenig mehr, als ihren gebührenden Antheil von dem Branntweine zu sich genommen habe.

Die Wirkung des Branntweins war auf unsre beiden Gäste sehr verschieden; während der Mann toll und wüthend ward, zeigte sich die Königin-Mutter albern und kindisch; während ihr Günstling immer wütender und verzweifelter that, brach sie in Thränen aus und zitterte vor Furcht. Gerade zu dieser Zeit kam Pomatri an Bord, weil er gerne etwas in unserer Schmiede gemacht haben wollte. Er hörte den Lärm in der Kajüte unten, und äußerte Mitleid mit Edeah, seiner vorigen Gemalin; er ward gerührt; da er aber nicht selbst sich in den Handel mischen wollte, so bat er mich hinunter zu gehen, und den Streit bestens beizulegen, doch ohne merken zu lassen, daß er das Mindeste davon wisse. Dies geschah; doch wurde der Friede nur dadurch hergestellt, daß ich noch etwas Branntwein herzugeben versprach; dadurch wurde doch der schrecklichste Ausbruch der verzweifelten Wuth des Wilden verhindert. Die arme Edeah war aber immer in Sorgen, er möchte die nächste Gelegenheit ergreifen, um ihr die eingebildete Beleidigung vorzuwerfen. Das Glas gieng nun wieder zum großen Vergnügen unserer Gäste herum, und es gelang uns am Ende, beide glücklich über Bord

zu schaffen. Pomarri bezeugte mir nachher zu wiederholten Malen seine Dankbarkeit dafür.

Wir waren auch in anderer Rücksicht froh, dieser Gesellschaft entledigt zu seyn; denn bei solchen Besuchen war das nachziehende Gefolge von Eingebornen immer so zahlreich, daß sie im eigentlichen Sinne des Worts, das ganze Schiff bedeckten; sie durchkrochen dann alle Winkel, guckten durch alle Fenster und Oeffnungen, und drangen nicht selten mit der lästigsten Neugierde bis in die Kajüte. Edeah hatte entweder das, was bei der erwähnten Gelegenheit vorgefallen war, rein vergessen, oder war es Beschämung; kurz sie erwähnte dieses Vorfalls mit keinem Worte mehr. —

Ueberhaupt waren alle Glieder dieser Königsfamilie sehr große Liebhaber des Branntweins, und alle, nur den Pomarri ausgenommen, waren gleich brutal und beleidigend, sobald sie einen Rausch hatten. *) Pomarri hatte einen viel jüngern Bruder, der gewöhnlich sein Weib auch in unserer Gegenwart sehr niedrig behandelte; doch bei solchen Anlässen mäßigte er sich. Ausser den beiden genannten Fällen, scheint den Weibern hier mit eben so vieler Artigkeit begegnet zu werden, als in gesittetern Ländern, und Vorfälle von Mißhandlungen werden mehr durch Trunkenheit, als durch angeborne Hartherzigkeit veranlaßt. — Der gedachte Mann

*) Wie alle Wilden und Halbwilden. (M. s. die Geschichte aller Völker dieser Klassen.) D. H.

war ganz ausgemergelt von dem immerwährenden Gebrauche der Ava- oder Javawurzel; sein Verstand schien sehr dabei gelitten zu haben, seine Haut war mit einem grindigen Schorf bedeckt; seine Augen lagen tief im Kopfe, und sein ganzes Ansehen verkündigte eine baldige Auflösung.

Dieser Ava oder Java ist eine Wurzel, welche die Eigenschaft zu berauschen und die Sinne zu benebeln in einem hohen Grade besitzt. *) Aus derselben wird auf eine sehr eckelhafte Art ein starkes Getränke bereitet; nämlich diese Wurzeln werden, nachdem sie wohl gesäubert und in kleine Stücke zerschnitten worden, von denjenigen Aufwärtern, auf deren Mäßigkeit man sich am meisten verlassen kann, **) gekäuet, und der Saft davon in einer hölzernen Schüssel gesammelt, und dann um das Getränke wohlschmeckender zu machen, mit Kokosnußmilch oder Wasser vermischt, und mittelst des Fingers eingerührt. Diese Mischung wird sodann durch eine Anzahl von Kokosnußfasern durchgeseihet, und hernach in kleinen, aus Kokosblättern gemachten, Gefäßen von einem Quartierchen bis zu einem Nösel (half a pint) aufgetischt. Dieses köstliche Getränke wird dann als eine besondere Leckerei für die königliche Familie und die Vornehmsten des Landes betrachtet.

*) Es soll die Wurzel des sogenannten Taumelpfeffers seyn. D. H.

**) Denn manche käuen auch die Wurzel und schlucken den Saft hinunter ohne weitere Zubereitung. D. H.

Diese Wurzel wird mit großer Sorgfalt gebaut; sie ist auch die einzige Pflanze, auf welche, so viele Mühe gewendet wird; wir sahen Stücke von derselben, die wohl über 40 Pfunde wogen. Der eckelhaften Zubereitung zum Trotze, kosteten einige unserer Matrosen von diesem Getränke, und liebten es dann eben so leidenschaftlich, als die Eingebornen. Doch konnten sie diesen für so leckerhaft gehaltenen Trank, nur von ihren besten Freunden und in sehr kleinen Portionen erhalten.

Da diese Insulaner so leidenschaftliche Liebhaber von gebrannten Wassern und allen berauschenden Getränken sind, und da dieselben so schreckliche Wirkungen bei ihnen haben, so könnte die stärkere Einfuhr europäischen Branntweins, oder vollends gar die Erlernung der Kunst, Branntwein zu brennen, zuverlässig keine andere Folge haben, als die gänzliche Entvölkerung des Landes. Gewiß würden diejenigen, welche das Ava Pritannih (so nennen die Otaheitier alle Arten von europäischem Branntwein) in Menge einführten und vertheilten, ohne militärischen Schutz, bald das Opfer ihrer eigenen Unklugheit und der großen Begierde der Einwohner nach geistigen Getränken werden. Einen Beweis von dieser unaufhaltsamen Begierde giebt folgender Umstand: Europäer, welche diese Insel besuchten, hatten aus gutgemeintem Wohlwollen, Weinstöcke daselbst gepflanzt, und die Eingebornen belehrt, welchen Vortheil sie davon ziehen würden, wenn sie die Stöcke unbelästigt fortwachsen ließen. Die Insulaner konnten aber aus Begierde nach einem ihnen versprochenen köstlichen Getränke, sich

nicht enthalten, die Trauben noch unreif abzureißen. Da sie aber fanden, daß diese Früchte ihrem beliebten Avatranke gar nicht gleich kämen; so bildeten sie sich thörichter Weise ein, die berauschende Kraft müsse ebenfalls, wie bei dem Ava in der Wurzel sitzen; sie rissen daher die Wurzeln der Weinstöcke aus, und suchten durch Kauen den Saft aus denselben zu ziehen; da sie sich aber hierin getäuscht sahen, so traten sie in Unmuth über diese betrogene Erwartung, die Weinstockwurzeln mit Füßen.

Die Wirkungen der Völlerei dieser Insulaner sind wirklich schauderhaft. Der junge König Otu wurde, sobald er berauscht war, so wütend, daß ich überzeugt bin, er würde ohne Bedenken, alle seine Unterthanen seiner Raserei aufgeopfert haben. — Die Kränklichkeit, welche sich Pomarri in dem letzten Feldzuge zugezogen hatte, nahm immer mehr überhand, so daß er für sein Leben besorgt ward. Als ein letztes Hülfsmittel ließ er uns durch die Missionare ersuchen, zwei Kanonen auf dem Schiffe abzufeuern, um, wie er sagte, den Zorn seines Gottes zu besänftigen, von welchem ihm, wie er vermuthete, diese Krankheit als eine Strafe irgend eines Vergehens gegen ihn, zugeschickt worden seyn müßte. Wir gewährten ihm diese seltsame Bitte, ob wir gleich von der Unwirksamkeit dieses Mittels vollkommen überzeugt waren; wir waren aber hierin so willfährig, nicht bloß um dem Pomarri einen Gefallen zu erweisen, sondern auch, um nicht den Schein zu geben, als ob die Missionare sich die Sache nicht hätten

angelegen seyn lassen, oder als ob wir nicht die Hochachtung für sie hätten, die dazu erforderlich war, sie bei den Eingebornen in gebührendem Ansehen zu erhalten. Dies war aber nicht der einzige Fall, wo die Insulaner unsre Achtung für diese Missionare benutzten, um durch sie Vergünstigungen von uns zu erhalten, die sie selbst durch ihre eigene Bemühungen bei uns nicht zu erlangen hofften. Wenig Tage vergiengen, daß nicht dieses oder jenes Gesuch durch denselben Kanal an uns gelangte. Endlich aber wurde dieses Unterhandeln sowohl den Missionaren, als uns selbst sehr lästig.

Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit, den sanften, liebenswürdigen Sitten und dem ächt christlichen Betragen dieser Männer volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Gleich den vormaligen Aposteln, haben sie auf alle Vortheile des Lebens unter civilisirten Menschen Verzicht gethan; sie haben, da sie doch in ihrem Vaterlande wenigstens hätten in Ruhe leben können, eine so weite Fahrt unternommen, die einer Reise um die Erde gleich geschätzt werden kann, und haben gleich der Taube aus Noah's Arche den Oelzweig des Christenthums über eine ganze Wasserwelt herüber getragen. *) Ihr hiesiges Leben ist ein Gewebe von Streitigkeiten mit den Eingebornen, Ungemach und Verdrüßlichkeiten. Gleich ihrem großen

*) M. s. die von Wilson herausgegebene Missionsreise. Neuere Nachrichten werden weiter unten angeführt.

D. H.

Herrn und Meister predigen sie den Tauben und zeigen ihre Werke vor den Blinden.

Während unsers kurzen Aufenthalts auf dieser Insel, gab ich mir alle mögliche Mühe, um die Landessprache zu erlernen. Ich wurde hierin gar sehr von sechs Otaheitiern unterstützt, die ich an Bord genommen hatte; weil unsre Schiffsmannschaft gar nicht zahlreich genug war. Diese Insulaner wußten aber von der englischen Sprache durchaus nichts, als die Worte Yes (Ja) und No (Nein) die sie oft genug falsch anwendeten; so daß wir sie nicht bei unserm Handel mit ihren Landsleuten gebrauchen konnten, sondern selbst uns anstrengen mußten, um uns diesen Insulanern so gut als möglich verständlich zu machen; weswegen wir die Landessprache zu erlernen trachteten. Die gedachten sechs Otaheitier hatten so viel vortheilhaftes von den Sandwich-Inseln von einigen Reisenden erzählen gehört, daß sie höchst begierig waren, dieselben zu besuchen und zu diesem Ende wollten sie uns begleiten. Ein Umstand, der mir die beste Gelegenheit anbot, in ihrer Sprache mich zu vervollkommnen. —

Der verderbliche Krieg auf Otaheite, der erst kürzlich geendiget ward, und von welchem schon gesprochen worden ist, war in so weit, als uns die hier ansässigen Europäer berichten konnten, durch die außerordentlichen Bedrückungen veranlaßt worden, welche sich die verschiedenen Glieder der königlichen Familie und besonders der junge König Otu, Sohn des Pomarri, erlaubten,

welcher, wie man behauptete, seiner herrschsüchtigen Tyrannei keine Schranken zu setzen wußte. Er hatte seit dem Antritte seiner Regierung, besonders den Bewohnern des Bezirks von Attahuru, die ihn als einen unrechtmäßigen König betrachteten, mehrmals Anlaß zu großen Beschwerden gegeben; daher waren sie immer bereit, sich seinen Befehlen zu widersetzen und sein Joch abzuschütteln, auch gewährte ihr Bezirk den Mißvergnügten aus anderen Gegenden der Insel einen gewissen und sichern Zufluchtsort. Die Attahuruaner hatten außerdem noch eine besondere Ursache ihrer Unzufriedenheit, nämlich, wie man mir versicherte, die Ermordung ihres Höhenpriesters. Da dieses Volk äußerst abergläubisch ist, und daher eine tiefe Verehrung für seine Götter hat, so ist leicht daraus zu schliessen, daß auch die Priester bei demselben in großem Ansehen und Ehren stehen, da sie für die Mittler zwischen den Göttern und ihren Verehrern gehalten werden. — Es ist schon aus früheren Reisebeschreibungen bekannt, daß die Morais, welche sowohl zu gottesdienstlichen Handlungen, als zur Aufbewahrung der Todten gebraucht werden, von allen Otaheitiern mit großer Verehrung betrachtet werden. Vor allen Morais wird aber denen von Attahuru, als besonders heiligen Orten, in welchen auch jeder Verbrecher eine sichere Freistätte findet, der Vorzug gegeben. In einem von diesen Morais wurde das hochgeschätzte Bild des Oro, eines Gottes vom ersten Range (nach der otaheitischen Mythologie) aufbewahrt. Hier wurden die großen Staatsversammlungen gehalten; hier wurden bei ge-

vielen Gelegenheiten Menschenopfer dargebracht, und andere religiöse Ceremonien vollzogen. Auf dieser heiligen Stätte sollte der neue König Otu, nach dem Verlangen der Landesgebräuche sich einigen bestimmten Ceremonien, z. B. der Beschneidung u. s. w. unterwerfen, ehe er von dem Staate öffentlich als König anerkannt wurde. Vorher waren ihm nur einige wenige besondere Vorrechte eingeräumt, z. B. der Spaziergang an bestimmten Plätzen u. dergl. Die königliche Einweihung zu Oparri *) wurde nur als eine partielle Königsweihe und als die Vorbereitung zu der großen Ceremonie angesehen, welche bei den Attahuruanern, dem kriegerischsten Stamme der Insel, vorgenommen werden sollte, welche aber sich immer standhaft weigerten, die Obergewalt des neuen Königs anzuerkennen. Offenbare Feindseligkeiten, geheime Ränke und Unterhandlungen wurden gleich vergeblich angewandt, um die genannte Lieblings-Gottheit auf Otu's Seite zu bringen. Pomarri und Edeah nahmen gleich starken Antheil an dem Erfolge und fanden sich durch die Fehlschlagung ihrer Versuche um so mehr gekränkt, da auch die Bewohner andrer Bezirke dadurch aufgemuntert wurden, die Widerspänstigkeit der Attahuruaner nachzuahmen.

Um diese Zeit erschien Otu bei einer großen religiö-

*) Einer von den zwanzig Bezirken, in welche Otaheite abgetheilt ist. — Eine Schilderung dieser Ceremonie findet man in Wilsons mehrerwähnter Missionsreise.

D. H.

sen Feierlichkeit, die zu Attahuru gehalten wurde. Er hielt dies für die schicklichste Gelegenheit zu dem Besitze des Gegenstandes seiner Wünsche zu gelangen, und befahl plötzlich einem Theile seines Gefolgs, sich schnell des Götzen zu bemächtigen; dies geschah sogleich, und das Bild wurde im Triumphe davon geschleppt. Aber die Attahuruaner, die nicht geneigt waren, sich den Gegenstand ihrer Anbetung so ganz ohne Widerstand entreißen zu lassen, griffen sogleich zu den Waffen, und fielen über die Götzenräuber her. Es kam zu einem Gefechte, in welchem mehrere von Otu's Leuten fielen. Das köstliche Palladium ward wieder erobert. — In den Kriegen der Wilden wird der ganze Streit gewöhnlich, ja beinahe immer durch eine einzige Schlacht entschieden; denn da sie keine Festungen, keine Reserven haben, so ist es ihnen unmöglich, den Vorschritten des Siegers Schranken zu setzen; es bleibt ihnen nichts übrig, als sich in ihre Kanote zu retten, und in einer anderen Gegend einen sicheren Zufluchtsort vor ihren Feinden zu suchen. Hier verläßt sie dann gar oft ihre gewöhnliche Vorsichtigkeit; sie wagen sich auf das hohe Meer hinaus, und werden sodann nicht selten von Winden überfallen, die sie an ferne Länder treiben, welche ohne solche Zufälle vielleicht unbewohnt geblieben wären. — Dies ist also auch ein Mittel, dessen sich die Vorsehung bedient, um die entferntesten Inseln mit Menschen zu bevölkern. — Eine solche Flucht war es auch, die Otu mit seinen Anhängern nach der erlittenen Niederlage beschlossen hatte, und nur mit vieler Mühe konnten sie davon zurückgehalten werden. Sie gaben nun Alles

verloren, und glaubten, es bleibe ihnen nun kein anderer Ausweg übrig, als schnelle Entweichung; die Missionaren brachten es jedoch endlich durch ihre Vorstellungen dahin, daß Otu und Pomarri sich entschlossen, ihre vaterländische Insel nicht zu verlassen.

Die siegenden Attahuraner verfolgten aber ihren erfochtenen Sieg nicht weiter; sie begnügten sich mit dem Triumphe selbst, und suchten keine weiteren Früchte davon einzuärndten, als die Rache, worin der barbarische Sieger unter den Wilden seine Genugthuung zu erhalten glaubt. Sie begiengen die scheußlichsten Grausamkeiten an allen von der Feindes-Partei, die ihnen in die Hände fielen, und verheerten durchaus das benachbarte Gebiet ihrer Feinde; doch waren sie so klug, ihren Vorschritten Gränzen zu setzen; denn sie wußten wohl, daß sie, wenn sie Matavai*) angriffen, einen ihnen überlegenen Feind zu bekämpfen hätten, der nicht mehr neutral bleiben könnte, sobald er zur Selbvertheidigung genöthigt würde.

Die Missionnare hatten nämlich ihr Wohnhaus an der Matavai-Bai wirklich zu einer Art von kleiner Festung gemacht; sie hatten die Kanonen von dem Norfolk, der, wie gesagt, hier Schiffbruch gelitten hat, bekommen, und auf den oberen Theil ihres Hauses auf-

*) Derjenige Bezirk von Otaheite an der Matavai-Bai, wo die englischen Missionare sich angesiedelt haben. D. H.

gepflanzt; auch hatten sie sich mit einem großen Vorrathe von Brodfrüchten, Kokosnüssen und anderen Bedürfnissen versehen, so daß sie im Stande waren, einen stärkeren Angriff, als den von den Attahuruanern, auszuhalten. —

Pomarri war auch so glücklich, daß ungefähr dreißig Europäer, die mit dem Feuergewehre umzugehen verstanden, meistens von der Mannschaft des Norfolk, und dann auch andere hier wohnende Europäer, sich auf seine Seite schlugen, als es mit ihm aufs Aeußerste gekommen war. Bei dieser sowohl, als schon bei früheren Gelegenheiten hatte er und seine Familie die Rettung bloß den europäischen Bundsgenossen zu danken. Mit Hülfe dieser Europäer übte Pomarri nun das Vergeltungsrecht an den Attahuruanern aus, und bestrafte sie an ihren eigenen Personen wegen den begangenen Grausamkeiten. Nachdem sodann viele Zeit mit Unterhandlungen verflossen war, so wurde endlich zwischen beiden kriegführenden Parteien Friede geschlossen. Diesem zu Folge blieben jedoch die Attahuruaner im Besitze ihres Götzenbildes, des bisherigen Zankapfels, und ihrer Unabhängigkeit, wie vorher.

Die Europäer beklagten sich nachher, daß Pomarri ihnen nicht Wort gehalten habe; wahrscheinlich hatte dieser Häuptling in der Noth, in welcher er sich befand, das gethan, was andere unter gleichen Umständen schon oft gethan haben, nämlich er versprach wahrscheinlich Manches, was er nachher entweder nicht im

Stande, oder vielleicht auch nicht gesinnet war, zu halten. — Dieser Friede, oder vielmehr Waffenstillstand, denn mehr war es nicht, da ihn bloß die Noth erzwungen hatte, hielt bloß auf kurze Zeit den Groll zurück, welchen Otu's Anhänger gegen die Attahuruaner hegten; denn sie nährten dabei immer die Hoffnung, daß sich bald eine günstige Gelegenheit anbieten würde, ihre Rachgierde zu befriedigen, und den Gegenstand ihrer Wünsche zu erhalten. Eine solche Gelegenheit bot sich einige Monate nachher an, wie zur gehörigen Zeit berichtet werden soll.

Neuntes Kapitel.

Abreise von Otaheite. — Landung zu Huaheine. — Besuch von einem Landsmanne. — Haven von Huaheine. — Besuch der Häuptlinge. — Freundschaftlicher Empfang. — Abreise nach Ulietea.

Wir hatten nun schon beinahe einen ganzen Monat zu Otaheite mit dem Einkaufe von Schweinen zugebracht, und doch nur einen geringen Vorrath davon, in Betracht unserer Bedürfnisse und unserer Erwartung, erhalten; wir beschlossen daher diese Insel zu verlassen, und nach Huaheine zu segeln, um zu sehen, was wir daselbst von Lebensmitteln würden haben können, im Fall bei unserer Rückkehr von den Sandwich-Inseln die Schweine auf Otaheite noch immer so selten wären.

Am Tage darauf, nachdem wir Otaheite verlassen hatten, erreichten wir nach einer Fahrt von beinahe 30 (engl.) Meilen nordwestwärts die Insel Huaheine. — Als wir an der Einfahrt in den Haven lagen, wurden wir sehr angenehm überrascht, da uns ein Doppelkanot entgegen kam, das eine rothe Flagge wehen ließ. Wir schlossen daraus, daß der König, oder der Admiral, oder ein anderer Vornehmer der Insel am Bord desselben wäre; aber als er an unsern Bord kam, so fanden wir, daß der Mann, der darin war, kein anderer, als ein vormaliger brittischer Seemann war, ein alberner, aufrührischer Kerl, der schon vor einiger Zeit auf dieser Insel zurückblieb.

Wirklich haben europäische Schiffe in der Südsee keine größere Sorge, als die, wie sie ihre Schiffsmannschaft beisammen behalten können, so reizend und verführerisch ist den Seeleuten das unthätige, sorgenlose Leben, das die Südsee-Inseln anbieten. Die Schönheit des Landes, besonders auf Otaheite, und was noch mehr ist, die Leichtigkeit, mit welcher man sich hier seinen Lebensunterhalt verschaffen kann, sind zu starke Versuchungen, als daß Seeleute, die von einer so weiten Fahrt erschöpft sind, ihnen so leicht widerstehen könnten. Wenn man nun noch den Reiz des weiblichen Geschlechts hinzufügt, so wird man dann die Mühe, die man hat, seine Mannschaft vor so vielen Verführungen zu bewahren, leicht einsehen.

In Rücksicht der Kleidung und des äußeren Anse-

hens, war es schwer, den vormaligen brittischen Seemann von den Eingebornen zu unterscheiden. Unsere Matrosen unterließen nicht, sich auf mancherlei Art über ihn lustig zu machen. Dies machte aber alles keinen Eindruck auf ihn; auch schien er mit seiner Lage vollkommen zufrieden zu seyn. Wahrscheinlich hatte sich der Bursche ein gewisses Ansehen von Wichtigkeit zu geben gewußt, als man unser Schiff erblickte, und ohne Zweifel die Häuptlinge dazu beredet, ihn so glänzend ausstaffiret an uns abzusenden, indem er ihnen dabei vorstellte, daß die von uns zu hoffenden Geschenke, die unter sie vertheilt werden sollten, nur desto beträchtlicher ausfallen würden, wenn wir ihn für einen Mann hielten, der in dem Lande in Ansehen stände. Aber die lustige Art, mit welcher ihn seine alten Schiffskameraden behandelten, war nicht so beschaffen, daß sie die Achtung für ihn bej den Eingebornen, die im Kanote waren, vermehren konnte. Wir machten ihm nichts destoweniger ein Geschenk mit einigen Kleinigkeiten, damit er doch nicht ganz mit leeren Händen zurückkehrte. Unsere Matrosen konnten wenig mehr entbehren; denn sie waren von ihren otaheitischen Tayos rein ausgezogen worden.

Dieser Mann ertheilte uns den Rath, nicht bei dieser Insel zu verweilen, sondern nach Ulietea zu segeln. Da wir aber dem Haven so nahe waren und überdies kein großes Vertrauen auf die Wahrheitsliebe unsers Berichtgebers setzten, so beschlossen wir dennoch, in denselben einzulaufen. Wir wurden artig und höflich

von den Häuptlingen empfangen, welche sich mit größter Bereitwilligkeit alle Mühe gaben, uns die fehlenden Bedürfnisse zu verschaffen, wogegen wir ihnen ein ansehnliches Geschenk machten. Einer von den Häuptlingen trug einen alten Hut auf dem Kopfe, und eine abgenähte Decke von brittischer Arbeit, statt eines Marra um den Leib gewickelt. Ein Anderer trug einen alten blauen Rock mit großen gelben Knöpfen, den er mit einem hier zu Lande verfertigten Stricke um den Leib gebunden hatte; dieser Rock war aber für den Mann so klein, daß mehrere Zolle dazu fehlten, um ihn zuknöpfen zu können, und die Aermel waren für ihn so kurz, daß sie ihm kaum die Ellenbogen bedeckten. Diese beide waren zwei der angesehensten Männer der Insel nächst dem Könige. Sie hatten sich auf die beschriebene Weise herausgeputzt, in der Hoffnung sich uns dadurch desto gefälliger zu machen.

Sobald wir vor Anker gegangen waren, ließen wir sogleich unsere Schmiedewerkstätte aufschlagen, um unsere nöthigen Reparationen fortzusetzen. Aber auch hier wurden wir, so wie zu Otaheite von den häufigen Besuchen der Eingebornen belästigt, die theils herbeikamen, um ihre Werkzeuge wieder herstellen zu lassen, theils aus einer uns eben so beschwerlichen Neugierde, da sie vorher noch keine solche Werkstätte gesehen hatten. Da aber unser Schmidt die auf Otaheite beobachtete Weise auch hier befolgte, und streng darauf beharrte, daß man ihm die bestimmte Gebühr abtragen müsse, so verlor er bald die gute Meinung der Eingebornen, und wir blieben nun von ihren Zudringlichkeiten unbelästigt.

Wir wurden mit einem Besuche von der vornehmsten Dame auf dieser Insel beehrt; sie war nämlich wie man uns berichtete, die Regentin, welche als Vormünderin während der Minderjährigkeit ihres Enkels des Königs, die Regierung führte. Sie war so wohlbeleibt, daß man sie nur mit Mühe auf das Verdeck bringen konnte. Ihr Enkel, der junge König begleitete sie; er war aber noch zu klein, als daß er an Bord steigen konnte. Er war in eine Art langem Rocke von rothem Boy gekleidet, der sein Staatskleid und von unsern alten Seekameraden Joe mit grobem weißem Zwirne, der nicht viel feiner war, als unser gewöhnlicher Bindfaden, zusammengenähet war. Eine andere Auszeichnung hatte er nicht, außer daß er, wie es schien, von seinen Unterthanen mit Ehrerbietung behandelt, und von Männern auf den Achseln getragen wurde. *) Zwei Schwestern des Königs kamen zu gleicher Zeit auch herbei, blieben aber in einiger Entfernung von dem Schiffe und kamen nicht an Bord. Sie mochten etwa neun bis zehn Jahre alt seyn, und der König war ungefähr ein oder zwei Jahre jünger. — Die alte Dame war von mehreren hübschen Weibern, die ihre Zofen vorstellten, begleitet, welche von dem Anblicke der brittischen Manufakturwaaren ganz entzückt schienen. Wir unterhielten unsern vornehmen Gast mit Geigenspiel, welches der Dame ein außerordentliches Vergnügen zu machen schien. Als der Abend herbei kam, nahmen die Frauen-

*) So erschien auch der junge Otu auf Otaheite, als er noch ein Knabe war.

zimmer, dem Anscheine nach sehr mit uns zufrieden, Abschied, sie dankten uns mit vieler natürlichen Höflichkeit für die gute Aufnahme, und wünschten uns eine glückliche Reise, indem sie in ihrer Landessprache sagten: Jur Apnâ ti Eatua, d. h. Gott erhalte Euch! —

Am darauf folgenden Tage wurden wir von den Insulanern mit einem feierlichen Tanze beehrt. Die Tänzerinnen und ihre Aufwärter kamen im festlichen Zuge in einem großen Doppelkanote herbei, auf dessen Vordertheile ein Gerüste errichtet war, auf welchem die Tänzerinnen und Musikanten saßen. Eine Menge kleinerer Kanote begleiteten dasselbe, angefüllt mit Eingebornen, welche dem Feste, das für uns Fremdlinge veranstaltet war, als Zuschauer beiwohnen wollten. Die Weibspersonen waren in eine Art von glockenförmigen Reifröcken gekleidet, die von Landeszeuchen gemacht, und mit einem purpurnen Saume eingefaßt waren. Um diese Röcke gleich den Reifröcken auszuspannen, und sie zu tragen, hatten sie ein Paar ausgestopfte Wülste um den Bauch gebunden; um den Oberleib war eine große Menge von Zeuch gewickelt, das mit Bändern festgebunden war; auf jeder Brust trugen sie ein Büschel schwarzer Federn. Ihr Kopfputz bestand aus einer Art von Turban, der mit mancherlei Blumen geschmückt war. Ein Ceremonienmeister war der Vorsteher des Tanzes und dirigirte alle Bewegungen desselben, die eben nicht alle sehr züchtig waren. Die Musik bestand aus zwei Trommeln, die aus einem walzenförmigen ausgehölten Stücke Holzes gemacht waren, das an dem einen Ende

mit einer stark angespannten Seehundshaut bedeckt war. Die Musikanten bedienten sich dabei keiner Klöpfel, sondern bloß ihrer Finger, und zuweilen auch ihrer Hände, womit sie so darauf los trommeln, daß man sie auch in einer beträchtlichen Entfernung hören kann. Anfangs trommeln sie ganz sanfte, um dadurch die Tänzerinnen aufzufordern, sich zum Tanze zuzubereiten. So wie nun aber die Musik lebhafter wird, so werden auch die Bewegungen der Tänzerinnen rascher. Auch werden bei solchen Gelegenheiten eine Art Flöte gespielt, welche aber nur drei Löcher haben, wovon eines so groß ist, daß der Spieler mit den Naslöchern hinein blasen kann. Der Tanz erfordert wirklich viele Anstrengung; denn die Tänzerinnen müssen den Takt mit dem Athem durch Ein- und Aushauchen desselben, und mit Verziehung des Mundes halten, wobei sie ihre Arme und Finger nach bestimmten Regeln in einer gewissen Ordnung umdrehen. Die, welche sich bei diesen Verdrehungen und Gestikulationen am meisten hervorthaten, wurden beklatscht. Diese Tänzerinnen gaben sich die äußerste Mühe, den Beifall der Zuschauer einzuärndten, und ihre Anstrengungen dabei, da sie noch überdies mit Kleidern überladen, und mit Bändern fest geschnürt sind, waren so heftig, daß Manche derselben am Ende so entkräftet schienen, daß man glaubte, sie würden darunter erliegen. Der Tanzaufseher strengte sich selbst dabei an, um sie zur Fortsetzung dieser ermüdenden Belustigung aufzumuntern, welches wir für sehr grausam hielten, und daher ein Fürwort für sie einlegten, um ihnen die weiteren Anstrengungen zu ersparen; womit

die Tänzerinnen auch sehr zufrieden zu seyn schienen. Unsere Leute hatten soviel Gefallen an diesem Schauspiele gefunden, daß sie mich um einige Waarenartikel baten, um sie unter die Frauenzimmer zu vertheilen, die sich so viele Mühe gegeben hatten, sie zu belustigen. Ich willfahrte ihnen, und gab für ungefähr drei Pfund Sterling verschiedene Sorten Waaren heraus, welche sogleich unter die Tänzerinnen vertheilt wurden. Dadurch wurde dann auch eine nähere Bekanntschaft mit denselben gestiftet, die zum Theil auch am Ende in die engste Vertraulichkeit übergieng.

Während des erwähnten Tanzes machten sich einige Männer eine Belustigung auf eine eigene Manier. Nämlich drei derselben nahmen ein großes hölzernes Gefäß in Gestalt einer Schüssel, das bei großen Schmausereien gebraucht wird, stellten sich auf dem Wasser darein, so daß es von dieser Schwere bis ungefähr einen Zoll vom Rande einsank, und in dieser Stellung drehten sie das Gefäß mittelst ihrer Ruder mit ungemeiner Schnelligkeit im Kreise herum, bis alle ins Wasser fielen, worauf sie dann den Spaß zu nicht geringer Belustigung der Zuschauer von neuem begannen. —

Der Haven von Huaheine, in welchem wir lagen, ist im Inneren sehr groß, geräumig und vor allen Winden gesichert. Das niedrige Land zunächst am Ufer, gewährt den schönsten Anblick, und hat einen Ueberfluß an Brodfruchtbäumen, Kokospalmen und anderen Bäumen. — Die Insel Huaheine schien uns im Ver-

hältniß ihrer Größe, reicher an Producten zu seyn, als Otaheite; obgleich beide Inseln es mit einander gemein haben, daß ihr Reichthum bloß auf der Fruchtbarkeit des schmalen Randes, längs dem Meere um die Insel herum, beruhet. Dieselbe Beschaffenheit haben die meisten Inseln der Südsee. — Die Insel Huaheine gewährt jedoch, so weit wir sie von unserem Schiffe aus sehen konnten, keinen so schönen Anblick, wie Otaheite, welches wir trotz des Reizes der Neuheit, den sie für uns hatte, eingestehen mußten.

Sprache, Sitten und Gebräuche scheinen sich auf beiden Inseln ziemlich gleich zu seyn; doch dünkte es uns, die Männer von Huaheine wären von stärkerem Gliederbau, und die Weiber hübscher, und von besseren Gesichtszügen, als die auf Otaheite.

Auf dieser Insel hat Capitain Cook den Omai zurückgelassen, welchen Capt. Furneaux im Jahre 1774 mit nach England genommen hatte. Capt. Cook verpflanzte ihn hieher, weil er hoffte, daß er hier mit den vielen Geschenken, die er aus Europa mitgebracht hatte, eher in Sicherheit seyn würde, als zu Otaheite, wo die schlauen Einwohner ihm mit ihrer gewöhnlichen Geschicklichkeit bald das Seinige würden abgeschmeichelt, wo nicht gar abgestohlen haben. *)

*) M. s. Capt. Cook's und Forster's Reisen wegen weiterer Nachrichten von diesem Omai. Er wurde nachher bei einem Einfalle der Insulaner von Bolabola ausgeplündert. D. H.

Zehntes Kapitel.

Ankunft zu Ulietea. — Besuch der Häuptlinge. — Ein Engländer ruft den Schutz seiner Landsleute an. — Verschwörung gegen das Schiff. — Ausbruch der Feindseligkeiten.

Nachdem wir die nöthigsten Untersuchungen in Betreff des Hauptzwecks unserer Reise angestellt, und dadurch gefunden hatten, daß ein längerer Aufenthalt zu Huaheine uns wenig Vortheil bringen würde, so nahmen wir Abschied von den freundschaftlichen Häuptlingen, und segelten weiter nach der weit größeren Insel Ulietea *), welche ungefähr 8 Seemeilen von der vorgenannten Insel gegen Westen liegt. — Wir fanden das Ankern an vielen Stellen sehr gefährlich, da der Grund aus Korallenfelsen besteht, gegen deren scharfe Kanten auch das stärkste Ankertau es nicht aushalten, und dem Schiffe Sicherheit verschaffen kann. — Seefahrer dürfen daher diesen wichtigen Umstand nie vergessen, durch welchen sich die Ankerplätze in der Südsee so sehr auszeichnen.

So bald das Schiff vor Anker gekommen war, erhielten wir einen Besuch von dem Könige, der in Begleitung seiner Vornehmen mit größter Zwanglosigkeit zu uns an Bord kam. Denn er ist keinen solchen Beschränkungen unterworfen, wie Otu auf Otaheite, da er alle die Ceremonien durchgemacht hat, die dazu

*) Auch O-Raietea. D. H.

erforderlich sind, ihn in den vollen Genuß seiner Würde zu setzen.

Da mir die Leibesgröße des Pomarri zu Otaheite sehr aufgefallen war, so hatte ich, bei näherer Bekanntschaft, ihn gebeten, sich von mir messen zu lassen, unter dem Vorgeben, daß ich meinen Landsleuten seine majestätische Gestalt und Ansehen rühmen wolle; welches auch wirklich meine Absicht war. Er ließ es sich daher auch gefallen; da aber unsere Kajüte zu niedrig war, als daß er aufgerichtet hätte darin stehen können, so stellte ich ihn unter die Fallthiere des Schiffs, und bezeichnete seine Höhe mit einem Messer. — Auf dieselbe Art maaß ich auch den König von Ulieteа, und fand, daß er um nichts kleiner war, als sein königlicher Mitbruder, und er fand sich eben so sehr dadurch geschmeichelt, daß wir bei unserer Rückkunft nach Europa unseren Landsleuten seine Figur anpreisen wollten. Doch ob er gleich eben so lang, als Pomarri war, so war er doch nicht so gut beleibt, auch lag in seinem ganzen Aeußern nicht so viel Würde. Sein Name war Tomaqua, und seine Gemahlin hieß Tirimanie.

Diese Dame hatte angenehme Gesichtszüge, und war eine schlaue, scharfsinnige Frau, die großen Einfluß auf ihren Ehemann zu haben schien. Diese königliche Dame war eifrigst beschäftigt, sich Tayos, oder Freunde unter der Schiffsmannschaft zu machen; eine Sitte, welche auch den Personen vom ersten Range nicht zu verächtlich ist, so bald sie dadurch ihren Eigennutz zu befrie-

digen hoffen. Diese Vertraulichkeit mit allen Klassen von Fremden scheint ihnen mit der großen Eifersucht, die sie auf ihren Rang haben, und mit dem Ansehen, das sie unter ihren Landsleuten behaupten, gar nicht unverträglich zu seyn.

Auf dieser Insel Ulietea wurden wir abermals durch die Erscheinung eines Landsmanns, Namens Pulpit, überrascht; er kam mit dem Könige, und mit einem otaheitischen Mädchen von 14 oder 15 Jahren, das ein Stück schwarzes brittisches Tuch, welches gleich einem Marra um den Leib geschlagen war, statt der Kleidung trug, und das sein Weib war, zu uns an Bord, nachdem wir einige Zeit uns bedacht hatten, ihnen die Erlaubniß hiezu zu ertheilen. Kaum war der arme Mensch auf unserem Verdecke, als er mit verstörtem Blicke und Gebärden, welche seine Aufrichtigkeit verbürgten, auf das feurigste dem Himmel laut seinen Dank abstattete, ihn aus den Händen dieser wilden Mörder gerettet zu haben! Wir verlangten von ihm eine nähere Erklärung hierüber, und er erzählte uns, daß er von der Brigg Venus auf der Insel Huaheine ans Land gesetzt worden sey, und zur Belohnung für seine freiwilligen Dienste auf gedachtem Schiffe mehrere Dinge zum Geschenke erhielt, von welchen man dachte, daß sie ihm auf dieser Insel nützlich seyn könnten; darunter waren auch eine Muskete und eine Doppelflinte. Diese beiden Stücke machten einen solchen Eindruck auf die Insulaner, daß sie alles anwandten, um derselben habhaft zu werden; und da sie sahen, daß List und andre Mittel

vergeblich waren, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, so faßten sie den Entschluß, ihn zu ermorden, und sich auf diese Weise all' seines Eigenthums zu bemächtigen. Sein Weib, die Otaheitierin, welche die Insulaner belauscht und ihre Mordanschläge gehört hatte, entdeckte sie ihrem Manne, der dadurch ganz in Verzweiflung gerieth, und den Vorsatz faßte, eher das Aeußerste zu wagen, als zuzugeben, daß ihm dasjenige entrissen würde, was ihm noch einiger Maaßen das Leben in einer solchen Lage erträglich machen konnte. Er war daher auf seiner Hut, und hielt Wache gegen seine Feinde, wobei ihn die junge Otaheitierin treulich unterstützte; denn sie konnte leicht voraussehen, was für ein Schicksal nach dem Tode ihres Liebhabers sie erwartete. In dieser sorgenvollen Wachsamkeit brachten sie einige Tage zu; endlich wurden sie aber von der Ermüdung bei der unaufhörlichen Angst, dem langen Wachen, und der allzu großen Anstrengung überwältigt, und die Wilden benutzten diesen Augenblick, um über den unglücklichen Pulpit herzufallen, ihn auszuplündern, und dann gefangen fortzuschleppen, um ihn irgend einer Gottheit zu opfern. Er wurde beinahe eine Stunde weit von seinem bisherigen Wohnplatze geführt. Indessen entspann sich zwischen den Einwohnern ein Streit über die Art, wie sie mit ihm verfahren wollten. Da trat nun eine ältliche Frau auf, welche in großem Ansehen zu stehen schien, und die sich immer dem blutdürstigen Verfahren ihrer Landsleute widersetzte; diese drohete nun die Insel zu verlassen, wenn sie auf ihrem Vorhaben beständen. Diese Vorstellungen wirkten; sie gaben ihr erstes Vorhaben auf,

und führten ihn wieder zu seinem vorigen Wohnplatze zurück, der aber jetzt reln ausgeleert war. Da er ein geschickter Mann ist, so mußte er den Insulanern versprechen, einige ihnen gehörige Flinten wieder auszubessern. Zum Zeichen des Friedens gaben sie ihm und seiner Otaheitierin einige Lebensmittel, und schieden dann von ihm. Pulpit's einziges Denken und Trachten gieng nun darauf hin, von dieser Insel zu entwischen; es fand sich auch bald eine Gelegenheit dazu; er benutzte die Dunkelheit der Nacht, um sich eines Kanots zu bemächtigen, in welchem er mit seinem heldenmüthigen Weibe glücklich nach Ulietea entkam. — Da er aber auch hier seine Lage unter diesen Insulanern nicht behaglich fand, so hatte er die jetzige Gelegenheit ergriffen, um seine Zuflucht auf unser Schiff zu nehmen.

Die Erzählung dieses Unglücklichen schien an sich seltsam genug, uns aber kam sie zugleich unerklärlich vor, da wir auf Huaheine mit so viel scheinbarer Herzlichkeit empfangen worden waren. Doch war freilich ein großer Unterschied zwischen der Lage dieses einzelnen Mannes, und der unserigen, da wir mit hinreichender Macht versehen, am Borde eines Schiffes waren; wir konnten daher seinem Berichte weder unbedingten Glauben beimessen, noch auch denselben ganz verwerfen.

Zu Folge der Schilderung, welche Pulpit uns von den Bewohnern von Ulietea machte, schienen dieselben ungefähr denselben Charakter, und gleiche Sitten und Gewohnheiten mit den Insulanern von Huaheine zu

haben. Es war daher unmöglich, diesen Mann dahin zu bringen, daß er wieder an das Ufer zurückkehrte. — „Nehmet mich mit nach den Sandwichinseln" — „sagte er, mit vieler Heftigkeit — „oder nach irgend „einem anderen Orte, nur laßt mich nicht hier ermordet „werden!" — Dem zu Folge wurde ihm erlaubt, mit seiner jungen Otaheitierin an Bord zu bleiben. — Bald darauf hatten wir aber Anlaß genug, uns zu überzeugen, daß seine ungünstige Schilderung von diesen Insulanern weder von boshafter Erbitterung, noch von einer zerrütteten Einbildungskraft herrühre, wie wir anfangs geglaubt hatten.

Nachdem dies in Ordnung gebracht war, gieng ein Theil von uns ans Ufer, und wurde von dem Könige, und den Vornehmen eben so gastfreundschaftlich empfangen, als auf den übrigen Inseln, die wir besucht hatten. Der König und seine Gemahlin brachten überdies den größten Theil ihrer Zeit bei uns zu, und hatten sich es besonders ausgebeten, in einem Bette an Bord schlafen zu dürfen. Da nun der Erfolg unserer angelegentlichsten Geschäfte auf dieser Insel hauptsächlich von dem guten Willen des Königs abhieng, so erfüllten wir in Allem seine Wünsche. Er ward immer zu einem Platze an unserem Tische eingeladen, wurde von Einem seiner näheren Freunde gefüttert, und in jeder Hinsicht mit aller Aufmerksamkeit und Ehrerbietung behandelt. Das ganze Schiff stand ihm offen, und seine Neugierde, die oft sehr lästig und unverschämt war, wurde durch nichts beschränkt.

Dennoch blieben unsere Bemühungen, uns in so weit die Gunst dieses Mannes zu erwerben, daß er uns, was unsere dringendste Angelegenheit war, zu dem nöthigen Vorrathe von Lebensmitteln verhälfe, völlig unwirksam. Während seiner Besuche auf dem Schiffe, machte er Bekanntschaft mit einigen Verbrechern von der Botany-Bai, die wir zu Port-Jackson an Bord zu nehmen genöthigt gewesen waren, um den Abgang unserer Mannschaft zu ersetzen, von welcher mehrere auf unserer Reise uns durchgegangen waren; wobei wir aber versprochen hatten, sie wieder dahin zurückzubringen, von wo wir sie mitgenommen hatten. Aber diese verzweifelten Bursche hatten sich andere Dinge vorgenommen; sie hatten insgeheim beschlossen, die erste günstige Gelegenheit zur Entweichung zu ergreifen, und sich auf einer von diesen Inseln eine ihren Wünschen mehr entsprechende Niederlassung zu suchen. Die unbegränzte Sorglosigkeit und der Müßiggang, in welchem diese Insulaner ihr Leben hinbringen, die keine Mühe erfordernde Fruchtbarkeit des Bodens dieser Inseln, und besonders die Menge und die Gefälligkeit der Weiber, waren unwiderstehliche Reize für diese Elenden. Es ward diesen Schurken, die längst in allen Künsten des Betrugs geübt waren, nicht schwer, den König von Ulietea mit Vorspiegelungen zu hintergehen. Er lieh daher ihren glänzenden Versprechungen willig sein Ohr, und wahrscheinlich hoffte er, mit dem Beistande solcher Generale, und Minister, alle benachbarte Inseln zu erobern; denn im Punkte der Ehrsucht können die Südsee-Insulaner mit den civilisirtesten Nationen in Europa wetteifern.

Die Verbrecher waren schlau genug, die Kenntniß von dieser Schwäche des Oberhauptes der Wilden zu ihrem Vortheile zu benutzen.

Wirklich ist die Verführung europäischer Seeleute in neueren Zeiten eine Maaßregel der leichtfertigen Politik dieser kleinen Fürsten geworden. Sie haben erfahren, welche ausgezeichnete Dienste die Europäer dem Pomarri auf Otaheite geleistet haben, und um sich auch solche Leute zu verschaffen, wenden sie alle Verführungskünste an, um europäische Matrosen dahin zu bringen, daß sie ihre Schiffe verlassen, und sich bei ihnen ansiedeln. — Ein Haupttheil des Plans, den die Verbrecher mit den Häuptlingen verabredet hatten, bestand darin, daß man unsere Ankertaue kappen müsse, damit das Schiff auf den Strand getrieben würde, wo sodann die Mannschaft ermordet werden sollte, wodurch das Schiff dann den Verschwornen zur Beute werden mußte. Unsere Kanonen, unsere Flinten und unsere Munition waren vermuthlich diejenigen Dinge, nach welchen diese Leute in ihrer Lage am meistern lüstern waren.

In der Nacht vor unserer beschlossenen Abreise von Ulietea machten wir die Entdeckung, daß folgende Leute unserer Mannschaft von dem Schiffe desertirt waren, nämlich: David Clark, ein Lehrling, Thomas Smith, seines Handwerks ein Böttcher, Timotheus Goumley, und Wilhelm Andretos, Matrosen; die drei letztern waren Verbrecher von der Bo-

tanybai. Diese hatten überdies noch zwei von unseren mitgenommenen Otaheitiern verführt.

Dieser Entwurf ist wahrscheinlich zuerst von einem der Häuptlinge des Landes ausgeheckt worden, der einen oder den andern von unsern Ausreißern zu seinem Tayo gemacht hatte. — Sobald diese Entdeckung gemacht war, es war um zwei Uhr Morgens, ging ich sogleich ganz allein ans Land, um den König aufzufordern, all' sein Ansehen zu verwenden, damit wir unsre Leute wieder erhielten; ich rechnete dabei auf seine scheinbare Freundschaft und auf seine Dankbarkeit für die zahllosen Geschenke, die er von uns erhalten hatte, und zweifelte daher gar nicht an dem glücklichen Erfolge meines Gesuchs. Aber bald sah ich ein, wie sehr ich mich in dem Charakter der Insulaner von Ulietea geirrt hatte, welche von allen guten Eigenschaften, die man ihnen zuschreiben mag, gewiß am wenigsten auf den Ruhm der Dankbarkeit Anspruch machen. So ist die gerühmte Tugend der Wilden beschaffen! — Vergebens bemüht sich die Theorie schimmernde Hypothesen aufzustellen; wenn die Erfahrung eines Augenblicks sie wieder über den Haufen wirft!

Als ich dem König und seinen Vornehmen den Vorfall erzählte, so drückte der erstere, mit einer Verstellung, die jedem Höflinge Ehre bringen würde, sein äußerstes Erstaunen darüber aus, und erklärte dabei, daß die Flüchtlinge nicht in dieser Gegend ans Land gekommen wären, und auch nicht am Ufer gesehen worden seyen.

Wir hatten aber guten Grund zu glauben, daß die Ausreißer ungefähr eine halbe Stunde vor meiner Landung an diesen Hause vorbeigekommen waren, und daß sie während meiner Anwesenheit sich ganz in der Nähe befanden. Ich sah mich daher hier in einer mißlichen Lage, zu einer so ungewöhnlichen Zeit, in einem Hause, wo ich vielleicht von mehr als hundert Insulanern umringt war, und während in einem benachbarten Hause das Oberhaupt der Insel Otaha mit seinen Kriegsleuten sich aufhielt.

Ich kann es bei dieser Gelegenheit allen Reisenden und Schiffahrern, welche die Südsee besuchen, nicht genug empfehlen, vorher die so lehrreichen Beschreibungen der früheren Reisen dahin, die sich vor den meisten anderen Reisebeschreibungen sehr vortheilhaft auszeichnen und von wohl unterrichteten Männern verfaßt sind, zu durchlesen und sich daraus zu belehren.

Hätte ich in dem erwähnten Falle mich an die Arglist und die Verrätherei derselben Insulaner erinnert, wie sie von Kapitän Cook berichtet wird, und welche strenge Maaßregeln dieser große Mann ergreifen mußte, um sie in den gehörigen Schranken zu halten und sie zu verhindern, die Desertion seiner Mannschaft zu begünstigen, so würde ich es wohl nicht gewagt haben, zu einer solchen Stunde und ohne gehörige Begleitung mich mitten unter diese Wilden zu begeben. Aber ich war so eifrig darauf, unsere Ausreißer wieder zu erhal-

ten, daß mir kein Gedanke an die Gefahr, in die ich mich begab, vorschwebte.

Während ich mit dem Könige in Unterhandlung begriffen war, kam auch der Oberbefehlshaber oder Generalissimus der beiden Inseln aus dem andern Hause herüber; er bezeugte viel Erstaunen über diesen Vorfall und nahm sehr großen Antheil an unserm Verluste; dabei äußerte er aber, daß die Flüchtlinge sich wahrscheinlich nach der Insel Huaheine, oder Bolabola begeben hätten, welche Inseln aber von Ulietea unabhängig wären, so daß weder der König, noch er selbst die Gewalt hätten, die Einwohner zu zwingen, unsere Ausreißer wieder auszuliefern. Dabei versicherten sie mich aber, daß, falls diese Ausreißer noch auf dieser Insel sich aufhalten sollten, sie unvorzüglich ausgeliefert werden würden, wogegen sie nichts verlangten, als eine der Mühe des Nachsuchens angemessene Belohnung. Diese Belohnung bestimmten sie auf eine Flinte; denn Flinten sind hier die höchste cursirende Münze, und eine Flinte wird unabänderlich immer für die Bezahlung einer außerordentlichen Mühewaltung verlangt.

Vergebens stellte ich ihnen dagegen vor, daß, wenn einige von ihrem Volke sich heimlich auf unser Schiff geflüchtet hätten, dieselben gewiß sogleich würden ausgeliefert worden seyn, ohne daß man eine Bezahlung dafür verlangte; weswegen ich auch in Rücksicht unserer bisherigen Freundschaft kein solches Betragen von ihnen erwartet hätte. Nun stand mit einem male die ganze

Versammlung zu gleicher Zeit auf und ich sah mich von allen Seiten umringt; eine Lage, die mir gar nicht gefallen konnte, und die mich auf den Gedanken brachte, aus Klugheit nachzugeben und ihnen die verlangte Flinte zur Belohnung zu versprechen. So gut verstehen sich diese Herren, diese Naturkinder auf ihren Vortheil und auf die Mittel, sich ihn zu sichern.

Hier trat aber wieder eine neue Schwierigkeit ein; denn die Häuptlinge erklärten, daß sie nicht von unsern Versprechungen abhängen könnten; sondern daß sie die Flinte in ihren Händen haben müßten, ehe sie einen Schritt in dieser Sache thun würden. Ich gab ihnen daher sogleich eine; denn ich sah, daß sie es gar wohl verstanden, den gegenwärtigen Augenblick zu benutzen. Aber auch jetzt waren ihre Ränke noch nicht erschöpft; denn nun kamen sie auf einen andern listigen Einfall, indem sie nun sagten, daß sie sich der Flüchtlinge, die ohne Zweifel mit Messern und anderen Waffen versehen wären, nicht würden bemächtigen können, wenn sie nicht noch mehr Feuergewehr hätten u. s. w. — Um diese Zeit erfuhr ich, daß die Leute, die ich suchte, in einem Hause verborgen wären, das eine Strecke weiter im Innern des Landes lag, und ich ermangelte nicht, dieses den versammelten Insulanern anzuzeigen; sie läugneten es auch gar nicht; doch erwiederten sie, daß sie nicht ermangeln würden, uns die Ausreißer in die Hände zu liefern, da sie nun ihre Belohnung dafür erhalten hätten; sie wollten aber, um desto sicherer zu gehen, die folgende Nacht abwar-

ten, und dann die Bursche im Schlafe überfallen. — Ich sah wohl ein, daß hier nichts weiter auszurichten war, und kehrte daher an Bord zurück; aber hier erwartete mich ein anderer Verdruß. Nämlich ich kam gerade dazu, als einer von meinen Leuten, der beste Matrose auf dem Schiffe, die übrige Mannschaft anredete und ihr vorschlug, nicht eher wieder den Schiffsdienst zu versehen, als bis die fehlenden Leute wieder herbeigeschaft wären. Ich gerieth darüber so sehr in Zorn, daß ich ihm sogleich ein paar geladene Pistolen vor den Kopf hielt und in einem entschlossenen Tone ihm erklärte, daß, wenn er noch ein einziges Wort spräche, es gewiß sein letztes seyn würde. Auf der Stelle war nun dieser Anfang einer Meuterei gedämpft, und der Redner wurde samt seinem Anstifter sogleich abgestraft. Dadurch ward die Ordnung wieder hergestellt.

Der ganze Tag gieng nun in fruchtlosen Unterhandlungen mit den Insulanern hin. In der darauf folgenden Nacht, ungefähr um halb eilf Uhr, wurde ich von unserem Capitain, welcher die Wache hatte, aufgeweckt, indem er mir zurief: „Turnbull, unser Schiff läuft „auf den Strand!" Ich sprang sogleich aus dem Bette, und lief im Hemde auf das Verdeck. Ich fand aber, als ich hinauf kam, daß gar kein Wind wehete, und da es zu stockfinster war, um das Ufer sehen zu können, so warf ich das Senkblei aus, und fand über 12 Faden Tiefe, und keine merkliche Bewegung weder an dem Schiffe, noch in dem Wasser; ich glaubte daher nicht anders, als der Capitain habe sich geirret, die Furcht

habe seine Wachsamkeit überwältigt, und die Einbildungskraft habe ihn verleitet, ihre Schattenbilder für Wahrheit zu halten. Ich wurde noch mehr in dieser Meinung bestärkt, als ich die Kabeltaue schlaff auf dem Verdecke liegen fand, aber wie erschrack ich, als die Matrosen, welche beordert waren, die Kabeltaue anzuziehen, bei dem ersten Zuge die Enden von beiden an Bord heraufzogen. Wir sahen nun mit Entsetzen, daß unsere Ankertaue abgeschnitten waren, und daß wir gegen den Strand hin trieben. Es ist mir unmöglich, die Gefühle zu schildern, die uns alle ergriffen, als wir diese schreckliche Entdeckung machten. Sogleich wurde ein anderer Anker herbeigebracht, welcher ein eisernes Kreuz hatte; aber die Verwirrung und unser Schrecken waren so groß, daß es uns nur nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang, einen Stock, oder Handhabe daran zu befestigen. Hier bestätigte sich das alte Sprüchwort: „Eile mit Weile, Essen that nicht gut!" Es war ein großes Glück, daß auch nicht das mindeste Lüftchen wehete, denn sonst würde das Schiff bald gescheitert seyn, da es mit der einen Seite an einem Korallenriff lag, dessen Kanten so scharf waren, wie Flintensteine, und an dessen Außenseite das Wasser eine Tiefe von zwölf Faden hatte. Dazu kam noch, daß wir von den Ränken und Entwürfen eines Theils unserer Schiffsmannschaft alles zu befürchten hatten, und ihnen eben so wenig trauen durften, als den Wilden am Lande. Wir mußten daher alle unsere Geschicklichkeit zusammennehmen, um die Gemüther in Ruhe, und das in einem so kritischen Falle höchst nöthige Ansehen zu erhalten, und besonders wohl-

Acht zu haben, wessen Händen wir Feuergewehre anvertrauten. Doch erfordert es auch die Gerechtigkeit, einzugestehen, daß, wenn uns nicht aller Anschein tröge, unsere Vorstellungen und Vorsichtsmaaßregeln in diesem entscheidenden Falle die glücklichsten Wirkungen äußerten.

Dazu wirkte in dieser Verlegenheit auch besonders glücklich der Umstand, daß einige von unseren Leuten, die den Wilden irgend einen Anlaß zum Mißvergnügen gegeben hatten, von denselben bedroht worden waren, daß sie sie umbringen wollten, sobald sie eine schickliche Gelegenheit dazu fänden. Diese Leute waren nun in äußerster Angst, und da sie ihre Furcht ihren Kameraden mittheilten, und denselben vorstellten, daß sie alle ohne Unterschied nur einerlei Loos treffen würde, so waren nun alle einverstanden, und einmüthig entschlossen, alle ihre Kräfte aufzubieten, um sich zu bemühen, das Schiff aus dieser gefährlichen Lage zu ziehen. Dieß bestätigt eine Bemerkung, die ich durch eigene Erfahrung gemacht habe, daß nämlich ein wahrhaft edelmüthiges Gefühl die brittischen Seeleute beseelt, das sie, wenn sie auch sonst noch so unzufrieden sind, doch in Augenblicken der Noth und Gefahr zur Treue, und zur Befolgung ihrer Pflichten anhält. Es ist nicht selten schon geschehen, daß in dem Zeitpunkte, als eine Meuterei auf einem Schiffe auszubrechen drohete, ein Feind erschien, und sogleich giengen alle einmüthig auf denselben los, und gehorchten pünktlich den Befehlen derselben Offiziere, gegen die sie vorher sich auflehnen wollten.

Nachdem wir den Ueberrest eines Kabeltaues von etwa 30 Klaftern an den Anker befestigt hatten, ward derselbe von dem Langboote in 18 Faden Wasser ausgeworfen, und das Schiff 7 bis 8 Klafter von dem Riff weggezogen. Während dies vollbracht wurde, hörten wir ein lautes, wildes Geschrei vom Strande her, und, wie es schien, nahe an dem Hintertheile unsers Schiffs. Die Schurken waren jetzt wütend, da sie ihre Hoffnungen vereitelt sahen, indem sich das Schiff sehr merklich von den Klippen entfernte. Bisher hatten sie ein tiefes Stillschweigen beobachtet, in der Erwartung, daß unser Schiffbruch ihnen das Zeichen zur Plünderung geben würde. Jetzt fiengen sie aber an, uns mit Steinwürfen zu bestürmen, die so stark und häufig wurden, daß wir, in der Hoffnung, sie abzuschrecken, einige Drehbassen und Musketen über ihre Köpfe hin abfeuerten. Dies veranlaßte aber nur, daß die Insulaner von verschiedenen Punkten des Ufers her, alle ihre Flinten auf uns abschossen. Wir fanden es für nöthig, unsere grössern Stücke spielen zu lassen, und fiengen ein lebhaftes Kanonenfeuer an. Der Erfolg desselben ist uns unbekannt. Sie setzten ihr unregelmäßiges Schießen von verschiedenen Seiten her fort, ob wir gleich unsere Kanonen nach denjenigen Gegenden richteten, von welchen her das Feuern zu kommen schien. Das wilde Geschrei und Toben der Insulaner dauerte immer fort, und aus ihren wütenden Drohungen konnten wir abnehmen, was sie noch zu bezwecken hofften, und was dann für ein Schicksal unser warte. Einige von uns wurden besonders bezeichnet, daß sie sollten gebraten, andere, daß

sie sollten lebendig geschunden werden, damit sie sich aus ihren Häuten Tábulás, oder Jacken machen könnten, u. s. w. Diese und andere Drohungen machten einen wahrhaft heilsamen Eindruck auf unsere Matrosen, indem diese dadurch zum muthigsten Widerstande aufgemuntert wurden; denn unter allen Schrecknissen verabscheuten sie nichts mehr, als die Aussicht, gebraten zu werden.

Eilftes Kapitel.

Fortsetzung der Feindseligkeiten. — Erblickung der Ausreißer. — Glückliches Entkommen.

Unsere Besorgnisse waren jedoch sehr vermindert; da es uns gelungen war, unser Schiff flott zu machen; aber wir befanden uns noch zu nahe am Ufer, und das Wasser war hier zu tief, als daß wir mit einem so kurzen Kabeltaue sicher hätten vor Anker liegen können; die Gefahr war daher noch nicht vorüber.

Um nun durchaus kein Mittel, das uns die Umstände anboten, zu unserer Sicherstellung zu versäumen, holten wir noch einen anderen Anker aus dem Raume heraus, machten einen Schaft daran, und befestigten ihn an den Ueberrest des anderen Kabeltaues; während dieser Zeit unterhielten wir unser Musketenfeuer, und schossen von Zeit zu Zeit eine Kanone ab. Als nun die-

ser zweite Anker ausgeworfen, und das Tau bis auf den letzten Zoll ausgelaufen war, da hatten alle am Bord dasselbe Gefühl, das einen Missethäter befallen muß, dem noch auf dem Richtplatze seine Begnadigung angekündigt wird. Die Wut und die Drohungen der Wilden am Ufer schienen immer mehr zuzunehmen, und sie fuhren unabläßig fort, uns mit Steinwürfen zu bestürmen, und mit Flinten nach uns zu schießen. Ihre Zahl hatte sich jetzt beträchtlich vermehrt.

Als der Tag anzubrechen begann, hofften wir, sie aus ihrem Schlupfwinkel vertreiben zu können, und bedrohten sie ebenfalls mit unserer wirksamsten Rache. Dies schien sie aber nicht zu schrecken, da sie sich auf die Sicherheit ihrer Posten verließen; auch bewirkten unsere Drohungen weiter nichts, als daß sie ihre Anfälle erneuerten, und uns herausforderten. Wir lernten nun durch eigene Erfahrung, daß es wahr ist, was wir schon oft von anderen gehört hatten, daß die Wut der Wilden in Gefechten ganz unglaublich ist, und nicht mit der Hitze civilisirter Krieger in ähnlichen Fällen verglichen werden kann. Man erinnert sich dabei an die alten Fabelgeschichten; sie sehen aus wie Besessene; eine unmenschliche Wut blitzt aus ihren Augen, und versetzt ihre Seele in gichtische Zuckungen. Doch, ich will es nicht wagen, das zu schildern, was keine Worte auszudrücken vermögen. Ich will nur noch anmerken, daß sie unüberwindlich seyn würden, wenn ihre Tapferkeit, und ihre Kriegskunst ihrer Wut gleich wäre.

Wir sahen nun wohl ein, daß wir mit diesen Wil-

den, die sich durch ihre Verrätherei, und ihre wütenden Drohungen als die blutdürstigsten Unmenschen erwiesen hätten, zu keinem gütlichen Vergleiche kommen könnten, und folglich blieb uns nichts übrig, um dem Untergange zu entgehen, mit welchem wir bedrohet waren; als die gegenwärtige Windstille zu benutzen, um das Schiff ins Meer hinaus zu bringen, oder es doch wenigstens so weit von dem Strande zu entfernen, daß wir nichts mehr von dem Musketenfeuer, oder anderen Anfällen der Insulaner zu befürchten hätten. Dem zu Folge mußten wir nun auf Mittel denken, dies zu bewerkstelligen, und einen Entschluß hierin fassen.

Wir theilten nun vorläufig eine Portion Branntewein von unserem noch übrigen geringen Vorrathe unter die Mannschaft aus, und bemühten uns dabei, ihnen die Gefahr anschaulich zu machen, mit welcher wir alle bedroht waren. Doch war es wirklich ganz überflüßig, ihnen auf solche Art noch mehr Muth einzuflößen; denn die Furcht lebendig gebraten oder geschunden zu werden, wirkte noch mehr auf unsere Leute, als die eindringendste Beredtsamkeit hätte thun können, und gewiß würden sie alle, um nur einem so schrecklichen Schicksale zu entgehen, ohne Bedenken auf einer Bresche Sturm gelaufen haben. Ihre Entschlossenheit zur verzweifelten Vertheidigung war ernstlich, und ich bin überzeugt, daß, wenn unser Schiff gestrandet wäre, die Wilden gewiß keinen so leichten Sieg davon getragen haben würden.

Das Wetter war zum Glücke immer heiter und still; wenn aber ein Lüftchen sich erhob, so war es ein See-

wind; wir hatten daher Ursache genug zu befürchten, daß derselbe sich in dieser Richtung bei Tage noch verstärken möchte. Da das Hintertheil des Schiffes gegen das Ufer hin gewandt war, so wurde es nöthig, alle Vorsichtsmaaßregeln zu ergreifen, um diesen leicht verwundbaren Theil zu schützen. Unsere Drehbassen auf dem Sterne waren bei dem ersten Abfeuern demontirt worden; wir brachten daher zwei größere Kanonen hinauf. Als der Tag anbrach, bemerkten wir zu unserem großen Verdrusse, daß die Insulaner sich vor dem, was wir gegen sie unternehmen könnten, wenig fürchteten. Sie waren mit dem Gebrauche der Kanonen schon bekannt genug, um alle unsere Bewegungen bei der Bedienung derselben an Bord beobachten zu können; wenn wir im Begriffe waren, abzufeuern, so verkrochen sie sich schnell hinter die Felsen oder Bäume, womit das ganze Ufer zahlreich besetzt war. Wir fanden daher, daß unser Feuern zu weiter nichts diente, als unseren Munitionsvorrath zu erschöpfen und, wie es schien, unsere Feinde noch mehr in ihren Angriffen aufzumuntern. Die Bäume und Felsenritzen dienten den Insulanern noch zu einem anderen Zwecke, und würden uns, wenn sie geübtere Soldaten gewesen wären, sehr gefährlich worden seyn; nämlich sie gebrauchten sie als Stützen, um ihre Flinten darauf zu legen, damit sie desto besser zielen könnten, und gewiß würden sie auf diese Weise Manchen von uns niedergeschossen haben, wenn sie nur die mindeste Fertigkeit in dem Gebrauche dieser Waffen gehabt hätten; zum Glücke aber war ihre Ungeschicklichkeit so groß, daß sie ihre übrigen Vortheile überwog.

Dennoch war ihr Feuer nicht ganz ohne Wirkung, denn es fügte unserem Takelwerke, dem kleinen Tauwerke, der Schiffsverkleidung und den Booten großen Schaden zu, und mancher ihrer Schüsse blieb in dem Rumpfe des Schiffes stecken. Sie waren so sehr auf unseren Untergang erpicht, daß solche Insulaner, die keine Flinten hatten, — (denn wie wir vor diesem feindlichen Anfalle erfahren hatten, so belief sich ihre Zahl nur auf vierzehn) — sich auf die Berge begaben, die über das Ufer hiengen, und von da ganze Ladungen von Steinen auf das Schiff herabschleuderten, worunter manche von unglaublicher Größe waren. — Ungefähr um zehn Uhr Vormittags ließen sie mit Schießen und Werfen etwas nach. Diesen günstigen Augenblick wollten wir benutzen, um die Anker zu lichten, und das Schiff weiter in die See hinaus zu bringen; wir besetzten zu diesem Ende das Boot mit Freiwilligen; aber die Insulaner hatten nicht sobald unsere desfallsigen Anstalten bemerkt, als sie wieder anfiengen zu feuern, und ihre Schüsse hauptsächlich auf das Boot richteten, dessen Mannschaft dadurch in so augenscheinliche Gefahr gerieth, daß sie genöthigt war, diesen Versuch aufzugeben, und auf das Schiff sich in Sicherheit zu begeben. Um diese Zeit erblickten wir zwei von unseren ehemaligen Schiffsgenossen, die sich bei dem Angriffe so eifrig bezeigten, als die wütendsten Wilden. — Verrätherei ist ein so abscheuliches Verbrechen, daß es Jeden empört, und daß der Anblick dieser beiden Bösewichter unseren Zorn weit mehr reizte, als alle Drohungen der Insulaner. — Ich weiß gewiß, daß, wenn wir in unserem Kampfe so glücklich gewesen wären,

diese Schurken wieder in unsere Gewalt zu bekommen, unser Ansehen gewiß nicht hingereicht haben würde, um unsere Mannschaft abzuhalten, auf der Stelle Gerechtigkeit an ihnen zu üben. Sobald das Boot zurückgekommen war, fiengen wir wieder an, mit Kugeln und Hagel zu feuern, aber ohne die mindeste Wirkung, da sich die Wilden immer gut gedeckt hielten, und uns dabei in allem, was wir vornahmen, gar sehr beschwerlich fielen.

Eine Stunde später hörte das Feuern von beiden Seiten auf, gerade als ob es verabredet gewesen wäre. Wir benutzten diesen Stillstand, da unsere Leute nun schon beinahe 40 Stunden immerfort auf den Beinen gewesen waren, um sie einige Erfrischungen genießen zu lassen; auch sollte sich jetzt die Hälfte der Mannschaft zur Ruhe legen, während die andere wachte, und so sollten sie einander der Reihe nach ablösen. Wir hatten allen Grund zu vermuthen, daß die Insulaner nicht lange zögern würden, einen neuen Angriff zu wagen, der um so heftiger seyn würde, da sie nun Zeit gewonnen hatten, und da unsere Kanonenschüsse ohne Zweifel die ganze Insel aufgeschreckt, und eine große Zahl von Insulanern veranlaßt haben mußte, auf diesem Flecke zusammen zu laufen. Wir durften auch nicht erwarten, daß die neuen Ankömmlinge eine Veränderung in der Gemüthsstimmung ihrer erbosten Landsleute bewirken würden, sondern wir mußten eher befürchten, daß sie sie noch mehr antrieben, alle ihre Kräfte aufzubieten, um sich eines Schiffes zu bemächtigen, dessen Wegnahme

eben sowohl die Eroberer bereichern, als dieser Insel eine Macht-Ueberlegenheit über alle umliegende Inseln geben würde.

Wir hatten in diesem Augenblicke auch nicht die mindeste Aussicht, uns aus der so mißlichen Lage zu ziehen, in welcher wir uns hier befanden; doch bald darauf zeigte sich eine günstige Gelegenheit, die Anker zu lichten und das Schiff weiter vom Ufer weg zu bringen. Das Boot wurde daher wieder bemannt und der Versuch gewagt; aber auch diesmal wurde ein so gut geleitetes Feuer auf dasselbe gerichtet, daß unsre Leute genöthigt waren, den Versuch aufzugeben und wieder an Bord zurückzukehren. Es kann gewiß keine beunruhigendere Lage geben, als die, in welcher wir uns diesen ganzen Tag über befanden. Wir hatten erfahren, daß die Insulaner beschlossen hatten, so viele Kanote, als sie zusammen bringen konnten, zu bemannen, um uns unter dem Schutze der Nacht zu überfallen, während ihre übrigen Spießgesellen herbeischwimmen und das Schiff ersteigen sollten, um den großen Versuch, es durch Entern zu erobern, zu unterstützen, oder im Fall dies nicht gelänge, zum zweiten Male die Ankertaue zu kappen, um uns ganz in ihre Gewalt zu bekommen.

Das Schicksal, das uns bevorstand, im Falle wir in diesem Kampfe unterlägen, wäre gewiß über alle Begriffe, welche gebildete Menschen von der Grausamkeit haben, hinausgegangen; denn der Wuth der Wilden kömmt nichts an Unmenschlichkeit bei, als ihre bar-

barische Rache. Der Mörder des Königs Heinrichs IV von Frankreich kann gewiß keine größere Qualen erlitten haben, als uns zugedacht waren, wenn die Wilden den vollständigen Sieg über uns davon getragen hätten, den sie sich schon zum voraus versprachen. Auch waren ihre Hoffnungen gar nicht grundlos; denn unsre Lage war, die Wahrheit zu gestehen, wirklich verzweifelt, da wir kein Mittel zur Rettung vor uns sahen.

Um diese Zeit erblickten wir ein großes Doppel-Kanot, mit Insulanern besetzt, das von der Windseite der Insel um eine Landspitze herum kam. Dieser Anblick erschütterte die ganze Schiffsmannschaft, welche ganz natürlich und vielleicht mit Recht schloß, daß dieses Kanot wohl nur der Vorläufer von mehreren andern seyn müsse, welche zu unserm Untergange herannaheten. Dieses Kanot näherte sich uns ungefähr auf eine Meile; wir schossen darauf eine dreipfündige Kugel quer über den Bug desselben, wodurch die Insulaner so sehr in Verwirrung geriethen, daß viele derselben ins Wasser sprangen und ans Land schwammen, während die Zurückgebliebenen ihre Fahrt sogleich änderten und so eilig als möglich nach dem nächsten Lande zurückruderten. Ein zweiter Schuß mit doppelter Ladung, aus derselben Kanone, gieng mitten durch sie und brachte sie so sehr in Angst und Schrecken, daß sie sich ins Wasser stürzten und ans Ufer schwammen; sie überließen die Führung des Kanots einigen alten Leuten, welche ihre letzte Kraft anstrengten, um das Land zu erreichen.

Die Unklugheit einiger wenigen Europäer, die von den Schiffen entflohen waren, welche diese Inseln zu verschiedenen Zeiten besucht haben, ist Schuld daran, daß unsere Feuergewehre viel von ihrer Wirksamkeit auf die Furcht der Eingebornen derselben verloren haben. Denn nun können wir nicht mehr durch bloßes Vorzeigen unserer Flinten, oder durch das Abbrennen derselben über den Köpfen dieser Wilden hin, wie es der menschenfreundliche Kapitän Cook im Gebrauche hatte, ihre Insolenz im Zaume halten, oder sie von wirklichen weitern Beleidigungen zurückschrecken. Jetzt kann man sie von ihren wilden Feindseligkeiten nicht eher abstehen machen, als bis man zum abschreckenden Exempel, einen oder mehrere von ihren Rädelsführern niedergeschossen hat. Dies ist um so nöthiger hier anzumerken, da man sonst ein solches Verfahren für grausam und unbesonnen halten könnte.

Dies war hier die einzige Gelegenheit, wo wir diesen Insulanern die Wirksamkeit unserer Kanonen fühlbar machen konnten; denn hier waren sie durch nichts beschirmt; auch hofften wir, daß dieser Vorfall sie von allen weiteren feindlichen Versuchen, wenigstens zu Wasser, abschrecken werde. Es war weder den Umständen, in welchen wir uns befanden, noch unseren Neigungen angemessen, die Feindseligkeiten fortzusetzen. Wir hatten während unsers kurzen Verkehrs mit diesen Insulanern, den von uns angenommenen festen Grundsatz befolgt, daß auch gegen Wilde die Vorschriften des Naturrechts und eine gewisse Gerechtigkeit ausgeübt

werden müsse; denn ob wir gleich uns jetzt außerhalb des Gebietes der positiven Gesetze befanden, so glaubten wir doch nicht auch außerhalb des Gebietes der moralischen Pflichten zu seyn. Gewiß würden die Südsee-Insulaner mehr Ehrerbietung und Furcht vor den Europäern behalten haben, wenn diese immer jenen Grundsatz beobachtet hätten. Aber bei manchen Leuten ist Ungestraftheit eine allzugroßer Anreizung zu Verbrechen. So aufgebracht wir auch über die Verrätherei dieser Insulaner waren; so glaubten wir doch nicht, daß uns dieselbe mehr Recht die Frevler zu bestrafen gebe, als so weit dieß zu unsrer Selbstvertheidigung nöthig wäre. — Dieser Vorfall war nun entscheidend; denn alles Feuern hörte jetzt auf, und man hörte nur noch wenig Geräusch am Ufer.

Es war um vier Uhr Nachmittags und wir alle waren eifrigst damit beschäftigt, alle mögliche Vorbereitungen zu treffen, um den großen Angriff abzutreiben, den wir auf die Nacht erwarteten. Jeder Mann erhielt zwölf Flinten- und vier und zwanzig Pistolen-Patronen. Unsere Flinten, deren wir dreißig hatten, wurden geputzt und mit frischen Steinen versehen; die Kanonen und Drehbassen erhielten doppelte Ladung und wurden mit altem Eisen angefüllt, und schwere Büchsen (Blunderbusses) und Säbel wurden auf dem Verdecke umher vertheilt, um im Nothfalle sogleich bei der Hand zu seyn. Um uns vor den Steinwürfen der Wilden zu schützen, die uns großen Schaden zufügten, wurden Decken von vernichteter Leinwand (Awnings) über das Schiff gezogen,

und überhaupt wurden alle Vorkehrungen getroffen, um unser Leben für den theuersten Preiß zu verkaufen, und das Schiff bis aufs äußerste zu vertheidigen. Unser würdiger Kapitän litt, während diese Veranstaltungen getroffen wurden, große Pein; er war von einer überladenen Büchse verwundet worden, die er zu Anfang des Gefechts, als die Drehbassen waren demontirt worden, abgefeuert hatte.

Ungefähr um halb sieben Uhr Abends sprang der Wind, der bisher von der See her gewehet hatte, sachte um, und verwandelte sich in einen Landwind, der uns die günstigste Gelegenheit versprach, uns bei der Nacht unbemerkt davon zu schleichen. Um unsre Vorkehrungen vor den Wilden geheim zu halten, verhüllten wir unsre Schiffswinde und fiengen zuerst an, einen Anker auf ein Mal in die Höhe zu heben; hierauf gieng das Langboot vorwärts und hob den zweiten Anker, und ließ dann den ersten und nachher den zweiten wieder fallen, wodurch wir unmerklich um eine Kabeltaulänge von dem Ufer entfernt wurden. Nun begann unsre Hoffnung wieder aufzuleben; denn jetzt hatten wir doch die Aussicht, von dem Strande abzukommen, und vielleicht gar das offene Meer zu erreichen, ehe der Tag anbräche und unsre Bewegungen bemerkt würden. Die Gemüther aller Leute am Bord waren von dem Gefühle unsrer gefährlichen Lage so sehr durchdrungen, daß man auch nicht das leiseste Geflüster auf dem Schiffe hörte. Wir waren nur in Furcht, daß der helle Sternenglanz unsern Feinden das Hin- und Herfahren des Bootes

bei dem Richten und Auswerfen der Anker verrathen möchte.

Bei allen diesen Anstalten leistete uns der arme Pulpit ausgezeichnete Dienste. Er war ein trefflicher Schütze; auch wußte er gar wohl, was für ein Loos seiner wartete, wenn er wieder in die Hände der Otaheiteer fiele. Er focht daher wie ein Löwe, fest entschlossen, sich nicht zu ergeben, so lang er noch Athem holen könne. Sein junges otaheitisches Weibchen betrug sich auch wie eine wahre Heldin; sie trug den Männern Pulver zu und strengte sich in jedem Falle auf das Aeußerste an, wo sie nur auf irgend eine Art nützlich seyn konnte. Dabei schien sie nur zu bedauern, daß so viel Munition verschwendet wurde, wovon die Hälfte hingereicht hätte, sie zum reichsten Weibe auf ihrer ganzen vaterländischen Insel zu machen.

Trotz aller Schwierigkeiten, waren wir unter dem Beistande der Vorsehung doch so weit gekommen, daß wir einige Segel ausspannen konnten, ehe unsere Bewegungen von den Eingebornen entdeckt werden mochten. Die Elenden, als sie nun unser Schiff unter Segel sahen, schrieen uns ein abscheuliches, wildes Geheul nach, worunter wir die wechselseitigen Vorwürfe und Beschuldigungen hörten, die sie einander machten, daß sie nicht besser Acht gegeben hätten, und daß das Schiff nun auf ewig für sie verloren sey.

Um diese Zeit, es war gegen zwei Uhr Morgens,

waren wir schon so weit vorwärts gerückt, daß wir aus der Schußweite unserer Feinde waren. Da das Wetter trübe und düster war, so warfen wir wieder beide Anker aus, und blieben dabei auf unserer Hut, bis der Tag anbrach. Wir hofften nun, daß es möglich seyn würde, die verlornen Anker wieder zu erhalten; aber unser Oberbootsmann kam zu uns auf das Viertelsverdeck, und bat uns im Namen der ganzen Schiffsmannschaft, zu erlauben, daß die Anker gelichtet würden, damit wir unter Segel gehen könnten, ehe der Wind sich drehete, der uns dann aufs neue in die Hände dieser wenlosen Wilden treiben könnte. Dieser Vorschlag wurde angenommen; denn es war wirklich äußerst schwer, die verlornen Anker wieder zu erhalten, so sehr wir den Verlust derselben bedauern mußten. Als wir nun glücklich zu dem Haven hinaus gekommen waren, und uns damit beschäftigten, das Boot wieder einzunehmen, so bemerkte einer von den Matrosen, die es unter dem Bug des Schiffs hervorzogen, ein langes, dickes Tau, das am Hintertheile nachschleppte, und 5 bis 6 Fuß unter dem Wasser an dem Steuerruder befestigt war; dies war ohne Zweifel dasselbe Tau, womit die Insulaner das Schiff ans Ufer zogen, nachdem sie die Ankertaue gekappt hatten.

Werfen wir einen Blick auf die frühere Geschichte dieser Insulaner zurück, so finden wir, daß die Hauptzüge ihres Charakters aus Bosheit und Verstellung zusammengesetzt sind; diese letztere scheint in ihr ganzes Wesen verwebt zu seyn. Die Größe und Stärke der

Schiffe des Capt. Cook, wären, wie man denken sollte, hinreichend gewesen, diese Insulaner in dem schwachen und schutzlosen Zustande, in welchem sie damals gefunden wurden, im Respekte zu erhalten; und doch wurden sie dadurch nicht abgeschreckt, ihre Ränke an dem Schiffsvolke zu versuchen, und einige seiner Leute zur Desertion zu verleiten, und sie nachher, so viel als in ihren Kräften stand, zu verheimlichen. Sie konnten versichert seyn, daß diese Bosheit dem Scharfblicke des großen Mannes nicht entgehen, und dann nothwendiger Weise ihnen seinen gerechten Zorn zuziehen würde. Der Capitain ward daher oft genöthigt, wider seine Neigung strenge zu verfahren, sowol um seine Leute wieder zu erhalten, als um den Tücken der Insulaner für die Zukunft zuvor zu kommen. Bei dieser Gelegenheit bewiesen diese Wilden jedoch auch, daß sie sich auf das Wiedervergeltungsrecht verständen; denn wären ihre Plane gelungen, so würden sie den Capitain Clark, und Hrn. Gore überfallen haben; ja sie hatten sogar die Absicht, sich, wo möglich des Capit. Cook's selbst zu bemächtigen; denn sie dachten ohne Zweifel, daß alsdann ein überwiegender Vortheil auf ihrer Seite seyn würde. Er war aber klug genug, ihnen dies unmöglich zu machen, indem er während der Unterhandlungen immer bei dem Schiffe blieb.

Ehe wir Ulietea verlassen, wollen wir noch im Allgemeinen anmerken, daß diese Insel nächst Otaheite die beträchtlichste unter den Gesellschaftsinseln ist, und mit der benachbarten Insel Otaha in der engsten politischen Verbindung steht, indem der König, oder Häupt-

ling von Otaha, der beinahe immer auf Ulietea wohnt, zu gleicher Zeit der Oberkriegsbefehlshaber der Einwohner beider Inseln ist, und wie es scheint, mehr Gewalt und Einfluß auf Ulietea hat, als der König dieser Insel selbst.

Fremde, welche etwa bei Gelegenheit an einer, oder der anderen von diesen Inseln anlegen, müssen in ihrem Verkehre mit den Eingebornen sehr auf ihrer Hut seyn; denn unsere gemachte Erfahrung berechtigt uns zu der Versicherung, daß diese Wilden im Allgemeinen tückisch, betrügerisch, arglistig und fähig sind, die teuflischsten Anschläge unter dem täuschendsten, gefälligsten Aeußern zu verbergen. Sie verschmähen kein Mittel, wäre es auch noch so niederträchtig, selbst nicht den Mäuchelmord, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, sobald es die Beförderung ihres Eigennutzes betrifft. Da nun diese Insulaner nicht aufhören, Versuche zu machen, um die Leute von europäischen Schiffen zu verführen, sich bei ihnen niederzulassen, und besonders, da man oft den Schiffen, welche in Neuholland anlegen, erlaubt, eine Zahl der dorthin verbannten Verbrecher zur Verstärkung ihrer Mannschaft an Bord zu nehmen, und diese dann jede Gelegenheit zum Entwischen ergreifen, so kann es nicht fehlen, daß ohnehin schon bösartige Wilde durch solche Spießgesellen noch mehr verdorben, und in allen Niederträchtigkeiten noch besser unterrichtet werden, und, ich glaube es unter diesen Umständen vermuthen zu dürfen, in kurzer Zeit möchten wohl diese Inseln zu wahren Nestern von alle Gesetze verspottenden Bösewichtern und Sceräubern werden.

Man sagt, die Häuptlinge dieser Insel seyen mit der königlichen Familie von Otaheite nahe verwandt. Wir haben schon bemerkt, daß im Durchschnitte genommen, hier gleiche Sitten und Gebräuche herrschen; doch besitzen die Ulieteaner sehr wenig von dem freundschaftlichen Wohlwollen sowohl unter sich, als gegen Fremde, das immer die Otaheitier besonders ausgezeichnet hat. Vielleicht mag dies großen Theils von den häufigeren Kriegen der Ulieteaner herrühren, die sie theils unter sich, theils mit den Bewohnern von Bolabola führen, und diese anhaltenden Streitigkeiten sind gewiß schlechte Erhalterinnen des gesellschaftlichen Wohlwollens.

Der Gebrauch, vermöge dessen der Sohn den Vater der Regierung beraubt, herrscht auch hier, so wie auf Otaheite, nur mit mehr herabwürdigenden, und naturwidrigen Umständen begleitet. Von der Geburt, oder wenigstens von der Mannbarkeit des Sohnes an, verschwindet alles Ansehen des Vaters, und so geachtet und mächtig dieser auch gewesen seyn mag, so sinkt er doch jetzt zu einem unansehnlichen Häuptlinge herab. Der Vater des jetzigen Königs besuchte uns; aber er hatte so wenig das Aeußere eines Mannes von Ansehen und Gewicht, daß wir ihn nicht für das, was er war, erkannt haben würden, wenn man es uns nicht gesagt hätte. Er zeichnete sich durch gar nichts von dem gemeinsten Manne aus.

Wir erhielten überdies auch einen Besuch von der

Mutter der Königin; sie brachte uns zwei Schweine, und klagte mit vielem Scheine von Aufrichtigkeit, daß sie nicht im Stande sey, mehr zu geben. Obgleich diese vornehmen Personen so tief in der Achtung ihres Volkes gesunken waren, so empfingen wir sie doch mit der Auszeichnung, welche ihrem vormaligen Stande entsprach, und sie schienen sehr durch unsere Aufnahme geschmeichelt zu seyn. Wir richteten uns auch in den Geschenken, die wir austheilten, nach ihrem Range.

Nach dem zu urtheilen, was wir nachher erfuhren, war unsere Freigebigkeit hier auch nicht übel angewandt; denn wir hörten, daß die Mutter der Königin, und die Frau des Oberkriegsbefehlshabers ernstliche Vorstellungen gegen die Treuloßigkeit ihrer Landsleute gemacht hatten, als diese den Entschluß faßten, sich unsers Schiffes zu bemächtigen. Aber sie predigten tauben Ohren, und mit aller Härte befahl man ihnen, sich nur mit ihren eigenen Angelegenheiten zu beschäftigen.

Es waren dies dieselben Freibeuter *), welche dem Omai all' das Seinige raubten; denn bald nach seiner Niederlassung auf Huaheine, wurde diese Insel von den Ulieteanern überfallen, und sein Eigenthum ward die Beute der siegreichen Feinde. —

*) Nach anderen Berichten waren es Bewohner von Borabola. D. H.

Zwölftes Kapitel.

Abfahrt von Ulietea. — Vorbeifahrt an Bolabola, ohne sich mit den Einwohnern einzulassen. — Verkehr mit den Eingebornen von Maura.

Die Gefahren, die wir zu Ulietea ausgestanden hatten, waren bei unserer Abfahrt von dieser Insel noch so frisch in unserm Gedächtnisse, daß wir, ob wir gleich nahe an der Insel Bolabola vorbeisegelten, doch keinen Versuch machten, uns mit den Einwohnern derselben in ein Verkehr einzulassen; denn sie sind als verwegene Räuber bekannt. — Man sagt, sie seyen ursprünglich aus den umherliegenden Inseln entflohene oder verbannte Verbrecher gewesen. Man hält sie für sehr zahlreich und für die besten Kriegsleute auf den Gesellschafts-Inseln; sie sind das Schrecken der Ulieteaner. — Die Insel Bolabola liegt 6 engl. Seemeilen (= 4½ geogr. M.) weit von Ulietea und zeichnet sich durch einen hohen Berg mit zwei Gipfeln aus, die man bei gutem Wetter in einer Entfernung von 15 Seemeilen (= 11¼ geogr. M.) sehen kann. Die Ostseite, an welcher wir hinsegelten, hat ein sehr unfruchtbares Ansehen, auch steht die Insel nicht in demselben Rufe der Fruchtbarkeit wie Otaheite oder Ulietea. Da wir hier nicht stille hielten, so können wir nichts aus eigener Erfahrung von dieser Insel sagen. Nach dem Berichte ihrer Nachbaren, zeichnen sich aber ihre Bewohner be-

sonders durch die roheste Wildheit aus, welches auch ihrem bereits erwähnten Ursprunge entspricht.

Unsere nächste Station war die Insel Marra, oder Mobidie; *) sie ist die östlichste und kleinste von den Gesellschafts-Inseln; sie hat nur ungefähr 14 bis 15 engl. (etwa 4 geogr.) Meilen im Umfange, und ist ganz mit einem Korallenrief umgeben, welches das Anlanden sehr beschwerlich macht. Die Eingebornen meldeten uns aber, daß sich auf der Westseite ein guter Haven für Schiffe befinde; ein Umstand, der, wenn er wahr ist, allen früheren Südseefahrern unbekannt blieb. Denn alle ältere Berichte sagen, diese Insel habe keinen Haven. Die so gefährlichen Korallenriefe, womit alle Gesellschafts-Inseln umgürtet sind, machen auch die Häven oder Landungsplätze auf denselben ziemlich unsicher, und keiner derselben gewährt hinreichende Sicherheit, wenn der Wind nur mit einiger Heftigkeit von dem Meere her bläst.

Die Ostküste dieser Insel Marra hat einen großen Reichthum an Kokosbäumen, und die Brodfrucht ist hier größer und besser, als auf den östlicheren Inseln; die Schweine, von welchen wir einige einhandelten, sind hier auch wohlfeiler. Die Bewohner dieser Insel sind in keinem wesentlichen Puncte von den benachbarten Insulanern verschieden, und nach dem, was wir bei unserer Rückkunft zu Port-Jackson erfuhren, zu urtheilen,

*) Auch Mauua oder Maurua genannt. D. H.

scheinen sie auch nicht besser geartet. Denn als das königliche Schiff Meerschwein (Porpoise) hier lag, machten diese Insulaner den Anschlag, sich des Boots zu bemächtigen, worin sich der Schiffer, der Wundarzt, vier Matrosen und zwei Seesoldaten, alle bewaffnet befanden. Das Komplot wurde zum Glücke von dem Wundarzte, welcher der Landessprache kundig war, noch zeitig genug entdeckt, um den Anschlag zu vereiteln. Der Zweck dieser Wilden war, wenn ihnen das Vorhaben gelungen wäre, sich der Feuergewehre in dem Boote zu bemeistern; denn ihre Begierde nach diesen Zerstörungswaffen ist so heftig, daß sie keine Gefahr scheuen, und zu jedem Verbrechen bereit sind, wenn sie nur zum Besitze derselben zu gelangen hoffen. Es ist jedoch wahr, daß besondere Lokalumstände hier diesen Waffen einen so hohen Werth geben, daß mehr als eine gemeine Ehrlichkeit dazu erfordert wird, um der Versuchung, sich dieselben auf jede Art zu verschaffen, widerstehen zu können; denn mit einem Dutzend Flinten können sie alle Angriffe ihrer Nachbarn zurückschlagen, ja wohl gar dieselben sich unterwürfig machen; wenn nun deshalb ihre Ehrsucht über alle gewöhnliche Schranken wegspringt, so ist dies weniger zu beklagen, als wenn man dieselbe Schwachheit bei weit gebildeteren Nationen wahrnimmt.

Auf dieser kleinen Insel fanden wir einen Häuptling (oder Vornehmen) von Otaheite, der wegen eines Vergehens hatte sein Vaterland verlassen und sich hieher flüchten müssen. Der Fall dieses Mannes bestärkte mich in der Meinung, die ich aus eigener Beobachtung abge-

zogen hatte, daß nämlich die Otaheitier nicht sowohl durch ihren persönlichen Charakter und ihre natürlichen Anlagen, als durch ihre Regierungs-Verfassung von ihren Nachbaren verschieden seyen, und daß der größte Theil ihrer scheinbaren Artigkeit und ihrer feineren Sitten, durch welche sie sich auszeichnen, mehr auf Rechnung der Gewalt und des Ansehens ihres Königs, oder regierenden Oberhaupts, als auf die ihrer natürlichen guten Eigenschaften zu setzen sey. Dies war wenigstens gewiß der Fall unter der Regierung unsers Freundes Pomarri. — Wir hatten auch hier wieder fernere Beweise, daß die Eingebornen beständig den nützlichen Artikeln den Vorzug vor Putz- und Spielwaaren gaben. Korallenkügelchen, Spiegel und dergleichen Kleinigkeiten wurden nicht hoch geschätzt im Verhältnisse mit Messern, Beilen, Flinten und anderen Werkzeugen, deren Nützlichkeit ihnen sehr wohl bekannt war. Während unsers kurzen Aufenthaltes in dieser Gegend hatten wir die Gelegenheit, zwei Männer zu sehen, die den scheußlichsten Anblick darboten; es waren nämlich Aussätzige, die ihre erste Haut gänzlich verloren zu haben schienen; denn sie sahen aus, als ob sie vom Kopfe bis zu den Füßen völlig gebrühet wären. Diese elenden Geschöpfe schienen in unseren Augen eben sowohl Gegenstände des Abscheus, als des Mitleids zu seyn; aber von ihren Landsleuten wurden sie sehr geehrt; denn sie waren Priester und von dem Volke für besonders heilige Männer gehalten.

Gewiß ist es eine der sonderbarsten Eigenheiten

dieser Wilden, daß ihre Religion nicht nur den äußern schwarzen Anstrich von Ideen hat, vor welchen die menschliche Natur am meisten zurückschaudert, sondern offenbar ganz daraus zusammengesetzt ist. Ihr Begriff von einem Gott — denn sie erkennen alle eine Gottheit, d. h. eine übernatürliche Macht an — ist nicht der von einem wohlthätigen Wesen, einem Allvater der Natur, einem Schöpfer und Erhalter der Menschen, einen solchen Gott kennen die Gesellschafts-Insulaner nicht. Im Gegentheile, das Wesen, das sie göttlich verehren, ist zugleich der Gegenstand ihrer Furcht, ein Wesen, welchem sie die Zerstörung ihrer Kanoe, jede Gefahr, so wie Krankheiten und Tod ihrer Häuptlinge zuschreiben. Ihre Krankheiten, besonders die der Priester, werden als unmittelbare Wirkungen der göttlichen Macht, für heilig gehalten. Darum hätten jene zwei Aussätzigen nicht mehr, als es geschah, verehrt werden können, wenn sie auch wirkliche Propheten gewesen wären.

Aus diesem allgemeinen Kennzeichen, daß nämlich die Gottheit dieser Insulaner ein Kind ihrer Furcht ist, läßt sich das ganze System ihrer Fabellehre ableiten, und lassen sich die Attribute ihrer Gottheiten erklären. Da nun der Begriff von Schrecken mit dem von Ungestaltheit verschwistert ist, so kömmt es wohl eben daher, daß die Abbildungen ihrer Gottheiten gewöhnlich ganz unförmlich, oder wirklich scheußlich sind.

Dreizehntes Kapitel.

Abschied von den Gesellschafts-Inseln. — Lustiger Vorfall auf der Fahrt zwischen den Otaheitiern und unseren Matrosen. — Ankunft an den Sandwich-Inseln. — Handel. — Entweichung des Schiffszimmermanns.

Als wir von Marra absegelten, nahmen wir für dies Mal von den Gesellschafts-Inseln Abschied, und richteten unsern Lauf nach den Sandwich-Inseln. Unsere Fahrt hatte bis dahin nichts Außergewöhnliches. Die Matrosen belustigten sich nach ihrer Art damit, den Otaheitiern, die wir am Bord hatten, die Gefahren vorzumalen, die ihrer warteten, wenn wir einen gewissen Theil des Meeres durchkreuzen würden — sie meinten nämlich die Linie oder den Aequator — wo sie gewiß von höllischen Geistern, die aus dem Meere emporsteigen, würden gehudelt werden. Diese Mährchen machten einen gewaltigen Eindruck auf unsere Fremdlinge, die ohnehin schon seit geraumer Zeit besorgt und ängstlich waren, da sie so lange kein Land mehr sahen; und gewiß in ihrem Innern es schon längst herzlich bereut hatten, sich auf eine Fahrt begeben zu haben, deren Gränzen sie nicht absehen konnten. Ihre Aengstlichkeit war um diese Zeit so groß, daß ich überzeugt bin, sie würden bei dem ersten Lande, dem wir uns genähert hätten, ohne Abschied durchgegangen seyn. Hier war aber keine Hinterthüre für sie offen, und sie mußten sich nothgedrungen, ihrem Schicksale unterwer-

sen. Ihre Zaghaftigkeit gab unseren schelmischen Matrosen einen unerschöpflichen Stoff zur Kurzweil.

Endlich fiel es doch den geängsteten Wichten in ihrer Beklemmung bei, sich nach der Wahrheit der Aussagen der Matrosen zu erkundigen, und als sie hierüber gehörig belehrt waren, so überließen sie sich der ausgelassensten Freude, liefen auf dem Verdecke umher, und jauchzten, als ob ihre Gemüther plötzlich von der schrecklichsten Angst erlöst worden wären. Es stand jedoch nicht in meiner Gewalt, sie von der sogenannten Taufe und anderen Possenspielen zu befreien, welche gewöhnlich bei der Fahrt durch die Linie von den Matrosen an solchen Personen vorgenommen werden, welche diese Fahrt zum ersten Male machen; denn die Seeleute halten diese Ceremonie für ein zu wichtiges Vorrecht, als daß sie sich durch Vorstellungen davon abbringen ließen. Wir bemerkten, daß dieser ganze Vorfall einen tiefen Eindruck auf unsre Otaheitier gemacht hatte, welche sich nicht wenig Vergnügen davon versprachen, wenn sie bei ihrer Rückkunft ihren Landsleuten die Abentheuer erzählen konnten, die sie bestanden hatten; wobei sie sicher die Wahrheit sehr zu verbrämen bereit waren; denn diese Insulaner haben einen großen natürlichen Hang zum Abentheuerlichen, und sind eben nicht sehr gewissenhaft in der Erzählung der außerordentlichen Begebenheiten, die ihnen zugestoßen sind.

Da der Wind gegen das Ende unsrer Fahrt schwach ward, so war das erste Land, das wir erreichten, die

ling von Otaha, der beinahe immer auf Ulietea wohnt, zu gleicher Zeit der Oberkriegsbefehlshaber der Einwohner beider Inseln ist, und wie es scheint, mehr Gewalt und Einfluß auf Ulietea hat, als der König dieser Insel selbst.

Fremde, welche etwa bei Gelegenheit an einer, oder der anderen von diesen Inseln anlegen, müssen in ihrem Verkehre mit den Eingebornen sehr auf ihrer Hut seyn; denn unsere gemachte Erfahrung berechtigt uns zu der Versicherung, daß diese Wilden im Allgemeinen tückisch, betrügerisch, arglistig und fähig sind, die teuflischsten Anschläge unter dem täuschendsten, gefälligsten Aeußern zu verbergen. Sie verschmähen kein Mittel, wäre es auch noch so niederträchtig, selbst nicht den Meuchelmord, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, sobald es die Beförderung ihres Eigennutzes betrifft. Da nun diese Insulaner nicht aufhören, Versuche zu machen, um die Leute von europäischen Schiffen zu verführen, sich bei ihnen niederzulassen, und besonders, da man oft den Schiffen, welche in Neuholland anlegen, erlaubt, eine Zahl der dorthin verbannten Verbrecher zur Verstärkung ihrer Mannschaft an Bord zu nehmen, und diese dann jede Gelegenheit zum Entwischen ergreifen, so kann es nicht fehlen, daß ohnehin schon bösartige Wilde durch solche Spießgesellen noch mehr verdorben, und in allen Niederträchtigkeiten noch besser unterrichtet werden, und, ich glaube es unter diesen Umständen vermuthen zu dürfen, in kurzer Zeit möchten wohl diese Inseln zu wahren Nestern von alle Gesetze verspottenden Bösewichtern und Seeräubern werden.

Man sagt, die Häuptlinge dieser Insel seyen mit der königlichen Familie von Otaheite nahe verwandt. Wir haben schon bemerkt, daß im Durchschnitte genommen, hier gleiche Sitten und Gebräuche herrschen; doch besitzen die Ulieteaner sehr wenig von dem freundschaftlichen Wohlwollen sowohl unter sich, als gegen Fremde, das immer die Otaheitier besonders ausgezeichnet hat. Vielleicht mag dies großen Theils von den häufigeren Kriegen der Ulieteaner herrühren, die sie theils unter sich, theils mit den Bewohnern von Bolabola führen, und diese anhaltenden Streitigkeiten sind gewiß schlechte Erhalterinnen des gesellschaftlichen Wohlwollens.

Der Gebrauch, vermöge dessen der Sohn den Vater der Regierung beraubt, herrscht auch hier, so wie auf Otaheite, nur mit mehr herabwürdigenden, und naturwidrigen Umständen begleitet. Von der Geburt, oder wenigstens von der Mannbarkeit des Sohnes an, verschwindet alles Ansehen des Vaters, und so geachtet und mächtig dieser auch gewesen seyn mag, so sinkt er doch jetzt zu einem unansehnlichen Häuptlinge herab. Der Vater des jetzigen Königs besuchte uns; aber er hatte so wenig das Aeußere eines Mannes von Ansehen und Gewicht, daß wir ihn nicht für das, was er war, erkannt haben würden, wenn man es uns nicht gesagt hätte. Er zeichnete sich durch gar nichts von dem gemeinsten Manne aus.

Wir erhielten überdies auch einen Besuch von der

Mutter der Königin; sie brachte uns zwei Schweine, und klagte mit vielem Scheine von Aufrichtigkeit, daß sie nicht im Stande sey, mehr zu geben. Obgleich diese vornehmen Personen so tief in der Achtung ihres Volkes gesunken waren, so empfiengen wir sie doch mit der Auszeichnung, welche ihrem vormaligen Stande entsprach, und sie schienen sehr durch unsere Aufnahme geschmeichelt zu seyn. Wir richteten uns auch in den Geschenken, die wir austheilten, nach ihrem Range.

Nach dem zu urtheilen, was wir nachher erfuhren, war unsere Freigebigkeit hier auch nicht übel angewandt; denn wir hörten, daß die Mutter der Königin, und die Frau des Oberkriegsbefehlshabers ernstliche Vorstellungen gegen die Treuloßigkeit ihrer Landsleute gemacht hatten, als diese den Entschluß faßten, sich unsers Schiffes zu bemächtigen. Aber sie predigten tauben Ohren, und mit aller Härte befahl man ihnen, sich nur mit ihren eigenen Angelegenheiten zu beschäftigen.

Es waren dies dieselben Freibeuter *), welche dem Omai all' das Seinige raubten; denn bald nach seiner Niederlassung auf Huaheine, wurde diese Insel von den Ulietoanern überfallen, und sein Eigenthum ward die Beute der siegreichen Feinde. —

*) Nach anderen Berichten waren es Bewohner von Bolabola. D. H.

Zwölftes Kapitel.

Abfahrt von Ulietea. — Vorbeifahrt an Bolabola, ohne sich mit den Einwohnern einzulassen. — Verkehr mit den Eingebornen von Maura.

Die Gefahren, die wir zu Ulietea ausgestanden hatten, waren bei unserer Abfahrt von dieser Insel noch so frisch in unserm Gedächtnisse, daß wir, ob wir gleich nahe an der Insel Bolabola vorbeisegelten, doch keinen Versuch machten, uns mit den Einwohnern derselben in ein Verkehr einzulassen; denn sie sind als verwegene Räuber bekannt. — Man sagt, sie seyen ursprünglich aus den umherliegenden Inseln entflohene oder verbannte Verbrecher gewesen. Man hält sie für sehr zahlreich und für die besten Kriegsleute auf den Gesellschafts-Inseln; sie sind das Schrecken der Ulieteaner. — Die Insel Bolabola liegt 6 engl. Seemeilen (= 4½ geogr. M.) weit von Ulietea und zeichnet sich durch einen hohen Berg mit zwei Gipfeln aus, die man bei gutem Wetter in einer Entfernung von 15 Seemeilen (= 11¼ geogr. M.) sehen kann. Die Ostseite, an welcher wir hinsegelten, hat ein sehr unfruchtbares Ansehen, auch steht die Insel nicht in demselben Rufe der Fruchtbarkeit wie Otaheite oder Ulietea. Da wir hier nicht stille hielten, so können wir nichts aus eigener Erfahrung von dieser Insel sagen. Nach dem Berichte ihrer Nachbaren, zeichnen sich aber ihre Bewohner be-

sonders durch die roheste Wildheit aus, welches auch ihrem bereits erwähnten Ursprunge entspricht.

Unsere nächste Station war die Insel Marra, oder Mobidie; *) sie ist die östlichste und kleinste von den Gesellschafts-Inseln; sie hat nur ungefähr 14 bis 15 engl. (etwa 4 geogr.) Meilen im Umfange, und ist ganz mit einem Korallenrief umgeben, welches das Anlanden sehr beschwerlich macht. Die Eingebornen meldeten uns aber, daß sich auf der Westseite ein guter Haven für Schiffe befinde; ein Umstand, der, wenn er wahr ist, allen früheren Südseefahrern unbekannt blieb. Denn alle ältere Berichte sagen, diese Insel habe keinen Haven. Die so gefährlichen Korallenriefe, womit alle Gesellschafts-Inseln umgürtet sind, machen auch die Häven oder Landungsplätze auf denselben ziemlich unsicher, und keiner derselben gewährt hinreichende Sicherheit, wenn der Wind nur mit einiger Heftigkeit von dem Meere her bläst.

Die Ostküste dieser Insel Marra hat einen großen Reichthum an Kokosbäumen, und die Brodfrucht ist hier größer und besser, als auf den östlicheren Inseln; die Schweine, von welchen wir einige einhandelten, sind hier auch wohlfeiler. Die Bewohner dieser Insel sind in keinem wesentlichen Puncte von den benachbarten Insulanern verschieden, und nach dem, was wir bei unserer Rückkunft zu Port-Jackson erfuhren, zu urtheilen,

*) Auch Mauva oder Maurua genannt. D. H.

scheinen sie auch nicht besser geartet. Denn als das königliche Schiff Meerschwein (Porpoise) hier lag, machten diese Insulaner den Anschlag, sich des Boots zu bemächtigen, worin sich der Schiffer, der Wundarzt, vier Matrosen und zwei Seesoldaten, alle bewaffnet befanden. Das Komplot wurde zum Glücke von dem Wundarzte, welcher der Landessprache kundig war, noch zeitig genug entdeckt, um den Anschlag zu vereiteln. Der Zweck dieser Wilden war, wenn ihnen das Vorhaben gelungen wäre, sich der Feuergewehre in dem Boote zu bemeistern; denn ihre Begierde nach diesen Zerstörungswaffen ist so heftig, daß sie keine Gefahr scheuen, und zu jedem Verbrechen bereit sind, wenn sie nur zum Besitze derselben zu gelangen hoffen. Es ist jedoch wahr, daß besondere Lokalumstände hier diesen Waffen einen so hohen Werth geben, daß mehr als eine gemeine Ehrlichkeit dazu erfordert wird, um der Versuchung, sich dieselben auf jede Art zu verschaffen, widerstehen zu können; denn mit einem Dutzend Flinten können sie alle Angriffe ihrer Nachbarn zurückschlagen, ja wohl gar dieselben sich unterwürfig machen; wenn nun deshalb ihre Ehrsucht über alle gewöhnliche Schranken wegspringt, so ist dies weniger zu beklagen, als wenn man dieselbe Schwachheit bei weit gebildeteren Nationen wahrnimmt.

Auf dieser kleinen Insel fanden wir einen Häuptling (oder Vornehmen) von Otaheite, der wegen eines Vergehens hatte sein Vaterland verlassen und sich hieher flüchten müssen. Der Fall dieses Mannes bestärkte mich in der Meinung, die ich aus eigner Beobachtung abge-

zogen hatte, daß nämlich die Otaheitier nicht sowohl durch ihren persönlichen Charakter und ihre natürlichen Anlagen, als durch ihre Regierungs-Verfassung von ihren Nachbaren verschieden seyen, und daß der größte Theil ihrer scheinbaren Artigkeit und ihrer feineren Sitten, durch welche sie sich auszeichnen, mehr auf Rechnung der Gewalt und des Ansehens ihres Königs, oder regierenden Oberhaupts, als auf die ihrer natürlichen guten Eigenschaften zu setzen sey. Dies war wenigstens gewiß der Fall unter der Regierung unsers Freundes Pomarri. — Wir hatten auch hier wieder fernere Beweise, daß die Eingebornen beständig den nützlichen Artikeln den Vorzug vor Putz- und Spielwaaren gaben. Korallenkügelchen, Spiegel und dergleichen Kleinigkeiten wurden nicht hoch geschätzt im Verhältnisse mit Messern, Beilen, Flinten und anderen Werkzeugen, deren Nützlichkeit ihnen sehr wohl bekannt war. Während unsers kurzen Aufenthaltes in dieser Gegend hatten wir die Gelegenheit, zwei Männer zu sehen, die den scheußlichsten Anblick darboten; es waren nämlich Aussätzige, die ihre erste Haut gänzlich verloren zu haben schienen; denn sie sahen aus, als ob sie vom Kopfe bis zu den Füßen völlig gebrühet wären. Diese elenden Geschöpfe schienen in unseren Augen eben sowohl Gegenstände des Abscheus, als des Mitleids zu seyn; aber von ihren Landsleuten wurden sie sehr geehrt; denn sie waren Priester und von dem Volke für besonders heilige Männer gehalten.

Gewiß ist es eine der sonderbarsten Eigenheiten

dieser Wilden, daß ihre Religion nicht nur den äußern schwarzen Anstrich von Ideen hat, vor welchen die menschliche Natur am meisten zurückschaudert, sondern offenbar ganz daraus zusammengesetzt ist. Ihr Begriff von einem Gott — denn sie erkennen alle eine Gottheit, d. h. eine übernatürliche Macht an — ist nicht der von einem wohlthätigen Wesen, einem Allvater der Natur, einem Schöpfer und Erhalter der Menschen, einen solchen Gott kennen die Gesellschafts-Insulaner nicht. Im Gegentheile, das Wesen, das sie göttlich verehren, ist zugleich der Gegenstand ihrer Furcht, ein Wesen, welchem sie die Zerstörung ihrer Kanoe, jede Gefahr, so wie Krankheiten und Tod ihrer Häuptlinge zuschreiben. Ihre Krankheiten, besonders die der Priester, werden als unmittelbare Wirkungen der göttlichen Macht, für heilig gehalten. Darum hätten jene zwei Aussätzigen nicht mehr, als es geschah, verehrt werden können, wenn sie auch wirkliche Propheten gewesen wären.

Aus diesem allgemeinen Kennzeichen, daß nämlich die Gottheit dieser Insulaner ein Kind ihrer Furcht ist, läßt sich das ganze System ihrer Fabellehre ableiten, und lassen sich die Attribute ihrer Gottheiten erklären. Da nun der Begriff von Schrecken mit dem von Ungestaltheit verschwistert ist, so kömmt es wohl eben daher, daß die Abbildungen ihrer Gottheiten gewöhnlich ganz unförmlich, oder wirklich scheußlich sind.

Dreizehntes Kapitel.

Abschied von den Gesellschafts-Inseln. — Lustiger Vorfall auf der Fahrt zwischen den Otaheitiern und unseren Matrosen. — Ankunft an den Sandwich-Inseln. — Handel. — Entweichung des Schiffszimmermanns.

Als wir von Marra abseegelten, nahmen wir für dies Mal von den Gesellschafts-Inseln Abschied, und richteten unsern Lauf nach den Sandwich-Inseln. Unsere Fahrt hatte bis dahin nichts Ausgewöhnliches. Die Matrosen belustigten sich nach ihrer Art damit, den Otaheitiern, die wir am Bord hatten, die Gefahren vorzumalen, die ihrer warteten, wenn wir einen gewissen Theil des Meeres durchkreuzen würden — sie meinten nämlich die Linie oder den Aequator — wo sie gewiß von höllischen Geistern, die aus dem Meere emporsteigen, würden gehudelt werden. Diese Mährchen machten einen gewaltigen Eindruck auf unsere Fremdlinge, die ohnehin schon seit geraumer Zeit besorgt und ängstlich waren, da sie so lange kein Land mehr sahen; und gewiß in ihrem Innern es schon längst herzlich bereut hatten, sich auf eine Fahrt begeben zu haben, deren Gränzen sie nicht absehen konnten. Ihre Aengstlichkeit war um diese Zeit so groß, daß ich überzeugt bin, sie würden bei dem ersten Lande, dem wir uns genähert hätten, ohne Abschied durchgegangen seyn. Hier war aber keine Hinterthüre für sie offen, und sie mußten sich nothgedrungen, ihrem Schicksale unterwer-

sen. Ihre Zaghaftigkeit gab unseren schelmischen Matrosen einen unerschöpflichen Stoff zur Kurzweil.

Endlich fiel es doch den geängsteten Wichten in ihrer Beklemmung bei, sich nach der Wahrheit der Aussagen der Matrosen zu erkundigen, und als sie hierüber gehörig belehrt waren, so überließen sie sich der ausgelassensten Freude, liefen auf dem Verdecke umher, und jauchzten, als ob ihre Gemüther plötzlich von der schrecklichsten Angst erlöst worden wären. Es stand jedoch nicht in meiner Gewalt, sie von der sogenannten Taufe und anderen Possenspielen zu befreien, welche gewöhnlich bei der Fahrt durch die Linie von den Matrosen an solchen Personen vorgenommen werden, welche diese Fahrt zum ersten Male machen; denn die Seeleute halten diese Ceremonie für ein zu wichtiges Vorrecht, als daß sie sich durch Vorstellungen davon abbringen ließen. Wir bemerkten, daß dieser ganze Vorfall einen tiefen Eindruck auf unsre Otaheitier gemacht hatte, welche sich nicht wenig Vergnügen davon versprachen, wenn sie bei ihrer Rückkunft ihren Landsleuten die Abentheuer erzählen konnten, die sie bestanden hatten; wobei sie sicher die Wahrheit sehr zu verbrämen bereit waren; denn diese Insulaner haben einen großen natürlichen Hang zum Abentheuerlichen, und sind eben nicht sehr gewissenhaft in der Erzählung der außerordentlichen Begebenheiten, die ihnen zugestoßen sind.

Da der Wind gegen das Ende unsrer Fahrt schwach ward, so war das erste Land, das wir erreichten, die

Insel Wahu oder Woahu (Whahoo) welche dem Tamahama, dem großen Oberhaupte der Sandwich-Inseln unterworfen ist. Hier eröffneten wir einen Handel mit Salz, das aber hier seltner und theurer war, als wir erwartet hatten. Dieser erhöhete Preiß rührte jedoch nicht sowohl von der Seltenheit der Waare, als von dem häufigen Verkehre der Eingebornen mit Europäern und Amerikanern her, von welchen sie es gelernt haben, ihre Naturproducte nach dem wahren Werthe zu schätzen, und ihre Art zu handeln zeigt mehr als gemeine Kenntnisse und Scharfsinn.

Die Amerikaner treiben besonders einen sehr lebhaften Handel nach diesen Inseln, indem sie denselben allerlei nützliche Dinge zuführen, die sie in einem billigen Preiße gegen Lebensmittel vertauschen, und tragen, wenn ich mich nicht sehr irre, mehr als alle andere Nationen dazu bei, diese Insulaner auf einen ausgezeichneten Grad der Kultur zu bringen.

Man erlaube mir hier eine kurze Bemerkung über den Handel der Amerikaner. Dieser Handel übertrifft alles, was alle früheren Handels-Nationen in diesem Fache gethan haben, so daß selbst die Holländer keine Vergleichung mit den heutigen Nord-Amerikanern aushalten können. Schwerlich ist in diesem Erdtheile ein Land, schwerlich ist in diesen, noch so wenig bekannten, Meeren eine Bucht, wohin dieser handeltreibende Bienenschwarm nicht schon gedrungen ist. Ganz Ostindien steht ihnen offen, und ihre Flaggen wehen in den

sinesischen Gewässern. Zu ihrer Ehre muß man dabei gestehen, daß ihre industriöse Thätigkeit auch so glückliche Fortschritte verdient!

In der Absicht, den Insulanern das Herbeischaffen ihrer Waaren zum Handel, oder vielmehr zum Tausche zu erleichtern, legten wir unser Schiff so nahe als möglich ans Ufer; dies veranlaßte aber, daß sich so viele Männer und Weiber herbeidrängten, daß unser Schiff nicht hätte den vierten Theil derselben fassen können, wenn wir alle hätten an Bord lassen wollen. Um uns aus dieser Verlegenheit zu ziehen, beschlossen wir, so gut es angienge, den Schein eines Kriegsschiffs anzunehmen; wir ließen daher sechs von unsern Seeleuten Soldaten-Uniformen anziehen, und mit dem Gewehre auf der Schulter auf dem Verdecke auf- und abmarschieren; auch ließen wir den ganzen Tag unsre Wimpel flattern. Wir hatten alle Ursach zu glauben, daß diese Maaßregeln nicht überflüßig waren, denn diese Insel war es, auf welcher der Befehlshaber *) und der Astronom **) des königlichen Schiffes Dädalus in einem Streite mit den Eingebornen ihr Leben verloren. Die exemplarische Art, mit welcher Kapitän Vancouver, als er bald darauf hieher kam, diese Mordthat bestrafte ***) war für alle Seefahrer, die seit dieser Zeit

*) Lieutenant Hergeß. D. H.

**) Herr Gooch. D. H.

***) Er ließ sich die Mörder ausliefern und sie von einem Eingebornen erschießen. D. H.

hieher kamen, sehr wohlthätig. Einige wenige ähnliche Beispiele strenger Gerechtigkeitspflege sind wirksamer zur Sicherstellung unsers Verkehrs mit diesen Insulanern, als jene unbesonnenen, ungerechten Grausamkeiten, welche bei dem geringsten Anlasse von unbedeutenden Zänkereien an diesen Insulanern nur zu gewöhnlich verübt werden.

Die Bewohner dieser Insel äußerten eine ganz ungemeine Begierde, an Bord zu kommen; da aber alle ihre desfallsigen Bemühungen vergebens waren, und sie jedes mal von unsern neugebackenen Seesoldaten in ihre Kanote zurückgetrieben wurden, so begnügten sie sich zuletzt in einer kleinen Entfernung liegen zu bleiben und mit unsern Otaheitiern zu schwatzen. — Nach Verfluß einiger Zeit erschien einer von den Häuptlingen der Insel, als Abgeordneter von Tamahama, dessen Ankunft ein großes Getümmel und Lärm unter den übrigen Insulanern erregte, die sich beeiferten, demselben eine Durchfahrt zu öffnen; da aber viele von ihren Kanoten allzusehr mit Menschen überladen, und überdies in einander verwickelt waren, so wurden sie in der Eile von dem Kanote des großen Mannes niedergefahren, der nicht die mindeste Notiz von dem Unheile nahm, das er so unbesonnener Weise angerichtet hatte; oder vielleicht nahm er dies vornehme Betragen nur deswegen an, um uns einen hohen Begriff von seinem Ansehen in diesem Lande einzuprägen. Die armen Insulaner, die nun ihre Kanote wieder erhielten, das Wasser aus denselben schöpften, und sich wieder in dieselben bega-

ben; blieben in der Nähe des Schiffs und äußerten weder Unwillen, noch stießen sie eine Klage aus über das tyrannische Verfahren des Häuptlings. Dieser fieng sogleich, als er an Bord kam, an, alle Waaren, die man uns zu Kaufe gebracht hatte, gleich einem General-Zoll-Inspektor durch zu mustern, und zuletzt packte er einen alten Mann, dem er, ich weiß nicht, ob mit Recht oder mit Unrecht, vorwarf, er habe uns Salz verkauft, das dem Könige gehöre. Dieser Vorwurf erschütterte den Alten so sehr, daß es schien, als ob er vor Schrecken den Geist aufgeben würde; wir legten daher eine Fürbitte für ihn ein, welche auch wirkte; denn der arme Tropf wurde sogleich begnadigt und in Freiheit gesetzt. Während dieses Besuchs wurden wir nicht von den zahlreichen Neugierigen, die uns umlagerten, belästigt; denn es schien, als ob der vornehme Mann beschlossen hätte, nur durch seine eigene Unverschämtheit uns zur Last zu fallen. Er befahl den Kanoten, sich weiter zurückzuziehen, und zwar in einem Tone, der einem Baſcha nicht übel gelassen hätte. Er schien völlig gleichgültig bei all' dem Unfug zu seyn, den er veranlassen mochte; ja als mehrere seiner Landsleute etwas zögerten, seinen Befehlen zu gehorchen, so nahm er Steine von unserm Ballast und schleuderte sie nach den Ungehorsamen, so daß nicht wenige derselben verwundet wurden.

Auch dies Mal äußerten die Insulaner gar keine Widersetzlichkeit, sondern unterwarfen sich ihm, gleich einer anerkannten öffentlichen Gewalt, ohne Murren.

oder Widerstreben. Wahrlich, auf diesen Inseln ist der Gehorsam eben so gut eingeführt, als die Tyrannei, und nichts kömmt dem Despotismus, und der Unüberlegtheit der Befehle der Häuptlinge bei, als die damit übereinstimmende Schüchternheit, und Unterwürfigkeit des Volkes. — Die Philosophen, welche Systeme von natürlicher Freiheit aufführten, haben sich sehr geirrt. Rousseau's Naturmensch, der nach eigener Willkür in den Wäldern umherschweift, ist nirgends, als in seinen Schriften zu finden.

Ob wir nun gleich nicht umhin konnten, das despotische Verfahren dieses Häuptlings zu verabscheuen, so waren wir ihm doch dafür Dank schuldig, daß er unser Schiff von den Haufen Neugieriger befreite, die uns auf alle mögliche Art bestürmten, um an Bord zu kommen. Doch hatte er einige Freunde bei sich, für die er um Erlaubniß bat, bei uns eingeführt zu werden, und welchen wir daher die erforderliche Höflichkeit bewiesen.

Wir hielten uns nur wenige Tage an dieser Insel auf; denn das Salz war hier so selten geworden, daß wir das Schiff an verschiedene Stellen bringen mußten, wo noch etwas Salz zusammen zu klauben war. Nachdem dies Geschäfte vollbracht war, schlossen wir unsere Rechnung mit dem genannten Häuptling ab, welcher Generaleinnehmer des Königs war. Er verließ sodann unser Schiff, und zu unserem größten Erstaunen griffen auch sogleich alle Eingeborne nach ihren Rudern, folg-

ten ihm nach, und eilten in möglichster Geschwindigkeit dem Ufer zu. Nur ein einziges Kanot blieb zurück, das einen Seeoffizier des Tamahama herbeigebracht hatte. Wir befragten daher denselben, was wohl die Ursache von der so plötzlichen Entfernung seyn müsse? Er konnte, oder wollte uns aber keine befriedigende Antwort darüber geben, und erklärte uns, er wisse durchaus nichts davon. — Da wir nun befürchten mußten, daß die Insulaner, oder ihre Häuptlinge irgend einen verrätherischen Anschlag gegen uns im Sinne hätten, so war unser erster Gedanke der, uns der Person dieses Offiziers zu versichern, und ihn als Geißel für unsere Sicherheit zurückzubehalten; da wir aber weiter bedachten, welchen Gefahren dieser Schritt nicht nur uns, sondern auch andere Seefahrer, die künftig hieher kommen würden, aussetzen könnte, so hielten wir es für klüger, ihn frei abziehen zu lassen.

Nachdem er uns verlassen hatte, fiengen wir erst an, die wahre Ursache der schnellen Entfernung der Insulaner zu argwöhnen, und ich stellte daher unter unseren Leuten eine Nachforschung an, ob die Insulaner nicht etwa Mittel gefunden hätten, etwas, das zum Schiffe gehörte, zu entwenden. Ihre allgemeine Eile und Flucht brachte mich auf die Vermuthung, daß das Gestohlene von nicht geringer Bedeutung seyn müsse, ich konnte aber lange nichts herausbringen; endlich aber kam es an den Tag, daß unser Schiffszimmermann sich heimlich in ein Kanot begeben habe, und von den Insulanern ans Land gebracht worden sey.

So schwer, ja beinahe unmöglich ist es, auf solchen Reisen seine ganze nöthige Schiffsmannschaft vollzählig zu erhalten; daß ich Niemanden rathen mag, einen solchen Versuch zu wagen, es sey denn am Bord eines Kriegsschiffes, wo man seine Autorität auch mit bewaffneter Hand behaupten kann. — Keiner kann, wie gedacht, so leicht den Verführungen, und Kunstgriffen der Südsee-Insulaner widerstehen, und der Anblick der Weiber, und die Aussicht auf ein sorgloses, müßiges Leben sind zu mächtige Reize, als daß sie nicht das Pflichtgefühl unserer Seeleute überwältigen sollten. Ja gewiß, hätten wir auch nur einen einzigen Augenblick in unseren desfallsigen, sorgfältigen Bemühungen nachgelassen, so würde unser Schiff bald menschenleer gewesen seyn.

Die Erlangung eines solchen Handwerksmannes mußte gewiß für den König Tamahama einen unschätzbaren Werth haben, und es blieb uns kein Zweifel übrig, daß die Insulaner, da sie den vollen Werth dieses Erwerbes kannten, auch ihre äußersten Kräfte anstrengen würden, um sich im Besitze desselben zu erhalten. Ueberdies war unsere Macht viel zu geringe, um sie mit Gewalt zur Wiederablieferung des Ausreißers zu zwingen, und wahrscheinlich würde der Versuch, Einen Verlornen wieder zu erhalten, uns der unvermeidlichen Gefahr ausgesetzt haben, noch mehrere von unserer Schiffsmannschaft auf gleiche Weise durch Desertion zu verlieren. Aus diesem und ähnlichen Beweggründen hielten wir es für rathsamer, unseren Verlust geduldig

verschmerzen, so empfindlich er uns auch war, da uns eines Mannes beraubte, den wir so wenig entbehren konnten.

Vierzehntes Kapitel.

Abfahrt von Woahu. — Ankunft zu Attowai. — Besuch von dem Könige und General der Insel. — Tamahama's Entschluß, dieselben anzugreifen. — Freundschaftliche Aufnahme.

Wenn schon die Insel Woahu eine der fruchtbarsten von den Inseln ist, die unter Tamahama's Herrschaft stehen, und obgleich die Einwohner uns mit einem Ueberflusse von allen nöthigen Lebensmitteln zu versehen bereit waren, so konnten wir doch hier nicht das Benöthigte einhandeln; denn die Verkäufer setzten weit höhere Preise an, als wir vorher zu vermuthen Ursache gehabt hatten, und als wir wirklich dafür geben konnten; wir mußten gestehen, daß sie ihr Verkehr mit den Seefahrern gut zu benutzen verstanden, von welchen sie gelernt haben, einen höheren Werth auf ihre Landesproducte zu setzen, als vormals.

Einer von diesen Insulanern war sogar so bescheiden, für vier Schweine, die er zu Kauf brachte, nicht mehr in Tausch zu verlangen, als unser Schönfahrsegel *)! — Bei jedem Handel, den sie abschließen, wol-

*) Das Hauptsegel am großen oder Mittelmaste. D. H.

len sie die Wahl unter den Artikeln haben, die sie eintauschen, und so viel davon, als sie gerade bedürfen. Auf andere Bedingungen ließen sie sich nicht ein, und kehrten lieber mit ihren Waaren an das Ufer zurück. Wir wurden daher genöthigt, unsere Einkäufe bloß auf die unumgänglichst nothwendigen Bedürfnisse unseres Schiffes, und Schiffsvolkes zu beschränken.

Wir erfuhren hier, daß König Tamahama sich mit dem größeren Theile seiner Häuptlinge dermalen an der Insel Maui befände. Dieser König beobachtet nämlich die schlaue Politik, daß alle Vornehmen, die irgend eine Gewalt, oder Einfluß auf das Land haben, ihn auf seinen Zügen durch seine Herrschaften immer begleiten müssen, damit er sie beständig unter den Augen habe, und sie der Gelegenheit entziehe, sich von seinen Nebenbuhlern verführen und gegen ihn aufwiegeln zu lassen; denn viele Häuptlinge gehen immerfort damit um, Mittel aufzusuchen, um sich seiner Oberherrschaft zu entziehen, und sich von ihm und jedem andern eben so unabhängig zu machen, als von ihrem vorigen Könige.

Zu Ergreifung dieser Vorsichtsmaaßregel hat ihn seine eigene Erfahrung gebracht; denn als er einst auf eine Unternehmung gegen eine benachbarte Insel ausgezogen war, brach während seiner Abwesenheit eine Empörung aus, und es gelang ihm nur mit Mühe sein voriges Ansehen wieder herzustellen. Seit dieser Zeit hat er den Häuptlingen keine solche Gelegenheit mehr gegeben; denn diese sind es allein, die er zu fürchten hat; auch

weiß er wohl, daß die untere Volksklasse ihm nicht gefährlich ist, so lange sie von den Häuptlingen getrennt bleibt. — Durch weitere Nachfragen erfuhren wir, daß Tamahama, wie es scheint, in seinen Vergrößerungsplanen schnelle Fortschritte macht. Nachdem er den rechtmäßigen Beherrscher der Insel Woahu, nebst allen Königen der östlichen Inseln besiegt hatte, zwang er diesen, nach langen vergeblichen Kämpfen, sich nach der Insel Attowai zu flüchten. Auf diese Weise hat er die höchste Gewalt über alle diese Inseln an seine Familie zu bringen gewußt, und durch sein Verkehr mit den hierher kommenden Schiffen nimmt seine Macht und sein Reichthum täglich zu. — Zu dieser Zeit machte er große Zurüstungen, um den flüchtigen König von Woahu auch in seinem letzten Zufluchtsorte zu verfolgen. Er war auf diese Unternehmung sehr eifrig bedacht; denn der Häuptling, den er an uns abgeschickt hatte, fragte uns ganz ängstlich, wohin wir von da zunächst segeln, und ob wir nicht auch zu Attowai anlegen würden? Er drang sehr in uns, ihn und noch einen anderen mit dahin zu nehmen, um dort die Dienste der Kundschafter zu versehen. Wir entschuldigten uns aber so gut als möglich damit, daß unsere Fahrt von den Umständen abhänge, und damit befreiten wir uns von den Zudringlichkeiten der Spione dieses neuen Alexanders der Sandwich-Inseln.

Als wir nun Woahu verließen, so richteten wir zwar unsern Lauf nach der unter dem Winde liegenden Insel Attowai; da uns aber der Wind nicht günstig

war, so konnten wir der südlichen Küste dieser Insel nicht beikommen, und fuhren daher nahe an der Nordküste derselben, jedoch ganz langsam hin, um den Einwohnern Gelegenheit zu geben, die Absicht unsers Besuchs zu errathen. Es dauerte nicht lange, so kamen einige von diesen Insulanern zu uns heran; sie ersuchten uns, bis zu ihrer Rückkehr vor Anker zu gehen; denn sie wollten ihre Landsleute von unserer Ankunft auf dieser Küste benachrichtigen.

Bei diesen Insulanern ist das Anlangen eines europäischen Schiffes eine höchst wichtige politische Begebenheit, ein Vorfall, welcher den König und das Volk gleich nahe angeht. Die Otaheitier empfiengen uns mit Freuden als Freunde; die Sandwich-Insulaner aber, die schon mehr als eine Stufe auf der Kultur höher gestiegen sind, und ihren eigenen Vortheil kennen, betrachten die Europäer, die sie besuchen, als Leute, die neue Künste, Fertigkeiten und Erwerbszweige auf ihre Inseln bringen. Vancouver's Reise hat eine sehr auffallende und bleibende Veränderung in der Lage der Sandwich-Insulaner bewirkt. Sie haben, so zu reden, einen Sprung in der Civilisirung gethan, und gewiß, wenn ihre weiteren Fortschritte dem so feurigen ersten Anfange gleichen, und ihr Eifer nicht zu frühe wieder erkaltet, so werden sie nicht lange nicht als Wilde betrachtet werden dürfen.

Während wir die versprochenen Besuche erwarteten, puzten wir unsere seyn sollenden Seesoldaten wieder

heraus, und trafen überhaupt alle weiteren zweckdienlichen Vorkehrungen, um einen günstigen Eindruck auf die Eingebornen zu machen.

Sobald es auf der Insel ruchtbar geworden war, daß ein Schiff angekommen sey, in der Absicht, eine Zeitlang hier zu verweilen und Lebensbedürfnisse einzunehmen, so wurde der Oberbefehlshaber oder General an uns abgeschickt, um uns im Namen des Königs zu bewillkommen.

Dieser Mann erschien in einem sehr schönen Kanot; er schien über unsere Ankunft sehr erfreut zu seyn, und entschuldigte den König bei uns, daß er nicht auch herbei gekommen sey, indem es schon zu spät an der Zeit sey.

Er erkundigte sich sehr genau und angelegentlich nach der Lage der Dinge auf Woahu und nach den Zurüstungen, welche Tamahama machte, um den feindlichen Angriff auszuführen, womit er diese Insel bedroht hatte. Wir erklärten ihm, daß, so wehe es uns auch thue, die Ueberbringer schlimmer Botschaften seyn zu müssen, wir ihn doch nicht mit der tröstlichen Hoffnung täuschen könnten, daß Tamahama sein Vorhaben aufgegeben habe, da im Gegentheil Alles andeute, daß derselbe entschlossen sey, seinen Entwurf auszuführen, so schnell es die nöthigen Vorkehrungen erlaubten. Der Häuptling sagte hierauf, er habe dies Alles zwar schon erfahren; es thue ihm aber leid, nun auch die Bestäti-

gung dieser Nachricht von Fremden hören zu müssen, die durchaus keinen Beweggrund haben könnten, ihn zu hintergehen.

Es war auffallend bemerkbar, wie sehr diese Nachricht ihn angriff; denn so äußerst munter und gesprächig er bei seiner Ankunft war, so trübsinnig und verschlossen wurde er jetzt. Er war ein naher Verwandter seines Königs, und hatte ihm in allen seinen Unglücksfällen treulich beigestanden. Die Zahl ihrer treuen Anhänger war nun auf ein kleines Häufchen herabgebracht, und doch waren sie fest entschlossen, sich aus allen Kräften den Angriffen des Tamahama zu widersetzen.

Möchten die Anstrengungen ihres Heldenmuths und ihrer Vaterlandsliebe dem ehrsüchtigen Eroberer die abschreckende Lehre geben, daß in einer an sich guten Sache Tapferkeit von der Verzweiflung angefacht, ein hinlängliches Uebergewicht über große Ungleichheit an Macht sey! — Tamahama ist kein unwürdiger Nachahmer seines europäischen Originals. Der hohe Ton, in welchem er mit seinen Feinden spricht, so wie sein Genie und Unternehmungsgeist, der ihm neue Hülfsmittel erschaffen hilft, mögen ihn nicht so unrichtig mit dem französischen Kaiser in Vergleichung bringen.

Um die düsteren Gedanken unsers Gastes aufzuheitern, legten wir ihm allerlei Artikel von brittischen Manufacturwaaren vor. Er lobte sie, jedoch mit dem Ausdrucke der Unaufmerksamkeit eines Mannes, dessen

Kopf mit Gegenständen, die ihn weit näher angehen, ganz angefüllt ist. Er fragte zu wiederholten Malen, ob wir keine Feuergewehre oder Schießpulver am Bord hätten, in der Hoffnung, wir würden ihm doch wenigstens einen ganz kleinen Theil davon überlassen. — Dieses Ansuchen mußten wir aber, so schien es rathsam, von uns ablehnen; wir suchten ihm begreiflich zu machen, daß unser Vorrath selbst zu unseren eigenen Bedürfnissen nicht hinreichend sey, indem wir leicht in die Verlegenheit kommen könnten, Mehreres zu unserer Selbstvertheidigung gebrauchen zu müssen, ehe wir in unser Vaterland zurückkommen, oder frischen Vorrath erhalten könnten.

Abends, als der Capitän in einigen Charten von diesen Meeren nachsah, blickte dieser Häuptling begierig darauf hin, und bat, ihm seine Insel nachzuweisen; dies geschah, und es freute ihn sehr, daß auch dies kleine Fleckchen Erde nicht auf der Charte vergessen war. — Als es Nacht wurde, bat unser Gast, man möchte die Eingebornen, die ihn begleitet hatten, mit einigen Decken versehen; diese Bitte wurde sogleich erfüllt; denn wir hatten einen reichen Vorrath von Otaheitischen Zeuchen. Unseren Gästen geschah dadurch ein großer Gefallen, und unsere Otaheitier fanden zu ihrem Vergnügen dadurch Gelegenheit, denselben die Schönheit und Güte dieser Zeuche anzupreißen, und ihnen dabei die Reichthümer und Macht ihrer Könige Pomarri und Otu vorzurühmen; der Hauptzweck all' ihrer Beredtsamkeit gieng aber dahin, diesen unseren Gästen die ungeheue-

ren Vorzüge der Insel Otaheite vor allen übrigen Ländern der Welt auf das bündigste zu beweisen. In diesen Erzählungen wurde dann auch die weite Reise nicht vergessen, die sie mit uns gemacht hatten, und worauf sie sich nicht wenig zu gute thaten; denn sie glaubten nicht anders, als daß dies ihnen eine außerordentliche Ueberlegenheit über alle andere Insulaner gebe.

Der Häuptling begab sich in Zeiten zur Ruhe; aber sein Gefolge von Eingebornen und ihre neuen Freunde unsere Otaheitier, deren Sprache, Bildung und Sitten ihren eigenen so sehr ähnlich waren, hatten zuviel wechselseitiges Vergnügen an einander gefunden, als daß sie nicht erst nach Mitternacht von einander schieden.

Der vertriebene König dieser Inseln hat, in moralischer Hinsicht wenigstens, einen weit bessern Charakter, als sein mächtigerer Nebenbuler Tamahama. Gewiß ist die standhafte Anhänglichkeit vormaliger Unterthanen zur Zeit des Unglücks und der gesunkenen Macht ein unverwerfliches Zeugniß für die Tugenden eines besiegten Königs, und wenn dieser Probierstein angenommen werden kann, so muß gewiß die Tugend des Oberhaupts, von welchem wir hier sprechen, sehr groß seyn. Wir fanden, daß er beinahe bis zur Anbetung geliebt wurde, und sein Ansehen und Einfluß schienen fast in demselben Maaße zugenommen zu haben, wie seine wirkliche Macht abnahm. — Ist es

nicht eine sonderbare Erscheinung in der politischen Welt, daß die meisten von allen unglücklichen Revolutionen, Empörungen und Länderbezwingungen sich gewöhnlich unter solchen Königen zutrugen? — Es macht warlich der Menschheit keine Ehre, daß wir so sehr geneigt sind, die Zutraulichkeit und Sanftheit zu mißbrauchen, die bei einem Regenten immer ein wohlwollendes Herz beweisen! —

Am folgenden Morgen erhielten wir einen Besuch von diesem guten Könige, der uns herzlich willkommen hieß auf Attowai. Seine Haut war mit einem graulichten Schorfe bedeckt, der wahrscheinlich eine Folge des unmäßigen Avatrinkens war. *) Diese abscheuliche Krankheit war bei diesem Manne schon viel weiter gekommen, als wir noch je bei einem gefunden hatten; und wir hatten doch auf Otaheite verschiedene solcher Aussätzigen gesehen, die in sehr hohem Grade mit dieser Krankheit behaftet waren. — Er war äußerst niedergeschlagen, und konnte sich nicht enthalten, sich sehr über gewisse Gerüchte zu beklagen, die von einigen Engländern verbreitet wurden, welche bei seinem Feinde Tamahama waren, und wodurch verschiedene Schiffe abgehalten wurden, an seiner Insel zu landen, um Erfri-

*) War dies auch eine von den hohen Tugenden des guten Königs? — Doch, wir wollen es hier nicht so genau nehmen, und nur anmerken, daß es wirklich zu bedauern ist, daß unser Verfasser, der so sehr die Parallelen liebt, nicht auch hier eine sehr auffallende zu ziehen wußte. D. H.

schungen einzunehmen. Er erklärte sich selbst für einen standhaften Freund der Engländer, und wies uns mehrere sehr günstige Zeugnisse seines Betragens von verschiedenen Schiffskapitainen, mit welchen er Handelsgeschäfte gemacht hatte.

Durch einige Engländer, die seit mehreren Jahren sein Schicksal mit ihm theilten, hatte dieser unglückliche Fürst eine hinreichende Kenntniß von unserer Sprache erlangt, um uns zu verstehen, und jede Frage, die wir ihm vorlegten, deutlich beantworten zu können.

Dies fiel uns um so mehr auf, da die Otaheitier, ungeachtet der besseren Gelegenheit, die sie dazu haben, bisher nur so geringe Fortschritte in der Erlernung unserer Sprache gemacht haben, daß sie selbst die Namen derjenigen Engländer, mit welchen sie in vertrautester Bekanntschaft standen, durch ihre Aussprache so sehr verderben, daß man Mühe hat, sie zu verstehen. — Dieser König war eben so angstvoll begierig, als der andere Häuptling, Nachrichten von den Bewegungen seines Feindes zu erhalten, und war eben so sehr von demjenigen betroffen, was wir ihm hierüber mittheilen konnten; denn er wußte gar wohl, welches die unvermeidlichen Folgen eines Angriffs von Tamahama seyn müßten. Er brachte uns ein Geschenk von Yamswurzeln, Pisangs und einem Paar Schweinen; wobei er uns versicherte, daß alles, was sich auf dieser Insel befände, zu unseren Diensten stände. — Er äußerte eine hohe Achtung für die brittische Nation, und zum Beweise da-

von hatte er selbst den Namen König Georg angenommen, und seinen zahlreichen Kindern die Namen der englischen Prinzen und Prinzessinnen gegeben, indem er bei dem Prinzen von Wallis anfieng, und bis zum jüngsten Sprößlinge unserer Königsfamilie herabstieg. Bei dieser Namensvertheilung hätte sich aber manche Verwechslung eingeschlichen; denn die Engländer, von welchen er die Kenntniß dieser Namen erhielt, hatten die Genealogie nie zu ihrem Studium gemacht.

Während seiner Unterhaltung mit uns, wiederholte er zu verschiedenen Malen die Klage, daß es ihm an Feuergewehren, und an Schießpulver fehle; aber wir bemühten uns, allen weiteren Erörterungen hierüber auszuweichen.

Da wir bemerkten, in welche Kleinmüthigkeit der verzweifelte Zustand seiner Angelegenheiten, diesen König versenkt hatte, so rieth uns auch die Menschlichkeit ihm keinen Branntewein, oder sonst ein geistiges Getränke zukommen zu lassen; er erwartete ohne Zweifel Branntewein zum Geschenke; aber er war zu bescheiden, etwas davon zu erwähnen.

Die Verlegenheit, in welche ich auf Otaheite, wie ich oben erzählt habe, mit Edeah, und ihrem Liebhaber gerathen war, machte mich in dieser Hinsicht sehr vorsichtig gegen alle Eingebornen dieser Inseln. Ihre Leidenschaften sind ohnehin schon von Natur sehr heftig; wenn sie aber noch vollends durch Branntewein ent-

stammt werden, so sind sie ganz zügellos und unbändig. — Ich kenne keine Strafe, die hart genug wäre, um den Elenden zu züchtigen, der es wagen würde, eine Ladung von geistigen Getränken in die Sandwich-, oder Gesellschafts-Inseln einzuführen; denn dies wäre eben so gut, als wenn man eine Ladung Gift dahin brächte; indem das dadurch gestiftete Unheil nicht eher als mit der gänzlichen Entvölkerung dieser Inseln aufhören würde.

Fünfzehntes Kapitel.

Große Anhänglichkeit der Eingebornen an ihren gegenwärtigen Beherrscher. — Verzweifelter Entschluß des Königs im Fall eines feindlichen Angriffs. — Abreise nach Oniau.

Dieser unglückliche Mann, der nach allem, was wir von ihm sahen und hörten, wohl eines besseren Schicksals würdig gewesen wäre, hatte nun von der Ehrsucht und Uebergewalt des Tamahama schon so viel gelitten, daß er jetzt auf dem Punkte war, einen der verzweifeltsten Entschlüsse, die man sich denken kann, zu fassen.

Die Europäer, die willig sein Schicksal mit ihm theilten, waren meist Handwerksleute, Grobschmiede, Zimmerleute und dergleichen, und machten mit ihren Kindern schon eine ziemliche Zahl aus. Als ihr letztes

Rettungsmittel sahen sie ein Schiff an, das sie erbaut und zu einer langen Reise eingerichtet hatten; auf diesem wollen sie entfliehen, sobald die Insel feindlich angefallen wird, um einen Sicherheitsort gegen die Grausamkeit ihres Feindes auf einer von den Inseln zu suchen, welche, wie sie gehört hatten, in diesem großen Meere zerstreut liegen. Es fehlt ihnen aber ganz an der Kenntniß, den Schiffskauf zu berechnen, so wie überhaupt an der erforderlichen Bekanntschaft mit anderen nöthigen Theilen der Schiffahrtskunst; doch haben sie einen Kompaß. Sie haben beschlossen, zuerst westwärts zu steuern, in der Hoffnung, einen Theil der Küste von Sina zu erreichen, oder im Fall der Wind sie südwärts triebe, nach Otaheite, oder einer anderen von den Gesellschafts-Inseln zu schiffen. Schreckliche Wahl! — Warlich, dieser Fall ist verzweifelt; denn sie wissen gar wohl, daß aller Widerstand vergeblich ist, sobald sie angegriffen werden. Vielleicht giebt es unter der ganzen Reihe menschlichen Elends keines, das so schmerzhaft ist, und so sehr das Mitleiden aller edeldenkenden Seelen erregt, als das entsetzliche Schicksal eines ganzen Volkes, welches das Schlachtopfer der Ehrsucht eines einzelnen geworden ist, der, um seine Eroberungssucht zu befriedigen, dasselbe nöthigt, sein Vaterland zu verlassen. — Die rührendsten Gedichte, die man in irgend einer Sprache findet, sind die Klaglieder der Mauren über ihre Austreibung aus Spanien. — Die Liebe zum Vaterlande ist nie glühender, als wenn wir dieses für verloren achten, oder es doch in höchster Gefahr sehen. Ich kann von diesem unglücklichen Volke nicht sprechen,

ohne unwillkührlich von der Schwermuth hingerissen zu werden.

So toll dieser Auswanderungsplan auch scheinen mag, da es diesem Volke so sehr an den tauglichen Mitteln zur Ausführung desselben fehlt, so ist es doch wahrscheinlich, daß auf ähnliche Art in verschiedenen Zeitpunkten die entferntesten Inseln bevölkert worden sind; und daraus allein läßt es sich auch erklären, wie man in verschiedenen Gegenden, die ihrer Entlegenheit wegen, in keinem Verkehre mit einander stehen können, dennoch einerlei Sprache, und Lebensweise angetroffen werden.

Auf Otaheite ist, wie ich schon erinnert habe, das Rettungsmittel der Flucht schon mehrere Male in Vorschlag gebracht worden, um der Wut der siegreichen Feinde zu entgehen. So hat selbst der alte Pomarri zu wiederholten Malen europäische Seefahrer ersucht, ihn in irgend eine entfernte Erdgegend zu bringen, wo er in Sicherheit leben könne.

Sogar unsere Matrosen wurden sehr gerührt von dem unglücklichen Schicksale dieses Oberhauptes, der gewiß bei weitem der einsichtsvollste Mann unter allen Bewohnern der Südsee-Inseln war, und dessen Werth die heiße Liebe seiner Unterthanen beurkundete.

Während unsers Aufenthalts auf dieser Insel verließ dieser König unser Schiff nicht; aber er befahl,

alles herbei zu schaffen, was wir bedurften, und alle seine Befehle wurden schnell und pünktlich vollzogen. Da er so große Fortschritte in der Erlernung der englischen Sprache gemacht hat, so war uns seine Unterhaltung sowohl angenehm, als lehrreich, und gewiß, wäre sein Gemüth in einer ruhigern Stimmung und seine Lage günstiger gewesen, wir würden eine sehr vortheilhafte Verbindung mit ihm angeknüpft haben.

Sein Aufenthalt am Borde munterte die Insulaner auf, uns beträchtliche Vorräthe von Salz herbei zu bringen, so daß wir gute Fortschritte in unsern Geschäften machten. Wann jedesmal unsere Tagsarbeit vollbracht war, so unterhielten wir den König und seinen Freund, den General, samt ihrem Gefolge mit Tanz und Gesang. Unsere Otaheitier führten den Tanz auf, und Pulpit's junges Weib zeichnete sich vorzüglich dabei aus. Da die Weiber auf den Sandwich-Inseln durchgehends grobe männliche Gesichtszüge, und eine nußbraune Farbe haben, so galt diese junge Otaheitierin, die wirklich auch eine der hübschesten ihrer Landsmänninnen war, in diesem Lande für eine wahre Schönheit, und der König selbst nannte sie ein schönes Mädchen. Bei dieser Gelegenheit erzählte er mir, daß er einen Gesandten bis nach Otaheite abgeschickt habe, um mit Otu wegen eines Weibes zu unterhandeln, das er zu *haben* wünschte; auch bemerkte er dabei, daß er *erwartet habe*, dieser Mann würde mit dem Gegenstande seiner Sendung auf unserm Schiffe, da wir von daher *kämen*, zurückgekehrt seyn. — Wirk-

lich hatte sich derselbe auch vor unsrer Abreise von Otaheite bei uns gemeldet, um die Erlaubniß zu erhalten, mit uns nach den Sandwich-Inseln zu fahren, da sein Gesuch bei Otu vergeblich gewesen war, und diese Erlaubniß hatten wir ihm auch ertheilt; aber in der Nacht vor unsrer Abfahrt schwamm er wieder vom Schiffe ans Ufer zurück und vergaß alle Pflicht und Treue, die er seinem Oberherrn schuldig war; Otu's Einfluß war zu mächtig auf ihn, und dieser hatte ihn verleitet, eine Partei aufzugeben, die ihrem Untergange nahe war. —

Die Leute in des Königs Gefolge wollten bei diesen Abend-Unterhaltungen auch nicht dahinten bleiben, und zeigten ihre Geschicklichkeit auf dieselbe Art, wobei sie sich aufs äußerste anstrengten, um der Gesellschaft zu gefallen. Endlich brachten auch unsre schmutzigen Matrosen eine Geige hervor, um ebenfalls zur gesellschaftlichen Unterhaltung etwas beizutragen, und einer derselben, der ein trefflicher Tänzer war, tanzte einen englischen Bauerntanz oder Matelote *) mit so vieler Gewandtheit, daß alle unsre Gäste eingestanden, unser Tanz und Musik übertreffe die ihrigen bei weitem. — Wir bemerkten mit Vergnügen, daß diese Belustigungen den unglücklichen König doch wenigstens auf einige Zeit aufheiterten; ja er schien auf einen Augenblick seinen Kummer zu vergessen und Theil zu nehmen an dem

*) Hornpipe, ein Ländlicher Tanz in England, dem Matelotten-Kolakentanz ähnlich; es wird dazu gewöhnlich auf einem Horne geblasen, daher der Name. D. H.

Vergnügen seiner Unterthanen. — Möchten wir doch so glücklich gewesen seyn, die ängstlichen Besorgnisse des guten Königs wirklich zu heben! —

So wie wir an die Küste dieser Insel gekommen waren, hatten wir es für nöthig gefunden, alle Vorsichtsmaaßregeln zu ergreifen, um fernere Desertionen von dem Schiffe zu verhüten; da wir uns nun auf die Treue des Pulpit, den wir auf Ulietea an Bord genommen hatten, ganz verlassen konnten, indem er bereits alle Anträge des Königs, der ihn gern in seinen Diensten haben wollte, ausgeschlagen hatte; so nahmen wir ihn an unsern Tisch in der Kajüte, während sein otaheitisches Weibchen mit unserm Kajütenjungen aß. Diese Trennung geschah nicht aus Anhänglichkeit an die otaheitischen Gebräuche, welchen zufolge Männer und Weiber nicht mit einander essen, sondern weil diese Otaheitierin bei dem Essen sich nicht so fein und wohlanständig betrug, daß wir sie an unsern Tisch hätten zulassen können.

Während unsers hiesigen Aufenthalts hatten wir Gelegenheiten genug, den Charakter und das Betragen des Königs zu beobachten. Einst erhob sich bei Nacht ein Sturm, der uns aus dem Gesichte der Insel wegtrieb, so daß wir zwei Tage dazu brauchten, um wieder auf unsre vorige Station zu gelangen. Diese ganze Zeit über äußerte dieser König seine größte Besorgniß wegen seiner auf der Insel zurückgelassenen Familie und Freunde, ohne daß er wegen seiner selbst in einiger Unruhe

zu seyn schien. Bei unsrer Rückkunft auf unsre vorige Stelle fiel es dem Könige bei, die Anhänglichkeit der Insulaner an ihn auf die Probe zu stellen. Als das erste Kanot ans Schiff heran kam, verbarg er sich in der Kajüte, und befahl einem von seinen Leuten, den Herankommenden zu sagen, wir hätten ihn zu Woahu ans Land gesetzt, und als Gefangenen seinem Hauptfeinde Tamahama ausgeliefert. Dies Kanot, das dem Könige selbst gehörte, war mit Lebensmitteln für seinen Bedarf beladen, worunter auch einige junge Hunde waren, welche auf diesen Inseln für eine ganz besondere Leckerspeise gehalten werden, und daher allein für die Tafeln der Vornehmen bestimmt sind. — *)

Hiebei muß angemerkt werden, daß die Hunde auf den Gesellschafts- und Sandwich-Inseln von den gemeinen Hunden in Europa sehr verschieden sind. Sie werden sehr sorgfältig gefüttert, und alle Nahrungsmittel, die ihr Fleisch grob oder hart machen könnten, werden ihnen aus dem Wege geräumt. Auf diese Art wird ihr Fleisch, wie man sagt, mehr dem jungen Ziegenfleische, als dem Hundefleische ähnlich, wie unsre Matrosen berichteten, die, wenn sie hungrig waren, nicht selten welches kosteten. **)

Da diese Insulaner ihren Herrn nicht auf dem Ver-

*) Auch in Neapel u. s. w. ißt man Hundefleisch. D. H.

**) Auch Forster (in seiner Reise um die Welt) rühmt den guten Geschmack dieses Fleisches. D. H.

decke sahen, so erkundigten sie sich sehr dringend, wo er wäre und wie er sich befände? Als man ihnen nun berichtete, er sey zu Woahu als Gefangener; so lachten sie herzlich über den Scherz, den man mit ihnen treiben wolle; aber da alle ihre Landsleute, die bei uns am Borde waren, in vollem Ernste und wiederholt dasselbe versicherten, so verstummten sie vor Entsetzen und Schmerz. Nie kann herzliche Liebe, nie der Schrecken ungeheuchelter Ergebenheit auffallender ausgedrückt werden, als jene Empfindungen sich in den Gesichtszügen dieser biederen Unterthanen eines unglücklichen Königs malten! — Dieser sprechende Beweis von Unterthanentreue und Regentenverdienst, mußte jedem Edeldenkenden wohl thun; denn hier war keine Heuchelei, keine Schmeichelei, sondern der edle Trieb unverdorbener Herzen unverkennbar.

Nach einiger Zeit, da sie sich etwas gesammelt hatten, erneuerten sie ihre Nachfragen mit starren, bebenden Blicken, und forschten sehr begierig, wie sich denn dies Unglück zugetragen habe? Zu gleicher Zeit machten sie sich selbst Vorwürfe, daß sie ihren König an Bord gelassen und dadurch einem solchen Schicksale Preis gegeben hätten. — Als nun ihre Verzweiflung aufs höchste gebracht war, so konnte der gute König, der von Allem unbemerkt Zeuge gewesen war, seine Gefühle nicht mehr zurückhalten; er lief auf das Verdeck, zeigte sich den Insulanern und warf ihnen liebreich vor, wie sie nur hätten glauben können, daß wir fähig wären, so verrätherisch an ihm zu handeln und ihn in die Hände

seiner Feinde auszuliefern. — Der plötzliche Uebergang von dem Schmerze zu der Freude, brachte bei diesen biederen Leuten die lebhafteste und herzangreifendste Veränderung hervor. Doch verlor sich ihr Schrecken nicht so sehr, daß sie nicht ihren König ersucht hätten, das Schiff zu verlassen, das ein zweites Mal von der Insel abgetrieben werden, und er selbst dabei irgend einem Unglücksfalle ausgesetzt werden könnte. Aus Gutherzigkeit willigte der König sogleich darein, und machte seine Zurüstungen, um unser Schiff zu verlassen.

Inzwischen kam ein großes Doppelkanot mit einem Europäer an Bord, welcher die Botschaft brachte, daß die Nachricht, welche auf der Insel verbreitet worden, der König sey in die Gewalt seiner Feinde gefallen, Unordnungen unter den Einwohnern veranlaßt habe, und daß nur seine persönliche Erscheinung die Ruhe wieder herstellen könne. Man sahe es dem guten Könige an, daß dieser Vorfall ihn glücklich und zufrieden machte, wozu er auch Grund hatte; er schien neue Hoffnungen auf diese Liebe seines Volkes zu ihm zu gründen und alle Gefahren über dem tröstlichen Gedanken, so sehr geliebt zu seyn, zu vergessen. Ich bin überzeugt, daß, wenn dies Völkchen, das von einer solchen Liebe zu seinem Fürsten beseelt ist, im Verhältnisse mit seinen Feinden nur um etwas Weniges zahlreicher wäre, auch der kriegerische Tamahama es nicht so leicht würde besiegen können; aber die beiderseitigen Kräfte sind allzu ungleich, als daß bei einem Widerstande auch nur die mindeste Hoffnung zur Rettung vorhanden seyn könnte.

Es bleibt also diesem Unglücklichen wirklich nichts anders übrig, als die Flucht in ihrem neuerbauten Schiffe, die, sie mag so verzweifelt und schimärisch scheinen, als sie will, doch immer noch mehr Hoffnung des Gelingens giebt, als der Krieg.

Da nun dieser König seine Trennung von uns nicht länger aufschieben konnte, so fragte ich ihn, womit wir ihm die viele Freundschaft, die er uns erwiesen hatte, erwiedern könnten? — Er antwortete hierauf; wenn wir wirklich seine aufrichtigen Freunde wären, so möchten wir ihm von Eisen, Segeltuch und anderen Nothwendigkeiten für sein neuerbautes Schiff so viel geben, als wir schicklich entbehren könnten.

Da wir mit einem guten Vorrathe von Eisen versehen waren, so gab ich ihm so viel davon, als er selbst zu seinem Bedarf für nöthig achtete; ferner Aexte, einige andere Werkzeuge, sodann auch einige Spiegel, ein ziemliches Quantum englisches Tuch und einen kleinen Vorrath von Schießpulver.

Diese Geschenke nahm der gute Mann mit den rührendsten Beweisen der ungeheucheltsten, herzlichsten Dankbarkeit an, und als er in sein Kanot trat, bat er uns, bei unserer Rückkunft nach Hause, unseren Landsleuten zu erzählen, welch ein hartes Schicksal ihn betroffen habe. Er überhäufte uns mit Segenswünschen, und nachdem er uns das letzte Lebewohl gesagt hatte, ruderte er eiligst nach der Küste hin.

flammt werden, so sind sie ganz zügellos und unbändig. — Ich kenne keine Strafe, die hart genug wäre, um den Elenden zu züchtigen, der es wagen würde, eine Ladung von geistigen Getränken in die Sandwich-, oder Gesellschafts-Inseln einzuführen; denn dies wäre eben so gut, als wenn man eine Ladung Gift dahin brächte; indem das dadurch gestiftete Unheil nicht eher als mit der gänzlichen Entvölkerung dieser Inseln aufhören würde.

Fünfzehntes Kapitel.

Große Anhänglichkeit der Eingebornen an ihren gegenwärtigen Beherrscher. — Verzweifelter Entschluß des Königs im Fall eines feindlichen Angriffs. — Abreise nach Oniha u.

Dieser unglückliche Mann, der nach allem, was wir von ihm sahen und hörten, wohl eines besseren Schicksals würdig gewesen wäre, hatte nun von der Ehrsucht und Uebergewalt des Tamahama schon so viel gelitten, daß er jetzt auf dem Punkte war, einen der verzweifeltsten Entschlüsse, die man sich denken kann, zu fassen.

Die Europäer, die willig sein Schicksal mit ihm theilten, waren meist Handwerksleute, Grobschmiede, Zimmerleute und dergleichen, und machten mit ihren Kindern schon eine ziemliche Zahl aus. Als ihr letztes

Rettungsmittel sahen sie ein Schiff an, das sie erbaut und zu einer langen Reise eingerichtet hatten; auf diesem wollen sie entfliehen, sobald die Insel feindlich angefallen wird, um einen Sicherheitsort gegen die Grausamkeit ihres Feindes auf einer von den Inseln zu suchen, welche, wie sie gehört hatten, in diesem großen Meere zerstreut liegen. Es fehlt ihnen aber ganz an der Kenntniß, den Schiffslauf zu berechnen, so wie überhaupt an der erforderlichen Bekanntschaft mit anderen nöthigen Theilen der Schiffahrtskunst; doch haben sie einen Kompaß. Sie haben beschlossen, zuerst westwärts zu steuern, in der Hoffnung, einen Theil der Küste von Sina zu erreichen, oder im Fall der Wind sie südwärts triebe, nach Otaheite, oder einer anderen von den Gesellschafts-Inseln zu schiffen. Schreckliche Wahl! — Warlich, dieser Fall ist verzweifelt; denn sie wissen gar wohl, daß aller Widerstand vergeblich ist, sobald sie angegriffen werden. Vielleicht giebt es unter der ganzen Reihe menschlichen Elends keines, das so schmerzhaft ist, und so sehr das Mitleiden aller edeldenkenden Seelen erregt, als das entsetzliche Schicksal eines ganzen Volkes, welches das Schlachtopfer der Ehrsucht eines einzelnen geworden ist, der, um seine Eroberungssucht zu befriedigen, dasselbe nöthigt, sein Vaterland zu verlassen. — Die rührendsten Gedichte, die man in irgend einer Sprache findet, sind die Klaglieder der Mauren über ihre Austreibung aus Spanien. — Die Liebe zum Vaterlande ist nie glühender, als wenn wir dieses für verloren achten, oder es doch in höchster Gefahr sehen. Ich kann von diesem unglücklichen Volke nicht sprechen,

ohne unwillkührlich von der Schwermuth hingerissen zu werden.

So toll dieser Auswanderungsplan auch scheinen mag, da es diesem Volke so sehr an den tauglichen Mitteln zur Ausführung desselben fehlt, so ist es doch wahrscheinlich, daß auf ähnliche Art in verschiedenen Zeitpunkten die entferntesten Inseln bevölkert worden sind; und daraus allein läßt es sich auch erklären, wie man in verschiedenen Gegenden, die ihrer Entlegenheit wegen, in keinem Verkehre mit einander stehen können, dennoch einerlei Sprache, und Lebensweise angetroffen werden.

Auf Otaheite ist, wie ich schon erinnert habe, das Rettungsmittel der Flucht schon mehrere Male in Vorschlag gebracht worden, um der Wut der siegreichen Feinde zu entgehen. So hat selbst der alte Pomarri zu wiederholten Malen europäische Seefahrer ersucht, ihn in irgend eine entfernte Erdgegend zu bringen, wo er in Sicherheit leben könne.

Sogar unsere Matrosen wurden sehr gerührt von dem unglücklichen Schicksale dieses Oberhauptes, der gewiß bei weitem der einsichtsvollste Mann unter allen Bewohnern der Südsee-Inseln war, und dessen Werth die heiße Liebe seiner Unterthanen beurkundete.

Während unsers Aufenthalts auf dieser Insel verließ dieser König unser Schiff nicht; aber er befahl,

alles herbei zu schaffen, was wir bedurften, und alle seine Befehle wurden schnell und pünktlich vollzogen. Da er so große Fortschritte in der Erlernung der englischen Sprache gemacht hat, so war uns seine Unterhaltung sowohl angenehm, als lehrreich, und gewiß, wäre sein Gemüth in einer ruhigern Stimmung und seine Lage günstiger gewesen, wir würden eine sehr vortheilhafte Verbindung mit ihm angeknüpft haben.

Sein Aufenthalt am Borde munterte die Insulaner auf, uns beträchtliche Vorräthe von Salz herbei zu bringen, so daß wir gute Fortschritte in unsern Geschäften machten. Wann jedesmal unsere Tagsarbeit vollbracht war, so unterhielten wir den König und seinen Freund, den General, samt ihrem Gefolge mit Tanz und Gesang. Unsere Otaheitier führten den Tanz auf, und Pulpit's junges Weib zeichnete sich vorzüglich dabei aus. Da die Weiber auf den Sandwich-Inseln durchgehends grobe männliche Gesichtszüge, und eine nußbraune Farbe haben, so galt diese junge Otaheitierin, die wirklich auch eine der hübschesten ihrer Landsmänninnen war, in diesem Lande für eine wahre Schönheit, und der König selbst nannte sie ein schönes Mädchen. Bei dieser Gelegenheit erzählte er mir, daß er einen Gesandten bis nach Otaheite abgeschickt habe, um mit Otu wegen eines Weibes zu unterhandeln, das er zu haben wünschte; auch bemerkte er dabei, daß er erwartet habe, dieser Mann würde mit dem Gegenstande seiner Sendung auf unserm Schiffe, da wir von daher kämen, zurückgekehrt seyn. — Wirk-

lich hatte sich derselbe auch vor unsrer Abreise von Otaheite bei uns gemeldet, um die Erlaubniß zu erhalten, mit uns nach den Sandwich-Inseln zu fahren, da sein Gesuch bei Otu vergeblich gewesen war, und diese Erlaubniß hatten wir ihm auch ertheilt; aber in der Nacht vor unsrer Abfahrt schwamm er wieder vom Schiffe ans Ufer zurück und vergaß alle Pflicht und Treue, die er seinem Oberherrn schuldig war; Otu's Einfluß war zu mächtig auf ihn, und dieser hatte ihn verleitet, eine Partei aufzugeben, die ihrem Untergange nahe war. —

Die Leute in des Königs Gefolge wollten bei diesen Abend-Unterhaltungen auch nicht dahinten bleiben, und zeigten ihre Geschicklichkeit auf dieselbe Art, wobei sie sich aufs äußerste anstrengten, um der Gesellschaft zu gefallen. Endlich brachten auch unsre schmutzigen Matrosen eine Geige hervor, um ebenfalls zur gesellschaftlichen Unterhaltung etwas beizutragen, und einer derselben, der ein trefflicher Tänzer war, tanzte einen englischen Bauerntanz oder Matelote *) mit so vieler Gewandtheit, daß alle unsre Gäste eingestanden, unser Tanz und Musik übertreffe die ihrigen bei weitem. — Wir bemerkten mit Vergnügen, daß diese Belustigungen den unglücklichen König doch wenigstens auf einige Zeit aufheiterten; ja er schien auf einen Augenblick seinen Kummer zu vergessen und Theil zu nehmen an dem

*) Hornpipe, ein ländlicher Tanz in England, dem Matelotten-Kosakentanz ähnlich; es wird dazu gewöhnlich auf einem Horne geblasen, daher der Name. D. H.

Vergnügen seiner Unterthanen. — Möchten wir doch so glücklich gewesen seyn, die ängstlichen Besorgnisse des guten Königs wirklich zu heben! —

So wie wir an die Küste dieser Insel gekommen waren, hatten wir es für nöthig gefunden, alle Vorsichtsmaaßregeln zu ergreifen, um fernere Desertionen von dem Schiffe zu verhüten; da wir uns nun auf die Treue des Pulpit, den wir auf Ulietea an Bord genommen hatten, ganz verlassen konnten, indem er bereits alle Anträge des Königs, der ihn gern in seinen Diensten haben wollte, ausgeschlagen hatte; so nahmen wir ihn an unsern Tisch in der Kajüte, während sein otaheitisches Weibchen mit unserm Kajütenjungen aß. Diese Trennung geschah nicht aus Anhänglichkeit an die otaheitischen Gebräuche, welchen zufolge Männer und Weiber nicht mit einander essen, sondern weil diese Otaheitierin bei dem Essen sich nicht so fein und wohlanständig betrug, daß wir sie an unsern Tisch hätten zulassen können.

Während unsers hiesigen Aufenthalts hatten wir Gelegenheiten genug, den Charakter und das Betragen des Königs zu beobachten. Einst erhob sich bei Nacht ein Sturm, der uns aus dem Gesichte der Insel wegtrieb, so daß wir zwei Tage dazu brauchten, um wieder auf unsre vorige Station zu gelangen. Diese ganze Zeit über äußerte dieser König seine größte Besorgniß wegen seiner auf der Insel zurückgelassenen Familie und Freunde, ohne daß er wegen seiner selbst in einiger Unruhe

seiner Feinde auszuliefern. — Der plötzliche Uebergang von dem Schmerze zu der Freude, brachte bei diesen biederen Leuten die lebhafteste und herzangreifendste Veränderung hervor. Doch verlor sich ihr Schrecken nicht so sehr, daß sie nicht ihren König ersucht hätten, das Schiff zu verlassen, das ein zweites Mal von der Insel abgetrieben werden, und er selbst dabei irgend einem Unglücksfalle ausgesetzt werden könnte. Aus Gutherzigkeit willigte der König sogleich darein, und machte seine Zurüstungen, um unser Schiff zu verlassen.

Inzwischen kam ein großes Doppelkanot mit einem Europäer an Bord, welcher die Botschaft brachte, daß die Nachricht, welche auf der Insel verbreitet worden, der König sey in die Gewalt seiner Feinde gefallen, Unordnungen unter den Einwohnern veranlaßt habe, und daß nur seine persönliche Erscheinung die Ruhe wieder herstellen könne. Man sahe es dem guten Könige an, daß dieser Vorfall ihn glücklich und zufrieden machte, wozu er auch Grund hatte; er schien neue Hoffnungen auf diese Liebe seines Volkes zu ihm zu gründen und alle Gefahren über dem tröstlichen Gedanken, so sehr geliebt zu seyn, zu vergessen. Ich bin überzeugt, daß, wenn dies Völkchen, das von einer solchen Liebe zu seinem Fürsten beseelt ist, im Verhältnisse mit seinen Feinden nur um etwas Weniges zahlreicher wäre, auch der kriegerische Tamahama es nicht so leicht würde besiegen können; aber die beiderseitigen Kräfte sind allzu ungleich, als daß bei einem Widerstande auch nur die mindeste Hoffnung zur Rettung vorhanden seyn könnte.

Es bleibt also diesen Unglücklichen wirklich nichts anders übrig, als die Flucht in ihrem neuerbauten Schiffe, die, sie mag so verzweifelt und schimärisch scheinen, als sie will, doch immer noch mehr Hoffnung des Gelingens giebt, als der Krieg.

Da nun dieser König seine Trennung von uns nicht länger aufschieben konnte, so fragte ich ihn, womit wir ihm die viele Freundschaft, die er uns erwiesen hatte, erwiedern könnten? — Er antwortete hierauf; wenn wir wirklich seine aufrichtigen Freunde wären, so möchten wir ihm von Eisen, Segeltuch und anderen Nothwendigkeiten für sein neuerbautes Schiff so viel geben, als wir schicklich entbehren könnten.

Da wir mit einem guten Vorrathe von Eisen versehen waren, so gab ich ihm so viel davon, als er selbst zu seinem Bedarf für nöthig achtete; ferner Aexte, einige andere Werkzeuge, sodann auch einige Spiegel, ein ziemliches Quantum englisches Tuch und einen kleinen Vorrath von Schießpulver.

Diese Geschenke nahm der gute Mann mit den rührendsten Beweisen der ungeheucheltsten, herzlichsten Dankbarkeit an, und als er in sein Kanot trat, bat er uns, bei unserer Rückkunft nach Hause, unseren Landsleuten zu erzählen, welch ein hartes Schicksal ihn betroffen habe. Er überhäufte uns mit Segenswünschen, und nachdem er uns das letzte Lebewohl gesagt hatte, ruderte er eiligst nach der Küste hin.

Das traurige Schicksal dieses Oberhaupts, der sonderbare Wechsel seines Glücks und die schreckliche Aussicht, die er vor sich hat, und dabei sein guter Charakter und sein Betragen, hatten uns gänzlich für ihn eingenommen, und wir wünschten von Herzen, daß es ihm gelingen möchte, am Ende noch über seinen mächtigen Feind Tamahama zu siegen.

Wir bedauerten beinahe, daß Kapt. Vancouver jemals an der Insel des Tamahama gelandet habe; denn nur dem Beistande dieses Seefahrers hat er die Vergrösserung seiner Macht zu danken, durch welche er mit Hülfe seiner ausgezeichneten Talente in den Stand gesetzt wurde, ein Eroberer und Kronenräuber zu werden. Ich bin überzeugt, daß Kapt. Vancouver die Fortschritte des Tamahama mit ganz anderen Augen angesehen haben würde, wenn er die Folgen von den Aufmunterungen, die er diesem ehrsüchtigen Häuptlinge gab, hätte voraussehen können. — So sind wir alle bloß blinde Werkzeuge in den Händen der Vorsehung, und uns bleibt dabei nur der Trost, daß Alles dieses zum Guten abzweckt, wenn wir es schon nicht begreifen können.

Wir hatten uns nun mit einem guten Vorrath von Salz versehen, doch war derselbe zu unserm Zwecke noch nicht hinreichend. Da wir deshalb so weit her gekommen waren, so wollten wir doch auch nicht zurükkehren, ohne die Absicht unsrer Reise erfüllt zu haben. Es blieb uns daher nichts übrig, als wieder zu einer oder der andern von den Inseln, welche unter Tamahama's

Herrschaft standen, uns zu wenden; doch mußten wir befürchten, auch hier nur mit Mühe unsre Schiffsbedürfnisse zu erhalten, da nicht nur die Preise der Landesproducte auf den, diesem Oberhaupte unterworfenen, Inseln sehr hoch sind, sondern auch die Verkäufer (wie schon gedacht) die Tauschwaren nach Belieben aussuchen wollen. Um, so viel möglich, diese Schwierigkeiten zu beseitigen, beschloßen wir nach der kleinen Insel Onihau zu steuern, welche ebenfalls dem rechtmäßigen Könige von Attowai treu geblieben ist. Da dieser unsre Absicht kannte, so hatte er Anfangs beschloßen, uns selbst in Person dahin zu begleiten; aber nachher schien es rathsamer, daß er für den Augenblick da blieb, wo er war; doch schickte er vor unsrer Abfahrt einen Boten dahin, um den Einwohnern unsre Ankunft anzuzeigen, und ihnen die Weisung zu geben, daß sie uns freundschaftlich aufnehmen und mit den nöthigen Bedürfnissen versehen sollten.

Diese Botschaft hatte auch die erwünschte Wirkung; denn als wir an diese Insel kamen, so strömten die Einwohner haufenweise zu uns herbei und brachten uns Yamswurzeln in reicher Menge und um einen sehr leidlichen Preiß; aber unsern Salzvorrath konnten wir nur wenig vermehren. Hier, wie auf den übrigen Inseln, äußerten die Eingebornen die größte Begierde, zu uns an Bord kommen zu dürfen; doch hielt sie die Nachricht, daß unser Schiff ein Kriegsschiff wäre, und der furchtbare Anblick unsrer Seesoldaten im Respekt. Wir ließen Niemand auf das Schiff, als einen von des Königs Abgeordneten und, auf die Verwendung dieses angesehenen

Mannes, zwei andere Häuptlinge. — Wir hörten aus den Reden dieser Leute, so wie der übrigen Eingebornen, daß sie alle mit unverbrüchlicher Treue ihrem rechtmäßigen Könige zugethan und fest entschlossen waren, in dieser Gesinnung standhaft zu verharren, so gering auch die Hoffnung war, daß sie im Stande seyn würden, den Angriffen ihres gemeinschaftlichen Feindes Widerstand zu leisten.

Sechzehntes Kapitel.

Abreise von den Inseln unter dem Winde, und Fahrt nach den Inseln vor dem Winde. — Ankunft zu Owaihi. — Anfang des Handels. — Besuch von Herrn Young.

Nachdem wir innerhalb vier Tagen ungefähr drei Tonnen Yamswurzeln eingesammelt hatten, ein unschätzbarer Schatz für uns in diesen Umständen; so giengen wir unter Segel, und richteten unseren Lauf ostwärts nach der Insel Owaihi *), und hier fiengen wir unser Handelsverkehr mit den Einwohnern an, die, wie

*) Die Engländer schreiben Owhyhee. — Dies ist die Hauptinsel des Archipels der Sandwich-Inseln und ihre Bevölkerung wird auf 150,000 Seelen geschätzt. Sie ist in der Geschichte der Schiffahrt nach der Südsee merkwürdig, weil der unsterbliche Capt. Cook auf derselben erschlagen wurde. Der Sandwich-Inseln sind überhaupt eilf.

D. H.

gedacht, Meister in der Führung ihrer Handelsgeschäfte sind. — Jeder Artikel, dessen wir bedurften, war hier, drei auch wohl sechs Mal theurer, als auf der Insel, die wir erst verlassen hatten.

Bald nach unserer Ankunft erhielten wir einen Besuch von unserm Landsmanne Herrn Young, der nun schon seit vierzehen Jahren hier wohnt. Von demselben hörten wir die Bestätigung aller der Nachrichten, die wir zu Woahu in Betreff des Königs Tamahama erfahren hatten. Er hatte seine Residenz zu Maui errichtet, und beharrte immer noch auf dem unabänderlichen Entschlusse, auch die zwei übrigen Inseln Attowai und Onihau zu erobern.

Der Residenzpallast dieses Königs ist nach europäischer Art von Backsteinen erbaut, und mit Glasfenstern versehen; denn er hat europäische, und amerikanische Handwerksleute von beinahe allen Arten bei sich; auch haben sich seine eigenen Unterthanen durch den Umgang mit Europäern viele Fertigkeiten in mancherlei mechanischen Künsten erworben, und ihn dadurch in den Stand gesetzt, seine Seemacht zu verstärken, welches sein Lieblingsproject ist. — Ich zweifle auch gar nicht, daß es ihm nicht in wenig Jahren gelingen werde, eine Macht aufzustellen, die für diese Gegenden gar nicht zu verachten seyn wird.

Seit Capt. Vancouver's Anwesenheit haben sich die Umstände hier gar sehr geändert, und der unterneh-

mende Tamahama hat sich sehr empor gehoben, seit er dem Könige von Großbrittannien in der Person des genannten Capitains, als dessen Bevollmächtigtem und Stellvertreter, förmlich und feierlich gehuldigt, und die Insel Owaihi dessen Oberherrlichkeit unterworfen, und von ihm zu Lehen empfangen hat. *) Er that dies zuverläßig bloß, um sein Ansehen desto fester zu gründen, und um die nöthige Unterstützung zu erhalten, damit er seinen Feinden widerstehen könne.

Seine Gewalt und Herrschaft scheint nun ganz fest gestellt zu seyn. Er ist nicht nur ein großer Kriegsheld und Staatsmann, sondern auch ein schlauer Handelsmann, der in der Kunst, Handelsgeschäfte mit Vortheil zu betreiben, keinem Europäer weicht. Er kennt die verschiedenen Gewichte und Maaße, und den wahren Werth aller Handelsartikel, die zum Austauschen gebracht werden, und ist immer gefaßt, Vortheile aus der Verlegenheit derjenigen zu ziehen, die sich an ihn, oder sein Volk wenden, um die ihnen fehlenden Bedürfnisse zu erhalten.

Seine Unterthanen haben bereits große Vorschritte in der Civilisirung gemacht; sie werden jedoch in der tiefsten Unterwürfigkeit erhalten; denn Tamahama ist unerbittlich, wenn es auf die Bestrafung solcher Vergehen ankömmt, die eine Nichtachtung seines höchsten Ansehens beweisen.

*) Die Ceremonie geschah am 25sten Februar 1794. (M. s. Kapt. Vancouver's Reise.) D. H.

Erst im J. 1792 legte Capt. Vancouver den Kiel zu Tamahama's erstem Schiffe, oder vielmehr kleinem Fahrzeuge; aber dieser ließ sich die Sorge für die Ausführung seines großen Lieblingsentwurfs, nämlich eine Seemacht aufzurichten, so sehr angelegen seyn, daß er zur Zeit unserer Hierherkunft bereits über zwanzig Schiffe von verschiedener Größe, von 25 bis 50 Tonnen hatte, wovon einige sogar mit Kupfer beschlagen waren.

Zu dieser Zeit fehlte es ihm jedoch noch an verschiedenen Schiffsbedürfnissen, die er, um seine Flottille auf einen respectabeln Fuß zu setzen, gut zu bezahlen geneigt war. Er hat auch zu seiner Bewachung eine gewisse Zahl von Leibgardisten, außer den vielen Häuptlingen, die ihn auf allen seinen Reisen und Feldzügen begleiten müssen.

Die Betrachtung dieses Mannes, und seiner ersten Unternehmungen brachten mich auf den Gedanken, daß dies einer von jenen außerordentlichen Menschen seyn müsse, welche die Natur nur selten hervorbringt, und der, unter günstigeren Glücksumständen, und in einer anderen Lage, zu einem Helden herangereift wäre, dessen Ruhm die ganze Welt erfüllt hätte. Was war Philipp von Macedonien, wie ihn die griechischen Geschichtschreiber schildern? Ein Mann, der alle Hindernisse, die ihm geringe Hülfsmittel, und mächtige Nebenbuhler entgegen setzten, überwand, und seine anfangs engbeschränkte Macht bald über ganz Griechenland ausdehnte.

lich hatte sich derselbe auch vor unsrer Abreise von Otaheite bei uns gemeldet, um die Erlaubniß zu erhalten, mit uns nach den Sandwich-Inseln zu fahren, da sein Gesuch bei Otu vergeblich gewesen war, und diese Erlaubniß hatten wir ihm auch ertheilt; aber in der Nacht vor unsrer Abfahrt schwamm er wieder vom Schiffe ans Ufer zurück und vergaß alle Pflicht und Treue, die er seinem Oberherrn schuldig war; Otu's Einfluß war zu mächtig auf ihn, und dieser hatte ihn verleitet, eine Partei aufzugeben, die ihrem Untergange nahe war. —

Die Leute in des Königs Gefolge wollten bei diesen Abend-Unterhaltungen auch nicht dahinten bleiben, und zeigten ihre Geschicklichkeit auf dieselbe Art, wobei sie sich aufs äußerste anstrengten, um der Gesellschaft zu gefallen. Endlich brachten auch unsre schmutzigen Matrosen eine Geige hervor, um ebenfalls zur geselligen Unterhaltung etwas beizutragen, und einer derselben, der ein trefflicher Tänzer war, tanzte einen englischen Bauerntanz oder Matelote *) mit so vieler Gewandtheit, daß alle unsre Gäste eingestanden, unser Tanz und Musik übertreffe die ihrigen bei weitem. — Wir bemerkten mit Vergnügen, daß diese Belustigungen den unglücklichen König doch wenigstens auf einige Zeit aufheiterten; ja er schien auf einen Augenblick seinen Kummer zu vergessen und Theil zu nehmen an dem

*) Hornpipe, ein ländlicher Tanz in England, dem Matelotten-Kosakentanz ähnlich; es wird dazu gewöhnlich auf einem Horne geblasen, daher der Name. D. H.

Vergnügen seiner Unterthanen. — Möchten wir doch so glücklich gewesen seyn, die ängstlichen Besorgnisse des guten Königs wirklich zu heben! —

So wie wir an die Küste dieser Insel gekommen waren, hatten wir es für nöthig gefunden, alle Vorsichtsmaaßregeln zu ergreifen, um fernere Desertionen von dem Schiffe zu verhüten; da wir uns nun auf die Treue des Pulpit, den wir auf Ulietea an Bord genommen hatten, ganz verlassen konnten, indem er bereits alle Anträge des Königs, der ihn gern in seinen Diensten haben wollte, ausgeschlagen hatte; so nahmen wir ihn an unsern Tisch in der Kajüte, während sein otaheitisches Weibchen mit unserm Kajütenjungen aß. Diese Trennung geschah nicht aus Anhänglichkeit an die otaheitischen Gebräuche, welchen zufolge Männer und Weiber nicht mit einander essen, sondern weil diese Otaheitierin bei dem Essen sich nicht so fein und wohlanständig betrug, daß wir sie an unsern Tisch hätten zulassen können.

Während unsers hiesigen Aufenthalts hatten wir Gelegenheiten genug, den Charakter und das Betragen des Königs zu beobachten. Einst erhob sich bei Nacht ein Sturm, der uns aus dem Gesichte der Insel wegtrieb, so daß wir zwei Tage dazu brauchten, um wieder auf unsre vorige Station zu gelangen. Diese ganze Zeit über äußerte dieser König seine größte Besorgniß wegen seiner auf der Insel zurückgelassenen Familie und Freunde, ohne daß er wegen seiner selbst in einiger Unruhe

zu seyn schien. Bei unsrer Rückkunft auf unsre vorige Stelle fiel es dem Könige bei, die Anhänglichkeit der Insulaner an ihn auf die Probe zu stellen. Als das erste Kanot ans Schiff heran kam, verbarg er sich in der Kajüte, und befahl einem von seinen Leuten, den Herankommenden zu sagen, wir hätten ihn zu Woahu ans Land gesetzt, und als Gefangenen seinem Hauptfeinde Tamahama ausgeliefert. Dies Kanot, das dem Könige selbst gehörte, war mit Lebensmitteln für seinen Bedarf beladen, worunter auch einige junge Hunde waren, welche auf diesen Inseln für eine ganz besondere Leckerspeise gehalten werden, und daher allein für die Tafeln der Vornehmen bestimmt sind. — *)

Hiebei muß angemerkt werden, daß die Hunde auf den Gesellschafts- und Sandwich-Inseln von den gemeinen Hunden in Europa sehr verschieden sind. Sie werden sehr sorgfältig gefüttert, und alle Nahrungsmittel, die ihr Fleisch grob oder hart machen könnten, werden ihnen aus dem Wege geräumt. Auf diese Art wird ihr Fleisch, wie man sagt, mehr dem jungen Ziegenfleische, als dem Hundefleische ähnlich, wie unsre Matrosen berichteten, die, wenn sie hungrig waren, nicht selten welches kosteten. **)

Da diese Insulaner ihren Herrn nicht auf dem Ver-

*) Auch in Neapel u. s. w. ißt man Hundefleisch. D. H.

**) Auch Forster (in seiner Reise um die Welt) rühmt den guten Geschmack dieses Fleisches. D. H.

decke sahen, so erkundigten sie sich sehr dringend, wo er wäre und wie er sich befände? Als man ihnen nun berichtete, er sey zu Woahu als Gefangener; so lachten sie herzlich über den Scherz, den man mit ihnen treiben wolle; aber da alle ihre Landsleute, die bei uns am Borde waren, in vollem Ernste und wiederholt dasselbe versicherten, so verstummten sie vor Entsetzen und Schmerz. Nie kann herzliche Liebe, nie der Schrecken ungeheuchelter Ergebenheit auffallender ausgedrückt werden, als jene Empfindungen sich in den Gesichtszügen dieser biederen Unterthanen eines unglücklichen Königs malten! — Dieser sprechende Beweis von Unterthanentreue und Regentenverdienst, mußte jedem Edeldenkenden wohl thun; denn hier war keine Heuchelei, keine Schmeichelei, sondern der edle Trieb unverdorbener Herzen unverkennbar.

Nach einiger Zeit, da sie sich etwas gesammelt hatten, erneuerten sie ihre Nachfragen mit starren, bebenden Blicken, und forschten sehr begierig, wie sich denn dies Unglück zugetragen habe? Zu gleicher Zeit machten sie sich selbst Vorwürfe, daß sie ihren König an Bord gelassen und dadurch einem solchen Schicksale Preis gegeben hätten. — Als nun ihre Verzweiflung aufs höchste gebracht war, so konnte der gute König, der von Allem unbemerkt Zeuge gewesen war, seine Gefühle nicht mehr zurückhalten; er lief auf das Verdeck, zeigte sich den Insulanern und warf ihnen liebreich vor, wie sie nur hätten glauben können, daß wir fähig wären, so verrätherisch an ihm zu handeln und ihn in die Hände

seiner Feinde auszuliefern. — Der plötzliche Uebergang von dem Schmerze zu der Freude, brachte bei diesen biederen Leuten die lebhafteste und herzangreifendste Veränderung hervor. Doch verlor sich ihr Schrecken nicht so sehr, daß sie nicht ihren König ersucht hätten, das Schiff zu verlassen, das ein zweites Mal von der Insel abgetrieben werden, und er selbst dabei irgend einem Unglücksfalle ausgesetzt werden könnte. Aus Gutherzigkeit willigte der König sogleich darein, und machte seine Zurüstungen, um unser Schiff zu verlassen.

Inzwischen kam ein großes Doppelkanot mit einem Europäer an Bord, welcher die Botschaft brachte, daß die Nachricht, welche auf der Insel verbreitet worden, der König sey in die Gewalt seiner Feinde gefallen, Unordnungen unter den Einwohnern veranlaßt habe, und daß nur seine persönliche Erscheinung die Ruhe wieder herstellen könne. Man sahe es dem guten Könige an, daß dieser Vorfall ihn glücklich und zufrieden machte, wozu er auch Grund hatte; er schien neue Hoffnungen auf diese Liebe seines Volkes zu ihm zu gründen und alle Gefahren über dem tröstlichen Gedanken, so sehr geliebt zu seyn, zu vergessen. Ich bin überzeugt, daß, wenn dies Völkchen, das von einer solchen Liebe zu seinem Fürsten beseelt ist, im Verhältnisse mit seinen Feinden nur um etwas Weniges zahlreicher wäre, auch der kriegerische Tamahama es nicht so leicht würde besiegen können; aber die beiderseitigen Kräfte sind allzu ungleich, als daß bei einem Widerstande auch nur die mindeste Hoffnung zur Rettung vorhanden seyn könnte.

Es bleibt also diesen Unglücklichen wirklich nichts anders übrig, als die Flucht in ihrem neuerbauten Schiffe, die, sie mag so verzweifelt und schimärisch scheinen, als sie will, doch immer noch mehr Hoffnung des Gelingens giebt, als der Krieg.

Da nun dieser König seine Trennung von uns nicht länger aufschieben konnte, so fragte ich ihn, womit wir ihm die viele Freundschaft, die er uns erwiesen hatte, erwiedern könnten? — Er antwortete hierauf; wenn wir wirklich seine aufrichtigen Freunde wären, so möchten wir ihm von Eisen, Segeltuch und anderen Nothwendigkeiten für sein neuerbautes Schiff so viel geben, als wir schicklich entbehren könnten.

Da wir mit einem guten Vorrathe von Eisen versehen waren, so gab ich ihm so viel davon, als er selbst zu seinem Bedarf für nöthig achtete; ferner Aexte, einige andere Werkzeuge, sodann auch einige Spiegel, ein ziemliches Quantum englisches Tuch und einen kleinen Vorrath von Schießpulver.

Diese Geschenke nahm der gute Mann mit den rührendsten Beweisen der ungeheucheltsten, herzlichsten Dankbarkeit an, und als er in sein Kanat trat, bat er uns, bei unserer Rückkunft nach Hause, unseren Landsleuten zu erzählen, welch ein hartes Schicksal ihn betroffen habe. Er überhäufte uns mit Segenswünschen, und nachdem er uns das letzte Lebewohl gesagt hatte, ruderte er eiligst nach der Küste hin.

Das traurige Schicksal dieses Oberhaupts, der sonderbare Wechsel seines Glücks und die schreckliche Aussicht, die er vor sich hat, und dabei sein guter Charakter und sein Betragen, hatten uns gänzlich für ihn eingenommen, und wir wünschten von Herzen, daß es ihm gelingen möchte, am Ende noch über seinen mächtigen Feind Tamahama zu siegen.

Wir bedauerten beinahe, daß Kapt. Vancouver jemals an der Insel des Tamahama gelandet haben; denn nur dem Beistande dieses Seefahrers hat er die Vergrösserung seiner Macht zu danken, durch welche er mit Hülfe seiner ausgezeichneten Talente in den Stand gesetzt wurde, ein Eroberer und Kronenräuber zu werden. Ich bin überzeugt, daß Kapt. Vancouver die Fortschritte des Tamahama mit ganz anderen Augen angesehen haben würde, wenn er die Folgen von den Aufmunterungen, die er diesem ehrsüchtigen Häuptlinge gab, hätte voraussehen können. — So sind wir alle bloß blinde Werkzeuge in den Händen der Vorsehung, und uns bleibt dabei nur der Trost, daß Alles dieses zum Guten abzweckt, wenn wir es schon nicht begreifen können.

Wir hatten uns nun mit einem guten Vorrath von Salz versehen, doch war derselbe zu unserm Zwecke noch nicht hinreichend. Da wir deshalb so weit her gekommen waren, so wollten wir doch auch nicht zurükkehren, ohne die Absicht unsrer Reise erfüllt zu haben. Es blieb uns daher nichts übrig, als wieder zu einer oder der andern von den Inseln, welche unter Tamahama's

Herrschaft standen, uns zu wenden; doch mußten wir befürchten, auch hier nur mit Mühe unsre Schiffsbedürfnisse zu erhalten, da nicht nur die Preise der Landesproducte auf den, diesem Oberhaupte unterworfenen, Inseln sehr hoch sind, sondern auch die Verkäufer (wie schon gedacht) die Tauschwaren nach Belieben aussuchen wollen. Um, so viel möglich, diese Schwierigkeiten zu beseitigen, beschloßen wir nach der kleinen Insel Onihäu zu steuern, welche ebenfalls dem rechtmäßigen Könige von Attowai treu geblieben ist. Da dieser unsre Absicht kannte, so hatte er Anfangs beschloßen, uns selbst in Person dahin zu begleiten; aber nachher schien es rathsamer, daß er für den Augenblick da blieb, wo er war; doch schickte er vor unsrer Abfahrt einen Boten dahin, um den Einwohnern unsre Ankunft anzuzeigen, und ihnen die Weisung zu geben, daß sie uns freundschaftlich aufnehmen und mit den nöthigen Bedürfnissen versehen sollten.

Diese Botschaft hatte auch die erwünschte Wirkung; denn als wir an diese Insel kamen, so strömten die Einwohner haufenweise zu uns herbei und brachten uns Yamswurzeln in reicher Menge und um einen sehr leidlichen Preiß; aber unsern Salzvorrath konnten wir nur wenig vermehren. Hier, wie auf den übrigen Inseln, äußerten die Eingebornen die größte Begierde, zu uns an Bord kommen zu dürfen; doch hielt sie die Nachricht, daß unser Schiff ein Kriegsschiff wäre, und der furchtbare Anblick unsrer Seesoldaten im Respekt. Wir ließen Niemand auf das Schiff, als einen von des Königs Abgeordneten und, auf die Verwendung dieses angesehenen

Mannes, zwei andere Häuptlinge. — Wir hörten aus den Reden dieser Leute, so wie der übrigen Eingebornen, daß sie alle mit unverbrüchlicher Treue ihrem rechtmäßigen Könige zugethan und fest entschlossen waren, in dieser Gesinnung standhaft zu verharren, so gering auch die Hoffnung war, daß sie im Stande seyn würden, den Angriffen ihres gemeinschaftlichen Feindes Widerstand zu leisten.

Sechzehntes Kapitel.

Abreise von den Inseln unter dem Winde, und Fahrt nach den Inseln vor dem Winde. — Ankunft zu Owaihi. — Anfang des Handels. — Besuch von Herrn Young.

Nachdem wir innerhalb vier Tagen ungefähr drei Tonnen Yamswurzeln eingesammelt hatten, ein unschätzbarer Schatz für uns in diesen Umständen; so giengen wir unter Segel, und richteten unseren Lauf ostwärts nach der Insel Owaihi *), und hier fiengen wir unser Handelsverkehr mit den Einwohnern an, die, wie

*) Die Engländer schreiben Owhyhee. — Dies ist die Hauptinsel des Archipels der Sandwich-Inseln und ihre Bevölkerung wird auf 150,000 Seelen geschätzt. Sie ist in der Geschichte der Schiffahrt nach der Südsee merkwürdig, weil der unsterbliche Capt. Cook auf derselben erschlagen wurde. Der Sandwich-Inseln sind überhaupt eilf.

D. H.

gedacht, Meister in der Führung ihrer Handelsgeschäfte sind. — Jeder Artikel, dessen wir bedurften, war hier, drei auch wohl sechs Mal theurer, als auf der Insel, die wir erst verlassen hatten.

Bald nach unserer Ankunft erhielten wir einen Besuch von unserm Landsmanne Herrn Young, der nun schon seit vierzehen Jahren hier wohnt. Von demselben hörten wir die Bestätigung aller der Nachrichten, die wir zu Woahu in Betreff des Königs Tamahama erfahren hatten. Er hatte seine Residenz zu Maui errichtet, und beharrte immer noch auf dem unabänderlichen Entschlusse, auch die zwei übrigen Inseln Attowai und Onihau zu erobern.

Der Residenzpallast dieses Königs ist nach europäischer Art von Backsteinen erbaut, und mit Glasfenstern versehen; denn er hat europäische, und amerikanische Handwerksleute von beinahe allen Arten bei sich; auch haben sich seine eigenen Unterthanen durch den Umgang mit Europäern viele Fertigkeiten in mancherlei mechanischen Künsten erworben, und ihn dadurch in den Stand gesetzt, seine Seemacht zu verstärken, welches sein Lieblingsproject ist. — Ich zweifle auch gar nicht, daß es ihm nicht in wenig Jahren gelingen werde, eine Macht aufzustellen, die für diese Gegenden gar nicht zu verachten seyn wird.

Seit Capt. Vancouver's Anwesenheit haben sich die Umstände hier gar sehr geändert, und der unterneh-

mende Tamahama hat sich sehr empor gehoben, seit er dem Könige von Großbrittannien in der Person des genannten Capitains, als dessen Bevollmächtigtem und Stellvertreter, förmlich und feierlich gehuldigt, und die Insel Owaihi dessen Oberherrlichkeit unterworfen, und von ihm zu Lehen empfangen hat. *) Er that dies zuverläßig bloß, um sein Ansehen desto fester zu gründen, und um die nöthige Unterstützung zu erhalten, damit er seinen Feinden widerstehen könne.

Seine Gewalt und Herrschaft scheint nun ganz fest gestellt zu seyn. Er ist nicht nur ein großer Kriegsheld und Staatsmann, sondern auch ein schlauer Handelsmann, der in der Kunst, Handelsgeschäfte mit Vortheil zu betreiben, keinem Europäer weicht. Er kennt die verschiedenen Gewichte und Maaße, und den wahren Werth aller Handelsartikel, die zum Austauschen gebracht werden, und ist immer gefaßt, Vortheile aus der Verlegenheit derjenigen zu ziehen, die sich an ihn, oder sein Volk wenden, um die ihnen fehlenden Bedürfnisse zu erhalten.

Seine Unterthanen haben bereits große Vorschritte in der Civilisirung gemacht; sie werden jedoch in der tiefsten Unterwürfigkeit erhalten; denn Tamahama ist unerbittlich, wenn es auf die Bestrafung solcher Vergehen ankömmt, die eine Nichtachtung seines höchsten Ansehens beweisen.

*) Die Ceremonie geschah am 25sten Februar 1794. (M. s. Kapt. Vancouver's Reise.) D. H.

Erst im J. 1792 legte Capt. Vancouver den Kiel zu Tamahama's erstem Schiffe, oder vielmehr kleinem Fahrzeuge; aber dieser ließ sich die Sorge für die Ausführung seines großen Lieblingsentwurfs, nämlich eine Seemacht aufzurichten, so sehr angelegen seyn, daß er zur Zeit unserer Hierherkunft bereits über zwanzig Schiffe von verschiedener Größe, von 25 bis 50 Tonnen hatte, wovon einige sogar mit Kupfer beschlagen waren.

Zu dieser Zeit fehlte es ihm jedoch noch an verschiedenen Schiffsbedürfnissen, die er, um seine Flottille auf einen respectabeln Fuß zu setzen, gut zu bezahlen geneigt war. Er hat auch zu seiner Bewachung eine gewisse Zahl von Leibgardisten, außer den vielen Häuptlingen, die ihn auf allen seinen Reisen und Feldzügen begleiten müssen.

Die Betrachtung dieses Mannes, und seiner ersten Unternehmungen brachten mich auf den Gedanken, daß dies einer von jenen außerordentlichen Menschen seyn müsse, welche die Natur nur selten hervorbringt, und der, unter günstigeren Glücksumständen, und in einer anderen Lage, zu einem Helden herangereift wäre, dessen Ruhm die ganze Welt erfüllt hätte. Was war Philipp von Macedonien, wie ihn die griechischen Geschichtschreiber schildern? Ein Mann, der alle Hindernisse, die ihm geringe Hülfsmittel, und mächtige Nebenbuhler entgegen setzten, überwand, und seine anfangs engbeschränkte Macht bald über ganz Griechenland ausdehnte.

Einige Verbrecher, die von Botany-Bai nach den Sandwichs-Inseln entflohen waren, hatten anfangs dem Tamahama gute Dienste geleistet; zur Belohnung gab er ihnen kleine Ländereien zum Anbaue. Auf denselben bauten sie einiges Zuckerrohr, und es gelang ihnen, ein geistiges Getränke daraus zu ziehen, womit sie einander wechselseitig an Geburts- und anderen festlichen Tagen bewirtheten. Tamahama erfuhr es, und da er fand, daß solche Zechgelage sie in ihren Arbeiten hinderten, so machte er ihnen gelinde Vorstellungen darüber.

Diese Gelindigkeit wirkte jedoch nicht, und die Pflanzer schienen es jetzt im Trinken, Müssiggang und dabei ausgebrochenen Raufereien nur noch ärger zu treiben; ja ihre Brutalität gieng so weit, daß sie mehrere Eingeborne beleidigten und mißhandelten. Tamahama ließ daher den Fremdlingen andeuten, daß er ihrer nächsten Rauferei selbst beiwohnen wolle, um zu sehen, wer sich bei dieser Gelegenheit am besten hielte. Dieser Fingerzeig wirkte. Die Ansiedler aus Botany-Bai unterwarfen sich gänzlich; denn sie fühlten das Nützliche ihrer Lage.

Diese Nachrichten theilte uns Herr Young mit, ein Wahrheitsfreund, der lange genug in diesem Lande lebte, und die beste Gelegenheit hatte, sich von Allem genau zu überzeugen. Er war lange der Vertraute von Tamahama, mit welchem er vom Anbeginn an, alle Schicksale treulich theilte, und der ihm noch täglich Be-

weise seiner aufrichtigen Zuneigung giebt. Derselbe berichtete uns auch, daß Tamahama mehrere Jahre lang sich es zur Regel gemacht hatte, von allen Europäern, die in sein Gebiet kamen, schriftliche Zeugnisse seines guten Betragens gegen sie, zu verlangen; jetzt aber, da sein redlicher, und leutseliger Charakter hinreichend erprobt und bekannt ist, hält er solche Zeugnisse nicht mehr für nöthig.

Tamahama's brennendes Verlangen nach einem Schiffe, das er von der Freundschaft des Capt. Vancouver zu erhalten wünschte, war ohne Zweifel zuerst durch die Eingebungen dieses Young, und seines Landsmanns Davis aufgeregt worden. Dieses Unternehmen hatte bei Tamahama die Wirkung, daß er nun seltener an Bord der Discovery kam; denn jetzt brachte er seine meiste Zeit damit zu, auf die Zimmerleute Acht zu haben, welche für ihn das neue Kriegsschiff erbauten, das nachher den Namen Britannia erhielt. Dies war der erste Anfang von Tamahama's Seemacht, die er dann nach seinen eigenen Erfahrungen, von den Herren Young, Davis und anderen unterstützt, unabläßig zu vermehren suchte, bis er sie in den gegenwärtigen vollkommneren Zustand gebracht hatte; dadurch hat er sich nicht nur seine große Ueberlegenheit über die zerbrechlichen Kanote seiner Nachbaren, sondern auch ein Mittel verschafft, seine Kriegsleute in entferntere Gegenden zu bringen. Einige von diesen Fahrzeugen werden als Transportschiffe gebraucht, um Proviant für die Kriegsleute von einer Insel zur anderen überzuführ-

ren. Die größeren stellen Kriegsschiffe vor, und werden im nöthigen Falle mit einigen leichten Kanonen versehen. Kurz, Niemand kann sich auf seinen Vortheil besser verstehen, als dieser ehrgeizige Fürst, Niemand kann besser einen ersten Gedanken benützen, als er. Die Freundschaftsbeweise, die er vom Capt. Vancouver und anderen Wohlthätern erhalten hat, würden an jeden anderen Wilden nutzlos verschleudert worden seyn. Aber Tamahama's Genie ist über seine Lage erhaben.

Seine Leibgardisten, die in einiger Hinsicht als regulirte und disciplinirte Soldaten angesehen werden können, versehen die Wache, und lösen einander ab, wie die Truppen in Europa. Alle halbe Stunden rufen die Wachen, wie es auf den Schiffen gebräuchlich ist: Alles gut! — Ihre Uniform besteht jetzt bloß in einem blauen Ueberrocke mit gelben Aufschlägen.

Unter andere Dinge, die er von den Engländern gelernt hat, gehört auch die Liebe zum Branntewein, und daher haben verschiedene Schiffe ihren Rum sehr vortheilhaft an ihn verhandelt. Zuweilen, wenn sein eigener Branntweinvorrath erschöpft ist, läßt er von den Europäern, die sich in seinem Gebiete niedergelassen haben, Branntewein aus dem Zuckerrohre brennen, das hier von vortrefflicher Güte wächst. Wenn Tamahama sich von seinen ernsteren Beschäftigungen eine Erholung vergönnen will, so läßt er seine eigenen Weiber, und die der Häuptlinge zu einem Branntweingelage einladen, das dann gewöhnlich, wenn der Branntewein zu wirken anfängt,

zur größten Belustigung des Königs und der männlichen Gäste, sich mit Zänkereien und Raufereien unter den Weibern, endigte.

Unstreitig sind die Eingebornen der Sandwich-Inseln in jedem Betrachte weit geistreicher, und viel weiter in der Kenntniß der nützlichen Künste zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse vorgerückt, als die Otaheitier, ob zwar diese letzteren jene in der Verfertigung von Zeuchen übertreffen; aber die Speere, die Keulen, die Matten, die Kürbisflaschen, die Fischangeln und andere Geräthschaften der Sandwich-Insulaner sind um vieles besser gearbeitet, als die ähnlichen Werkzeuge, und Dinge bei den Otaheitiern; auch stehen die Otaheitier in keiner Achtung bei den Bewohnern der nördlicheren Inseln dieser Meere. Dagegen werden die Bolabolaner, als die tapfersten und kriegerischsten aller Bewohner der Gesellschafts-Inseln von den Sandwich-Insulanern gar sehr geschätzt, ja sie pflegen sprüchwörtlich zu sagen: Alles, was von Bolabola kömmt, ist gut. — Zu verschiedenen Zeiten sind mehrere Eingeborne von den Sandwich-Inseln nach Otaheite hinüber gekommen, und der junge König Otu hat sich immer bemüht, sie dahin zu bringen, sich bei ihm niederzulassen; denn ihre Geschicklichkeit, und ihre kriegerische Anlagen sind ihm nicht entgangen, und er wünschte daher, solche Leute in seinem Gefolge zu haben.

Während unsers Aufenthaltes zu Attowai, be-

merkten wir, daß der dortige König, und sein General sich solcher Speikästchen bedienten, welche mit den Zähnen ihrer im Kriege erschlagenen Feinde ausgelegt waren. Dieser Gebrauch und andere Umstände, die man zur Zeit der Entdeckung dieser Inseln durch Capt. Cook beobachtete, lassen vermuthen, daß die Sandwich-Insulaner nicht selten Menschenfleisch essen; wenigstens waren sie noch zu Cook's Zeiten Menschenfresser. *)

Die Sandwich-Inseln sind im Verhältniß ihrer Beschaffenheit und Fruchtbarkeit sehr gut bevölkert, und, nach Hrn. Youngs Versicherung, ist hier die Zahl der Weiber stärker, als die der Männer; da im Gegentheil auf Otaheite die Weibspersonen nur ungefähr den zehnten Theil der ganzen Volksmenge ausmachen sollen.

Dieser auffallende Unterschied mag wohl großen Theils davon herrühren, daß die auf Otaheite übliche abscheuliche Sitte, die Kinder umzubringen **) auf den Sandwich-Inseln nicht eingeführt ist. Die starke Bevölkerung dieser letzteren ist auch die Ursache, warum dieselben besser, als andere angebaut sind; denn die Ein-

*) Man vermuthet ja, daß selbst Capt. Cooks Leichnam, wenigstens zum Theil, aufgefreist worden sey. D. H.

**) Nämlich die Kinder derjenigen Weiber, die zu der Gesellschaft der Erriois gehören. (Worüber Cook's Reisen nachzusehen.) D. H.

gebornen wurden dadurch zum Gewerbsfleiße genöthigt. Die Tarrowurzeln, Yamswurzeln und süßen Patatten sind allen diesen Inseln gemeinschaftlich; aber am häufigsten findet man diese Producte auf den Inseln unter dem Winde, und sie sind besonders zu Atowai und Onihau sehr häufig und wohlfeil. Auf dieser letzteren Insel nahmen wir drei Tonnen Yamswurzeln, und zwanzig Schweine an Bord, ein Quantum, das uns auf irgend einer von den Inseln, welche der Herrschaft des Tamahama unterworfen sind, eine ansehnliche Summe gekostet haben würde. Ferner bringen diese Inseln die meisten tropischen Producte hervor, als: Melonen, Pompelmus *), Kürbisse, Pisangfrüchte und Bananas in großem Ueberflusse. Mais ist hingegen nicht so häufig. Das Zuckerrohr ist von vorzüglicher Güte. Die Berg-Pisangs leisten den Eingebornen sehr gute Dienste; denn sie bereiten aus denselben durch Beifügung von etwas Kokosnußsaft, und einer kleinen Portion Mahei (dies ist ein saurer Teig, der aus der Brodfrucht gemacht wird, wenn sie reif ist), welches alles wohl durch einander geknätet werden muß, eine Speise, Poppai genannt, welche von allen Ständen, vom König bis zum geringsten Unterthan genossen wird. Dasselbe Gericht ist auch auf Otaheite allgemein.

*) Citrus decumanus. Eine Art sehr großer Pomeranzen.
D. H.

Siebenzehntes Kapitel.

Unternehmungs-Geist der Sandwich-Insulaner. — Ihre Bekanntschaft mit unserer Sprache. — Geschicklichkeit im Untertauchen. — Entweichung unserer Otaheitier. — Tamahama's Entwurf, ein Handelsverkehr mit Sina zu eröffnen.

Die Bewohner derjenigen Sandwich-Inseln, welche unter der Herrschaft von Tamahama stehen, unternehmen häufig Fahrten nach der Nordwest-Küste von Amerika, wobei sie genug gewinnen, um dann ruhig und im Wohlstande, auch von ihren Mitbürgern geehrt leben zu können. Dabei macht es ihnen dann ein besonderes Vergnügen, wenn sie nach ihrer Rückkehr ihren Landsleuten mit großem Wortschwall und vielen Uebertreibungen die Abentheuer ihrer Reise erzählen können. Mehrere von diesen Leuten haben schon beträchtliche Fortschritte in der englischen Sprache gemacht, wozu ihnen ihr Verkehr mit den Anglo-Amerikanern und mit den hieher kommenden brittischen Seefahrern die beste Gelegenheit anbietet, die sie sich auch mit vieler Begierde zu Nutze machen.

Die Kanote der Sandwich-Insulaner übertreffen alle andere Kanote unkultivirter Völker, die wir noch in der Welt gesehen haben, sehr weit, nicht nur in Betracht ihrer Stärke und Dauerhaftigkeit, sondern auch in Rücksicht der niedlichen und künstlichen Arbeit

an denselben. Diese Kanote sind auch zum Geschwindfahren so geschickt gebaut, daß diese Insulaner mit ihren kurzen Rudern oft in einer Stunde eine Strecke von 11 bis 12 engl. (ungefähr 2½ bis 3 geogr.) Meilen in denselben zurücklegen, und sehr leicht die Wellen durchschneiden, wie wir selbst gesehen haben.

Ob nun gleich diese Insulaner treffliche Kanote genug haben, so bedienen sie sich doch gar oft derselben nicht, um zu den Schiffen zu fahren, die sich ihren Inseln nähern; sondern sowohl Männer als Weiber schwimmen dahin, ohne andre Beihülfe, als die eines dünnen, an den Seiten abgeschärften, hölzernen Brettchens; und damit treiben sie tausenderlei Possen, indem sie allerlei Bewegungen machen, einander unter das Wasser stoßen, dann wieder in die Höhe fahren, um aufs neue wieder unterzutauchen, gleich verschiedenen Arten von Wasserbewohnern.

Ihre Vorliebe für das Wasser ist wirklich außerordentlich. Man sieht sie zuweilen den ganzen Tag in träger Ruhe so gemächlich auf dem Wasser liegen, ohne Beschäftigung dabei zu haben, als ob das Wasser ihr angebornes Element wäre. Soviel ich weiß, ist es ein äußerst seltener Fall, daß ein Sandwich-Insulaner ertrinkt. Ihre Verwegenheit und Geschicklichkeit im Untertauchen hat vielleicht auf der ganzen Welt ihres gleichen nicht. Einige von denen, welche uns bei einigen Arbeiten auf dem Schiffe behülflich waren, tauchten bis auf funfzehn Faden tief unter, um das Ankertau los

zu machen, das sich an den zackigen Felsen auf dem Grunde verwickelt hatte.

Herr Young erzählte mir, daß einst Tamaha-ma in der ersten Zeit seiner Regierung am Borde eines Schiffes war, und den Kapitän um einen Ambos bat, ein Stück, dessen Mangel ihm damals sehr empfindlich war. Um ein Pröbchen von dem Muthe und der Geschicklichkeit dieser Insulaner zu sehen, versprach der Kapitän, daß er ihm einen geben wolle, wenn er ihn aus einer Tiefe von zehn Faden Wasser herauf holen lassen würde. Der Häuptling willigte ohne Bedenken sogleich darein, und der Ambos wurde ins Meer geworfen. Tamahama schickte ihm sodann einige von seinen Leuten nach, in Hoffnung, sie würden ihn ohne Mühe heraufbringen können; sie fanden ihn aber etwas zu schwer; doch da sie einen so kostbaren Schatz nicht aus den Händen lassen wollten, so setzten sie ihre Bemühungen fort und, nach langen wiederholten Anstrengungen, gelang es ihnen, den Ambos auf dem Grunde des Meeres, ungefähr eine halbe englische Meile (eine kleine Viertelstunde) weit, fortzurollen, wobei sie einander ablösten, bis sie das Ufer erreichten, wo sie unter dem lautesten Beifall von ihren Landsleuten empfangen wurden.

Solche schwere Beweise ihrer Geschicklichkeit lehnen zwar die Taucher nie von sich ab, doch haben solche Anstrengungen gefährliche Folgen für ihre Gesundheit. Wir sahen solche Taucher, die, wenn sie wieder auf die Ober-

fläche des Wassers kamen; stark geschwollene Gesichter, rothe entzündete Augen hatten und aus Nase und Ohren strömte ihnen eine Menge Blut. — Doch sind sie in kurzer Zeit wieder hergestellt, und dann sogleich auch wieder zu neuen Versuchen dieser Art bereit, ohne die Gefahr, sich noch üblere Folgen zuzuziehen, zu scheuen. Jedoch beobachten sie dann die Vorsicht, sich Mund, Nase und Ohren zu verbinden, um das Eindringen des Wassers zu verhindern.

Um ihre bewundernswürdige Fertigkeit im Untertauchen zu zeigen, stiegen sie zuweilen auf unsre Topsegel-Raa *) hinauf, stürzten sich von dieser Höhe ins Meer hinab, schwammen unter dem Schiffe durch, und kamen auf der andern Seite wieder gaukelnd und scherzend hervor, gleich den Wasservögeln. Wir suchten nun auch von dieser Geschicklichkeit der Insulaner Vortheil zu ziehen, indem wir einst einige derselben dazu gebrauchten, einige Kupferplatten am Schiffskiele festzunageln. Sie blieben nicht weniger, als drei bis vier Minuten lang unter dem Wasser, dann kamen sie in die Höhe, um Luft zu schöpfen, und setzten hierauf ihre Arbeit wieder fort. Wir würden dies nicht geglaubt haben, wenn wir es nicht selbst gesehen hätten.

Beide Geschlechter sind starke, robuste Leute, fähig die größten Strapazen auszuhalten. — Während un-

*) Die Stange des obersten Segels am Hauptmaste eines Schiffes. D. H.

sers Aufenthalts an dieser Insel, benutzten die Otaheitier, die wir am Bord hatten, die Dunkelheit einer sehr finstern Nacht, um an dem Schiffe hinab zu gleiten, und ans Ufer zu schwimmen; wahrscheinlich hatte das muntere Betragen dieses Volks, und die Aussicht der Insel sie hingerissen. Aber sie fanden bald, daß sie nicht auf Otaheite waren; denn auf den Sandwich-Inseln duldet man keine Müssiggänger; Jedermann muß arbeiten, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Diese Lebensart war nicht nach dem Geschmacke unsrer Otaheitier, welche die erste Gelegenheit ergriffen, um nach ihrer vaterländischen Insel zurückzukehren, wo sie auch, bald nach unsrer Ankunft daselbst, anlangten; zugleich mit ihnen kam auch unser Schiffszimmermann zurück, der, wie gemeldet, bald nach unsrer ersten Ankunft an diesen Inseln (zu Woahu) von uns entwichen war.

Ein ordentliches Verkehr zwischen den Sandwich-Inseln und Otaheite, würde für diese letztern von großem Nutzen seyn; da die Bewohner der erstern in dem Feldbau und in mehrern andern nützlichen und sinnreichen Künsten wohl erfahren sind, von welchen die Otaheitier keine Kenntniß haben. Seit der ersten Entdeckung dieser Inseln durch Capitän Cook, der so unglücklicher Weise auf Owakhi, einer derselben, sein Leben verloren hat, dessen Schicksal die Einwohner noch jetzt betrauern, haben die Insulaner schnelle Fortschritte in mehrern mechanischen Künsten gemacht, und innerhalb wenigen Jahren hoffen sie im Stande zu seyn,

ein Handelsverkehr mit Sina zu eröffnen, und zwar auf Schiffen, die sie selbst erbauen, und mit ihren eigenen Leuten bemannen.

Sie sind bereits sehr erfahren in dem Handel nach der Nordwest-Küste von Amerika, und von da können sie manche Waaren beziehen, die zu einer Rückladung sowohl für ihr eigenes Land, als für die benachbarten westwärts gelegenen Inseln tauglich sind.

Natürlicher Weise wird man fragen: Was für Waaren kann ein Volk, wie die Sandwich-Insulaner, das noch nicht lange dem Naturstande entsprungen ist, zum Tausche in den Handel bringen? Die Antwort ist leicht. Sie können Feuergewehre, Schießpulver, Metallwaaren und Zeuche von verschiedenen Sorten an Andere ablassen; denn von allen diesen Artikeln hat Tamahama einen Vorrath gesammelt, der den eigenen Verbrauch des Landes weit übersteigt.

Diese Waaren hat der genannte König sowohl als Belohnung für geleistete Dienste, als in Tausch von den Schiffen erhalten, die hier angelegt haben, um Lebensmittel einzunehmen; vorzüglich von Schiffen, welche nach der Nordwest-Küste von Amerika Handel treiben; denn diese, wenn sie ihre volle Ladung eingenommen und noch Waaren übrig haben, schlagen dieselben lieber um einen sehr niedrigen Preis los, als daß sie sich auf ihrer Rückreise damit belästen. Außer den genannten Artikeln, welche die Sandwich-Insulaner von

außenher erhalten, so besitzen sie selbst Handels-Artikel, die in China in hohem Werthe stehen, nämlich Sandelholz, Perlenmuttermuscheln und einige Perlen. Doch haben sie noch eine Schwierigkeit bei der Ausführung dieses Entwurfs zu überwinden, nämlich den Mangel an Seeleuten, die geschickt genug sind, ein Schiff auf einer so weiten und schwierigen Reise zu führen. Glücklicher Weise haben diese unternehmende Insulaner mehrere Europäer und Anglo-Amerikaner, geschickte und kenntnißvolle Männer bei sich, als z. B. Herr Young, Davis, Capitän Stewart und andere. Denn zwölf oder vierzehn Jahre vor unsrer Hieherkunft, haben diese Herren schon angefangen, sich dem mühsamen Geschäfte zu unterziehen, diese Insulaner und deren so außerordentliches Oberhaupt Tamahama in mancherlei nützlichen Künsten, und besonders in der Schiffahrtskunst, wenigstens so weit zu unterrichten, daß sie von Insel zu Insel schiffen können; auch sind dadurch schon viele von diesen Insulanern zu wackeren, kühnen und nicht unerfahrnen Seeleuten gebildet worden.

Ohne Zweifel werden die Europäer bei den ersten Versuchen von Handelsfahrten das Obercommando erhalten; doch werden diese Insulaner, die so lernbegierig sind, und eine so schnelle Fassungskraft haben, bald selbst im Stande seyn, Schiffe zu führen, und die Handelsangelegenheiten zu besorgen. Vielleicht möchte man aber glauben, der König werde Bedenken tragen, seine Schiffe, sein Eigenthum und seine Unterthanen Europäern, und Amerikanern, die bei ihnen wohnen, anzu-

vertrauen, besonders auf einer Fahrt nach einem so weit entlegenen Lande, wie China ist, wo sie dann leicht den Gewinn für sich behalten und die Schiffe im Stiche lassen könnten. Doch von dieser Seite ist keine Gefahr zu befürchten; denn nicht zu gedenken, daß diese Fremdlinge sich bisher so gut betragen, und sich dadurch bei den Insulanern in Achtung gesetzt haben, so sind sie auch beinahe alle im Lande verheurathet, und haben eine zahlreiche Nachkommenschaft erzeugt, an welcher sie mit ganzer Seele hängen; auch haben sie überdies alle Gedanken an eine Rückkehr in ihr Vaterland aufgegeben.

Dieser Handel, oder Waarenumsatz zwischen China und der Nordwestküste von Amerika, wird dann die Sandwich-Insulaner bald bereichern, und schnell wird dann auch die Zahl ihrer Bedürfnisse in Betreff der Bequemlichkeiten des Lebens, so wie des Luxus, und der Weichlichkeit anwachsen, und dadurch wird dann den Künsten, Sitten, Kenntnissen und allen Verfeinerungen des cultivirten Europa's der Eingang geöffnet werden.

Achtzehntes Kapitel.

Wink für die Gesellschaft der Missionare. — Abreise von den Sandwich-Inseln. — Fahrt nach Süden. — Verdächtiges Benehmen der Eingebornen.

Vielleicht würde es die Gesellschaft der Missionare ihrem Vorhaben entsprechender finden, wenn sie ihr Augenmerk auf die Sandwich-Inseln richteten, wo meiner unmaßgeblichen Meinung nach, ihre wohlthätigen Bemühungen einen weit glücklicheren Erfolg haben würden, als zu Otaheite. Zwar scheinen die Otaheitier wirklich mildere Sitten zu haben, als die nördlichen Insulaner; aber was die Geschicklichkeit in den nothwendigsten Künsten, und die Lernbegierde betrifft, die sich auf alles Wissenswerthe erstreckt, so sind jene noch weit hinter diesen zurück.

Es ist wahr, einige Vorfälle bei der Entdeckung dieser Inseln, besonders das bedauernswürdige Schicksal des Capt. Cook, haben die Sandwich-Insulaner allgemein in den Ruf roher, barbarischer Wilden gebracht; jedoch ist es eben so wahr, wie ich schon angemerkt habe, daß mehrere verabscheuungswürdige Gebräuche, wie z. B. der Kindermord u. s. w., welche bei den liebenswürdigeren Otaheitiern herrschen, jenen gänzlich unbekannt sind, und daß das Unglück, das den Capt. Cook traf, noch jetzt allgemein und herzlich beklagt wird.

Ihre heftige und unersättliche Neugierde, alles sehen und wissen zu wollen, was die Europäer treiben, welche Begierde hier durch keine von allen den Rücksichten auf Eigenthumsrecht, welche cultivirten Nationen zur Richtschnur dienen, beschränkt wird, hat die Folge gehabt, daß man sie als rohe, ungesittete Menschen geschildert hat. Wenn man aber erwägt, daß diese Neugierde, dieses Bestreben, alles zu sehen und zu wissen, nicht die Wirkung einer kindischen Unwissenheit, sondern die Folge einer ängstlichen Lernbegierde ist, welche alles, was sie sieht, zu verstehen und nachzuahmen wünscht; so wird man ihnen dieses anscheinend ungesittete Betragen gern verzeihen.

Sollten die Missionare diesen Fingerzeig benutzen, und einen Versuch machen, sich auf den Sandwich-Inseln niederzulassen, so zweifle ich nicht, daß ihnen nicht ein Stück Land bewilligt oder in Kauf überlassen würde; auch kennt Tamahama die Seele des Handels so gut, daß er gewiß alle dabei festgesetzten Bedingungen pünktlich erfüllt, und darin unterscheidet er sich sehr von gewissen otaheitischen Häuptlingen, die nur immer neue Erkenntlichkeitsbezeugungen von den Missionaren zu erpressen suchen, welche sie bloß als Fremdlinge betrachten, die sie nur so lange unter sich dulden, als ihnen selbst gefällig ist.

Ueberdies würden auch die Missionare auf den Sandwich-Inseln allen Beistand von den dort ansässigen Europäern erhalten, und dies würde gewiß ein

großer Vortheil für sie seyn, den sie weder auf Otaheite, noch auf Tongatabu*) von ihren Landsleuten haben. Denn als die otaheitischen Missionare zuerst an ihrem Bestimmungsorte anlangten, fanden sie einige verzweifelte Kerle von Europäern unter den Eingebornen, die, statt diesen würdigen Männern in ihrem verlassenen Zustande Beistand zu leisten, sich das boshafte Vergnügen machten, ihren Bemühungen bei jeder Gelegenheit entgegen zu wirken, ihre Absichten falsch auszulegen, und die Eingebornen zur Beleidigung und Mißhandlung derselben aufzuhetzen. Im Gegentheil würden ihnen die Herren Young, Davis und Stewart auf den Sandwich-Inseln von großem Nutzen seyn; sie würden ihnen zu Mittelspersonen in allen Verhandlungen mit den Eingebornen dienen, und da sie als redliche, angesehene Männer im vollen Besitze des Zutrauens von Tamahama sind, so würden ihre Verwendungen sicherlich nicht unwirksam seyn. Gewiß würde es wenig Mühe kosten, sie sich zu den thätigsten und dienstfertigsten Freunden zu machen.

Als eine Probe von der Treue, mit welcher Tamahama seine Verbindlichkeiten erfüllt, mag folgendes Beispiel dienen. Als Capt. Vancouver zahmes Vieh hieher brachte, so machte er dabei die Bedingung, daß innerhalb einer bestimmten Zahl von Jahren keine Hand an dasselbe gelegt werden solle. Diese Bedingung wurde

*) Eine von den Freundschaftlichen Inseln, auf welcher sich auch brittische Missionare angesiedelt haben. D. H.

bis zum Ablaufe der festgesetzten Zeit genau beobachtet, so daß dieses Vieh so wild geworden ist, daß keiner von den Eingebornen sich ihm nähern darf; ja diese Thiere haben den vollen Genuß ihrer Freiheit mißbraucht, und die Gehäge zerstört, die Feldfrüchte niedergetreten und sonst noch vielen Schaden angerichtet, und dennoch haben die Einwohner, ob sie gleich vieles von der Wildheit dieser Thiere und ihren Verheerungen litten, sich nicht an ihnen vergriffen, sondern ihr Wort redlich gehalten.

Bei gutem Wetter kann man die Insel Owaihi in einer Entfernung von 40 See- (= 30 geog.) Meilen weit im Meere sehen, indem sie zwei sehr hohe Berge Mauna-Kaa, und Mauna-Roa *) hat, deren Gipfel immer mit Wolken und Dünsten umhüllt sind.

Einige wenige Tage vorher, ehe wir die Karakakua-Bai verließen, zogen sieben große Wallfische **) in der Entfernung von einer halben engl. Meile (kleinen Viertelstunde) an dem Schiffe vorbei, und wälzten sich langsam ostwärts hin. Da hätte nun einer von unseren Wallfischfängern, wenn er gerade hier gewesen wäre, einen herrlichen Fang thun und einen großen Gewinn ziehen können; denn wahrscheinlich würde diese Ausbeute

*) Der erstere soll 18,400, und der letztere 16,020 Fuß hoch seyn, doch blos nach ungefährer Schätzung. D. H.

**) Nämlich sogenannte Spermaceti-Wallfische. D. H.

einer Tagarbeit nicht unter 2000 Pfund Sterling abgeworfen haben.

Da wir nun einen hinreichenden Vorrath von Salz an Bord genommen hatten, um welcher Ursache willen wir nach den Sandwich-Inseln gekommen waren, so nahmen wir jetzt nur noch das nöthige Wasser ein; dies verursachte uns aber große Kosten; indem wir unsere Leute nicht dazu gebrauchen durften, aus Furcht, sie möchten die Gelegenheit benutzen, und uns entlaufen; wir mußten daher diese Arbeit durch Eingeborne verrichten lassen, die sich theuer bezahlen ließen.

Am 21sten Januar 1803, Abends, lichteten wir die Anker, und fuhren längs dem Ufer gegen Osten hin. Auf dieser Fahrt sahen wir sehr deutlich die Ausbrüche der feuerspeienden Berge in der Mitte der Insel Owaihi. Bei günstigem Winde und hellem Wetter segelten wir munter und schnell davon, um wieder nach Otaheite zurückzukehren.

Am 11ten Februar erreichten wir die kleine Insel Mandschi (Mangee), welche sehr fruchtbar zu seyn schien, indem wir am Ufer eine große Menge Kokospalmen, und Brodfruchtbäume erblickten; auch mag diese Insel gut bevölkert seyn; da aber die Nacht einbrach, so hatten wir kein Verkehr mit den Eingebornen; doch bemerkten wir, ob es gleich schon finster ward, mehrere Kanote, die auf den Fischfang ausgelaufen waren; wir riefen ihnen zu, in der Hoffnung, daß sie sich uns nähern wür-

den, und um sie noch mehr dazu aufzumuntern, steckten wir eine Menge Lichter auf; aber zu unserem größten Erstaunen ward in einem Augenblicke die ganze Küste beleuchtet, und zwar so regelmäßig, als ob der Raum zwischen den Lichtern, oder Feuern sorgfältig ausgemessen wäre. Kein Kanot kam jedoch zu uns heran, und wir segelten daher weiter gegen Süden, da wir nun ziemlich unter dem Winde aller Gesellschafts-Inseln waren.

Auf dieser Fahrt, da wir diese Meere durchkreuzten, geriethen wir an mehrere niedrige Inseln, welche, wie wir zu glauben Ursache haben, noch nicht alle von Europäern besucht worden sind. Diejenigen von den Eingebornen dieser zerstreut liegenden Inseln, die wir näher zu beobachten Gelegenheit hatten, schienen uns einschmeichelnde, arglistige Leute zu seyn; wir fanden aber auch zu gleicher Zeit, daß sie dabei verrätherisch und grausam waren. Als wir uns diesen Inseln näherten, so stieg unser Capitän aus Neugierde ins Boot, um das Land etwas genauer kennen zu lernen; aber als er ans Ufer stieg, ließen die Eingebornen ihre tückische Falschheit so sehr blicken, daß er es nicht für klug hielt, ans Land zu gehen. Diese Wilden waren alle mit Speeren und anderen Angriffswaffen versehen, und als das Boot sich dem Ufer näherte, zogen sich die Weiber in das Innere des Landes zurück; dies geschieht bei wilden Völkern gewöhnlich nur dann, wenn die Feindseligkeiten ihren Anfang nehmen. Der Capitain warf jedoch einige Nägel, und andere Kleinigkeiten an das Ufer hin, und

die Insulaner schleuderten ihm dagegen Federn von dem Tropikvogel zu, die sie an das Ende von langen Bambusrohren befestigt hatten.

Diese Insulaner waren von etwas dunklerer Farbe, als die Otaheitier; auch waren sie hagerer, und im Aeußeren minder reinlich. Ihr langes, zottiges Haar war wie eine Strohmatte geflochten. Der Capitain schloß aus der niedrigen Lage dieser Insel, da ihr höchster Theil nicht über sechs Fuß über der Meeresfläche erhaben zu seyn scheint, daß dieselbe schlecht mit Wasser versehen seyn müsse. Die vorzüglichsten Nahrungsmittel dieser Insulaner mögen wohl Fische und Wurzeln seyn, da man weder Brodfruchtbäume, noch Kokospalmen in irgend einem Theile der Insel sah.

Wir kamen hierauf an eine andere Insel, in deren Mitte sich ein großer See oder Teich befand, den wir von dem Mastbaume herab sehen konnten. Diese Sonderbarkeit reizte so sehr meine Neugierde, daß ich den Teich selbst zu besuchen mich entschloß. Ich fuhr daher ans Ufer, fand aber große Schwierigkeit an das Land zu kommen; denn die Insel war ganz mit einem Korallenriffe umgeben, und bloß an demjenigen Ende, das am meisten unter dem Winde lag, war ein schmaler Kanal, nicht über 20 engl. Ellen (Yards, jede von 3 Fuß) breit, durch welchen der gedachte See seinen Abfluß in das Meer hatte.

Als wir dahin gelangten, strömte die Flut so hef-

tig, daß wir nicht gegen den Strom fahren konnten; wir landeten daher so nahe als möglich an diesem Kanale, und schickten dann zwei von unseren Leuten aus, von welchen der eine ein Sandwich-Insulaner war, um auszukundschaften, ob die Insel bewohnt wäre oder nicht. Inzwischen blieb ich mit meinen übrigen Leuten am Ufer, in der Erwartung, daß jene bald wieder zurückkehren würden; da sie aber länger ausblieben, als ich gedacht hatte, so fieng ich an zu befürchten, es möchte sie irgend ein Unfall getroffen haben. Da das Schiff nicht weit vom Lande entfernt lag, so war ich im Begriffe, dahin zu fahren, um Feuergewehre herbeizuholen, die wir zurückgelassen hatten, als endlich unsere Leute erschienen, und bis an den Hals im Wasser waten mußten, um zu dem Boote zu gelangen.

Ich fragte sie sogleich, ob sie Eingeborne gefunden und sich mit denselben in Unterredung eingelassen hätten; denn wir hatten noch keinen zu Gesichte bekommen. Sie antworteten, sie hätten Insulaner gesehen und gesprochen, die sie dringend ersucht hätten, mit ihnen in das Land hineinzugehen. Unsere beiden Leute kamen ohne die Speere zurück, die sie aus dem Boote mitgenommen hatten; ich befragte sie daher, wo die Speere hingekommen wären. Sie berichteten mir hierauf, daß die Insulaner ihnen durch Zeichen den Wunsch angedeutet hätten, diese Waffen zu besehen, die sie aber zurückzugeben sich weigerten, als sie in ihren Händen waren.

Auf diesen Bericht beschloß ich, ein Verkehr mit diesen Insulanern anzuknüpfen zu suchen; doch hielt ich es für nöthig, uns mit Feuergewehren zu versehen; wir kehrten zu dem Ende nach dem Schiffe zurück, nahmen die nöthigen Waffen, und noch einige Leute mehr zu uns, und fuhren dann wieder ans Land. Unsere Kundschafter ertheilten uns einen günstigen Bericht von diesen Insulanern, indem sie sagten, sie seyen artig und freundlich. Ich nahm daher auch den Sandwich-Insulaner wieder mit, um mir, wo möglich, als Dollmetscher zu dienen.

Als wir den Kanal des Teiches wieder erreichten, hatte die Flut so sehr nachgelassen, daß wir im Stande waren, gegen den Strom zu fahren, und auf diese Weise hofften wir bequemer vorwärts zu kommen, als zu Lande, wo der Boden so dicht mit Gestrüppe bewachsen war, daß wir nur langsam, und mit vieler Beschwerlichkeit hätten fortkommen können. Auch waren wir bei der Wasserfahrt mehr in Sicherheit, und nicht so sehr in der Gewalt der Insulaner, wenn diese etwa im Sinne gehabt hätten, uns zu überfallen, oder irre zu führen.

Als wir an das innere Ende dieses Kanals gelangten, so fanden wir, daß der Strom nicht mehr nach auswärts gieng, sondern sich so reißend in den See stürzte, wie die Themse unter der Londner Brücke. Der enge Eingang glich nun dem Wasserzuge an einer Mühle, und wir waren schon so weit darin, daß uns keine andere Wahl übrig blieb, als entweder uns von

dem Strome hindurch führen, oder unser Boot an den Korallenklippen, mit welchen beide Seiten besetzt waren, in Stücken zerschmettern zu lassen. Auf dieser Fahrt durch den Eingang tauchte unser Boot zwei oder drei Mal so tief unter, daß es mehr als zur Hälfte voll Wasser ward. Das Steuerruder ward hier unwirksam, und der Wasserwirbel drehte uns mit reißender Geschwindigkeit im Kreise herum. Diese ängstliche und gefahrvolle Lage dauerte jedoch nur ungefähr zwei Minuten, und dann gelangten wir ohne weiteren Anstoß in den See, auf welchem wir hinfuhren, um Insulaner aufzusuchen. Wir hatten vermuthet, daß sie schon früher erscheinen würden, da ihnen keine unserer Bewegungen unbemerkt geblieben seyn konnte.

Nachdem wir eine kurze Strecke fortgefahren waren, erblickten wir ihrer fünf oder sechs, welche denjenigen Theil des Ufers verlassen hatten, wo wir zuerst gelandet waren, und nun in größter Eile ins Innere sich zurückzogen. Ich ließ daher sogleich das Boot ans Ufer stoßen, um wo möglich vor ihnen anzukommen, und dadurch eine Unterredung mit ihnen zu bewirken. Wahrscheinlich hatten diese Insulaner unsere Absicht errathen, und, sey es aus Furcht, oder Nichtachtung, sie schienen einer Zusammenkunft mit uns ausweichen zu wollen; denn sie beschleunigten ihre Schritte, und hatten einen Vorsprung von beinahe einer halben Viertelstunde vor uns, ehe wir das Ufer des Sees erreichen konnten. Um sie weder durch unsere Zahl, noch durch unsere Waffen zu erschrecken, setzte ich bloß die zwei Leute ans Land,

die sie schon vorher gesehen hatten; diese begrüßten sie in otaheitischer Sprache, und nach otaheitischer Sitte, um sie zum Stillestehen zu bewegen.

Dies brachte zuletzt auch die erwünschte Wirkung hervor, und unsere Leute näherten sich ihnen, während ich mit den übrigen im Boote blieb, und denselben in einiger Entfernung zu Wasser folgte. Als unsere Leute am Ufer ihnen ganz nahe waren, so fiengen die Eingebornen aufs neue an zurückzuweichen, doch so langsam, daß sie zuletzt eingeholt wurden.

Nun schienen sie sich in eine Unterredung mit unseren beiden Dollmetschern einzulassen, deren einer der mehrerwähnte Sandwich-Insulaner, der andere aber ein Matrose war, welcher die otaheitische Sprache verstand und sehr geläufig sprach. Dieser Anschein von freundschaftlicher Unterredung machte mir viel Vergnügen; denn ich dachte, die Insulaner würden daraus abnehmen können, daß unsere Ankunft auf ihrer Insel nur freundschaftliche Absichten zum Beweggrunde habe und ihnen Vortheil bringen könne. Wir fuhren ihnen indessen immer in einiger Entfernung nach, und erwarteten das Zeichen, uns zu nähern; aber als unsere Leute noch immer dies Zeichen nicht gaben, und mit den Eingebornen weiter giengen, so fieng ich an, einen Hinterhalt oder sonst eine Verrätherei, von Seiten der Insulaner, zu befürchten.

Der Tag neigte sich, und wir waren schon eine

beträchtliche Strecke auf dem See vorgerückt; überdies mußten wir noch befürchten, bei unsrer Rückfahrt derselben, wo nicht einer noch größern Gefahr ausgesetzt zu seyn, als bei unsrer Einfahrt in den See, besonders da es dann schon dunkel seyn müsse. Ich gab daher unsern Leuten ein Zeichen, zum Boote zurückzukehren; aber statt zu gehorchen, winkten sie uns, näher zu kommen.

Ich schloß daraus, daß nun alles auf gutem Wege sey, und wir eilten, so viel möglich, vorwärts; als wir ihnen zur Seite waren, giengen unsre beiden Leute ganz sachte an den Wasserrand und sprachen kein Wort weiter mit den Eingebornen.

Als der Matrose zu mir heran kam, schüttelte er bedeutungsvoll den Kopf, und der Sandwich-Insulaner sagte, er glaube, diese Insulaner seyen Menschenfresser, welches er dadurch ausdrückte, daß er seinen Arm an den Mund hielt und that, als ob er das Fleisch davon abbeißen wolle. — Bei der ersten Zusammenkunft hatten, wie ich schon erwähnt habe, diese Wilden unseren Leuten ihre Spcere abgelockt; dies Mal aber hatten dieselben ihre Halsbänder und Ohrengehänge eingehüßt; denn unser Matrose trug sich völlig so, wie die Otaheitier. Die Eingebornen, achte an der Zahl, standen inzwischen immer am Ufer des Sees und schienen sich zu bedenken, ob sie es wagen sollten, sich uns zu nähern. Um sie dazu aufzumuntern, hielt ich vor ihren Augen einige Spiegel, Messer,

Scheeren und verschiedene andere Waarenartikel in die Höhe. Dies alles betrachteten sie mit großer Aufmerksamkeit, blieben aber unbeweglich stehen. Endlich erkühnte sich doch einer von denselben, an das Hintertheil des Boots herabzukommen, das jetzt dicht am Ufer lag, so daß wir im Nothfalle bereit waren, in einem Augenblicke vom Lande abzustoßen.

Dieser Mann, der wahrscheinlich der unerschrockenste unter dem Trupp war, zeigte in seinem ganzen Benehmen eine seltsame Mischung von Furcht und Arglistigkeit, während er die eine Hand nach einem Spiegel ausstreckte, den er gegen ein Perlhalsband eintauschen wollte, das er in der andern hielt. Dies flößte mir Mißtrauen in seine Gesinnungen ein, und ich achtete es daher für nöthig, mich an dem Boote festzuhalten, indessen ich ihm den Spiegel überreichte, damit er es nicht etwa versuchte, mich aus dem Boote herauszureißen; dies wagte er jedoch nicht, sondern eilte schleunigst mit seiner Beute zu seinen Landsleuten. Ich vermuthe, daß dies der einzige Spiegel war, der sich auf dieser ganzen Insel befand.

Ungeachtet der eiligen Entfernung dieses Mannes, fuhr ich doch fort, diesen Wilden verschiedene Waarenartikel vorzuweisen, um noch einige andre Insulaner dadurch zu reizen, zu uns heran zu kommen. Doch keiner derselben bezeugte einige Lust, sich weiter mit uns einzulassen; sie blieben alle in einiger Weite von uns, in wildem Anstarren und Erstaunen stehen, wobei wohl auch, wie

ich dafür hielt, ein Anschein von Tücke sich mit einmischte.

Wäre ich geneigt gewesen, diese armseligen Wilden für die Verrätherei, die sie begiengen, da sie unsre Dollmetscher beraubten, zu bestrafen, so würde es uns ein Leichtes gewesen seyn, sie nieder zu schießen oder wenigstens schwer zu verwunden, so daß sie und ihre Nachkömmlinge unsern Besuch auf dieser Insel viele Jahre lang nicht vergessen haben würden. Aber ich bemitleidete vielmehr die Unwissenheit und Unkultur, in welcher sie sich befanden, und da ich wußte, daß sie um nichts schlimmer waren, als alle übrigen Bewohner der Südsee-Inseln, so ließ ich sie ungestraft hingehen. Nicht jeder Diebstahl verdient durch eine Kugel, die man dem Diebe durch den Kopf jagt, bestraft zu werden, und die Kanonen sind nicht dazu gegossen, daß sie bei jeder kleinen Beunruhigung, auf einen Haufen zusammen gelaufenes Volk abgefeuert werden sollen. Dies ist wahrlich eine eben so schlechte, als unmenschliche Handhabung der Polizei, und wenn diese Völker wissen, was ein Mord auf sich hat, so kann uns dieser Leichtsinn gewiß in ihrer Achtung nicht erheben.

Um jedoch diesen Insulanern zu zeigen, daß ihr Leben in unsrer Gewalt sey, schoß ich, während sie noch in einer Entfernung, in welcher sie sich für sicher hielten, beisammen standen, eine Pistole in die Luft ab. Der Knall erschreckte diese armen Geschöpfe so sehr, daß sie in das Gras hinstürzten, als ob sie wirklich ge-

troffen wären, und bewegungslos liegen blieben, bis das Boot sich vom Ufer entfernt hatte.

Neunzehntes Kapitel.

Gefährliche Lage. — Glückliche Rettung.

Wir hatten bei allen diesen Vorfällen so viele Zeit verloren, daß es mir bange ward, wir würden große Mühe haben, die Einfahrt in den See wieder zu finden; wir beeilten uns daher, dieselbe zu erreichen; es war aber schon finstre Nacht, ehe wir dahin kamen, und dort fanden wir uns wieder von dem Wirbel ergriffen, der uns in eine Art von Seitenkanal warf, welcher neben dem, in welchen wir eingelaufen waren, sich befand. Wir bemerkten unsern Irrthum jedoch nicht eher, als bis wir ungefähr die Hälfte des Wegs zurückgelegt hatten, und unser Boot auf den Grund stieß.

Unsre Leute sprangen sogleich über Bord und suchten das Boot in den rechten Kanal fortzuschieben; aber es konnte keine solche Durchfahrt gefunden werden, da kein tiefes Wasser da war. Es blieb uns daher nichts übrig, als wieder umzukehren, und die Fahrt von neuem zu beginnen. Plötzlich ergriff uns der Strom, schleuderte uns in den See zurück, und der reißende Wirbel drehte uns eben so schnell umher, wie das erste Mal. Es scheint,

die Fluth habe gerade zu der Zeit gewechselt, als wir eine andre Durchfahrt suchten. Wir fanden uns nun gänzlich verirrt, und die Fluth strömte mit solcher Heftigkeit, daß wir unvermögend waren, mit unsern Rudern dem Strome entgegen zu arbeiten. Unsre Lage ward nun höchst kützlich und gefährlich, und erforderte die größte Vorsichtigkeit.

Ich ließ die Leute wieder aussteigen, um das Boot längs dem Rande des Riffs bis zu dem Ende hinzuziehen, das in eine scharfe Spitze auslief, und dann um die Ecke herumzufahren; auf welche Art wir dann hofften, der Gefahr ähnlicher Zufälle entgangen zu seyn. Meinen Leuten ward in dieser Lage eben so bange, als mir selbst, und sie strengten sich daher aufs Aeußerste an; aber das Riff, auf welchem sie hingehen mußten, hatte so scharfe Ecken wie Flintensteine, welche ihre Füße schwer verwundeten; ja beinahe bei jedem zweiten Schritte sanken sie bis zur Mitte des Leibes, oft bis an den Hals in das Wasser.

Es ward nun außerordentlich finster; doch zum Glücke konnten wir die Lichter auf unserm Schiffe über die schmale Landenge zwischen dem See und dem Meere herüber sehen; ein Anblick, der nicht nur dazu beitrug, unsern Geist in dieser schrecklichen Lage aufzuheitern, sondern auch uns bei der Aufsuchung des rechten Ausgangs aus dem See zu leiten. Trotz aller Schwierigkeiten, fuhren unsre Leute fort, das Boot längs dem Riffe hinzuziehen, bis sie endlich die Strapaze und Mühselig-

keit dieser anstrengenden Arbeit nicht länger ausdauern konnten. Zu dieser Zeit fieng die Fluth an, mit größter Heftigkeit an den See hinein zu strömen; um dieser Ursache willen hielt ich es für das sicherste, das Boot an der Seite des Riffs vor Anker zu legen, wobei wir uns Merkzeichen festsetzten, um unsre Fahrt darnach zu richten, sobald der Mond aufgienge, welches, nach unsrer Rechnung, um halb eilf Uhr geschehen mußte.

Es war jetzt zwischen sieben und acht Uhr, und die Zwischenzeit brachten wir in großer Angst hin; denn unsre jetzige Lage war über alle Beschreibung gefährlich, da wir von barbarischen Wilden umringt waren, die wir in Verdacht der Menschenfresserei hatten. Die Einbildungskraft unsrer Leute war mit den furchtbarsten Schreckbildern angefüllt, und einige derselben fiengen schon an, gänzlich an der Möglichkeit zu verzweifeln, daß unser Boot aus dem See entkommen könne, ohne zu versinken, oder an dem Riffe zu scheitern, und sollte die Mannschaft auch einen solchen Unfall überleben, so müßte sie unfehlbar den Einwohnern in die Hände fallen, ohne Hoffnung einer Befreiung. Jeder hatte nach seiner Art, seine besondere Meinung über das Schicksal, das uns bevorstand; aber nicht einer von uns nährte noch eine frohe Hoffnung.

Endlich erschien der lang ersehnte Mond, doch um eine halbe Stunde später, als wir gerechnet hatten, und nun sahen wir, daß wir von der Einfahrt in den See

ungefähr 200 engl. Ellen entfernt waren; als wir nun dieselbe erreichten, strömte die Fluth ganz sachte; nachdem wir hierauf um die scharfe Ecke herumgefahren waren, so kamen wir sogleich in den rechten Kanal — ein Glück, für das wir nicht Worte des Dankes genug hatten. Wäre unsere Lage den Eingebornen bekannt gewesen, und hätten sie Lust gehabt, dieselbe sich zu Nutze zu machen, so würde es ihnen leicht gewesen seyn, uns abzuschneiden, da der Kanal, durch welchen wir zurückfuhren, in seiner größten Breite nicht über 20 engl. Ellen hatte. Doch, entweder glaubte sie, wir seyen, noch ehe es finster ward, hindurch gekommen, oder der Pistolenschuß hatte sie allzu sehr abgeschreckt. Dieses Abentheuer wirkte so sehr auf mich, daß mein Eifer für solche Unternehmungen ziemlich erkaltete, und ich mich fest entschloß, keine mehr zu wagen, ohne vorher alles gehörig untersucht zu haben.

Wir gelangten wohlbehalten durch die Einfahrt in das Meer hinaus, und innerhalb einer halben Stunde befanden wir uns wieder bei unserer Schiffsgesellschaft am Bord, wo unsertwegen man schon sehr in Sorgen gewesen war.

Unsere beiden Dollmetscher berichteten uns, daß die Eingebornen dieser Insel die otaheitische Sprache nur wenig verständen; daß sie jedoch einige Kenntniß von der Insel Otaheite zu haben schienen, welche sie aber für zehen Mal größer hielten, als sie wirklich ist; auch hatten sie eine verwirrte Idee von Pomarri, und sei-

nem Ansehen auf der Insel Otaheite, sie stellten sich denselben als einen Mann von überaus großem Wuchse vor; worin sie sich auch nicht ganz irrten. Es ist nicht gar leicht zu erklären, wie diese so sehr abgesonderten Insulaner zu dieser Kenntniß gekommen sind; außer daß man annimmt, sie hätten diese Nachrichten von anderen Insulanern erfahren, welche ein Sturm hierher verschlagen haben mochte.

Die Ansicht dieser sonderbaren Insel, dieses Fleckchens Erde, das die Natur dem Meere entrissen hat, machte einen tiefen Eindruck auf mich, da sie hier ein auffallendes Beispiel von der Macht und Weisheit des Weltenschöpfers darstellte. *)

Dieser Theil des sogenannten stillen Meeres hat von den Seefahrern den Namen das Labyrinth erhalten, und, wie ich glaube, mit vollem Rechte; denn die Schiffahrt ist hier äußerst gefährlich. Wahrscheinlich würden jetzt hier große Länder, und eine Menge Inseln liegen, wenn es der Natur gefallen hätte, diesen Theil der Erde nur einige hundert Faden höher empor zu heben, als er jetzt ist, wie die vielen Untiefen beweisen.

Der Rand oder schmale Streif Landes, der den See dieser Insel einfaßt, scheint, so viel ich beobachten

*) Daß hier die weiteren Deklamationen des Verfassers, die nur einem Seemanne verziehen werden könnten, weggelassen wurden, darüber werden wohl unsere teutschen Leser nicht zürnen. D. H.

dunkte, in seiner größten Breite nur ungefähr 200 engl. Ellen breit zu seyn, und an manchen Orten ist er noch viel schmäler, und nirgends ist der Boden mehr als 8 Fuß über der Meeresfläche erhaben. Brodfruchtbäume kamen uns nicht zu Gesichte; bloß hie und da erblickte man etwa ein Dutzend Kokospalmen und drüber; ungefähr der Hälfte derselben fehlten aber die Wipfel, die wahrscheinlich von dem Winde abgeworfen worden waren, woraus ich schloß, daß zuweilen sehr starke Winde hier wehen; denn auf keiner von den Gesellschafts-Inseln sah ich etwas Aehnliches.

Der See dieser Insel schien in der Mitte 6 oder 7 engl. (etwa 1¼ bis 1½ geogr.) Meilen breit, und nicht weniger, als 12 bis 14 engl. (etwa 2½ bis 3 geogr.) Meilen lang zu seyn; das ganze Innere bildet eine große Wasserfläche, wahrscheinlich von beträchtlicher Tiefe. Als wir vom Meere her in diesen See einfuhren, sahen wir in einer Entfernung von ungefähr 2 engl. (etwa ½ Stunden) vor uns ein Kanot, das, ohne Zweifel, um uns zu entgehen, eiligst ans Ufer gerudert wurde, wo die Leute, die darin waren, dasselbe sogleich verließen.

Auf der Stelle, wo wir zuerst gelandet waren, fanden wir einige gedörrte Fische, Haifischköpfe und zwei Schildkrötenschalen in einer Art von Morai, als ein Opfer für die Gottheit dieser Insel aufgehängt.

Daselbst sahen wir auch einige armselige Hütten,

die aus einem Geflechte von Matten aus Kokosnüssen bestanden; aber wir erblickten keinen Einwohner; diese waren ohne Zweifel weiter in das Land hinein geflohen, als sie uns landen sahen. An einigen Stellen fanden wir die Erde von Thieren durchwühlt, und dies schien zum Theil erst am Morgen dieses Tages geschehen zu seyn. So weit wir die Eingebornen, die wir nur eine kurze Zeit sahen, beurtheilen konnten, schienen sie uns von demselben Volksstamme und eben so wild und barbarisch zu seyn, als die Bewohner der östlicheren Inseln, welche der Capitain besucht hatte; auch waren sie etwas dunkelfarbiger, als die Otaheitier. Ihr Aeußeres war ekelhaft und widerlich. Außer den Speisen, die ihnen der See und das Meer anbieten, und einigen wenigen Kokosnüssen und Wurzeln, schienen sie von der Natur aller anderen Lebensmittel beraubt zu seyn. Auf welche Weise sie sich Trinkwasser verschaffen, ist uns unbekannt. Nothwendiger Weise ist die Bevölkerung hier auch sehr geringe. Wir sahen, so lange wir am Lande waren, nicht mehr als acht Insulaner. So viel wir wissen, waren wir die ersten Europäer, welche diese unwirthbare Insel betreten haben.

An einer anderen Insel, an die wir auf unserer Fahrt gelangten, viel weiter westwärts als die vorige, wurden wir von ungefähr einem Dutzend Kanoten besucht, in deren jedem ein Eingeborner war. Sie brachten nichts zum Tauschhandel herbei, und schienen bloß von der Neugierde herangelockt worden zu seyn, um uns und unser Schiff zu begaffen; denn in dieser Gegend der

Erde ist ein solcher Anblick keine gewöhnliche Erscheinung. Sie hielten sich eine Zeitlang in unserer Nähe auf, und starrten alles, was ihnen in die Augen fiel, mit wildem Erstaunen an; doch konnten wir es auf keine Weise dahin bringen, daß auch nur einer von denselben zu uns an Bord gekommen wäre. Ihre Sprache war allen unseren Leuten völlig unverständlich. Sie nahmen einige Spielereien an, die wir ihnen gaben, ohne, wie es schien, einen großen Werth darauf zu setzen. Sie waren alle völlig nackt, außer daß sie ein Büschel Gras vor den Schamtheilen herabhängen hatten. Ihr ganzes Ansehen und Betragen trug den Stempel der Wildheit an sich; was ihre körperliche Gestalt betrifft, so waren sie schmächtig und mager, ihre Haare waren dick und zottig; ihre Leiber ganz mit Koth bedeckt, und sahen äußerst eckelhaft aus. Diese Insel war ein niedriger, flacher, sandiger Fleck Landes, so wie mehrere andere in diesem Theile der Erde; wir sahen bloß einige wenige Kokospalmen auf derselben, sonst aber fanden wir kaum einige Spuren von Vegetation. Ohne Zweifel besteht das Hauptnahrungsmittel der Eingebornen in Fischen, ein Artikel, der nirgends in diesen Gewässern fehlt, nebst einigen Wurzeln, und vielleicht einigen anderen vegetabilischen Producten.

Wir glaubten, dafür halten zu dürfen, daß diese Insulaner vor unserer Ankunft bei ihnen, nie Europäer gesehen haben; denn sonst würden sie doch sich mehr darum bemühet haben, mit uns in nähere Bekanntschaft zu kommen, besonders, wenn sie den Gebrauch und

Werth eiserner Geräthschaften, und Werkzeuge gekannt hätten; dann würden sie gewiß sich welche von uns zu verschaffen gesucht haben. Ich habe immer gefunden, daß die Eingebornen solcher Gegenden, welche nicht von Europäern besucht werden, scheu, zurückhaltend und sehr argwöhnisch sind.

Hier muß ich auch noch bemerken, daß keine Geschicklichkeit in der Schiffahrtskunst hinreichend ist, um die Fahrt in diesen Gewässern sicher und gefahrlos zu machen; denn der Grund des Meeres ist hier so uneben, so ausgezackt, und die Ungleichheiten der Tiefe sind so häufig, und treten so plötzlich ein, daß es unmöglich ist, mit dem Senkblei so zu sondiren, daß man sich einen wirklichen Nutzen davon versprechen könne. *)

*) Was die Lage dieser Insel betrifft, so beliebe der Geographieliebende Leser die genaue Charte des Hrn. Arrowsmith hierüber nachzusehen. A. d. O.

Zwanzigstes Kapitel.

Besuch auf der kleinen Insel Matia. — Verkehr mit den Einwohnern. — Ein Abgeordneter von Pomarri übt hier die höchste Gewalt aus. — Erstaunen der Eingebornen, als sie uns sahen das Schiff auspumpen. — Ankunft zum zweiten Male auf Otaheite.

Da wir sahen, daß wir hier kein Verkehr mit diesen armseligen Insulanern anknüpfen konnten, so segelten wir weiter, und langten bei der kleinen Insel Makia an, welche ungefähr 50 Seemeilen (37½ geogr.) Meilen nordwärts von der Insel Maitea liegt, und diese ist etwa 20 Seemeilen (15 geogr. Meilen) ostwärts von Otaheite entfernt. Die Insel Matia scheint oben auf ihrer Anhöhe so eben und flach zu seyn, als ein Rasenplatz zum Kugelspiel (Bowling-green), und könnte sehr füglich Tafelland genannt werden. Wir fanden, daß diese Insel von einem Abgeordneten, welchen Pomarri von Otaheite hierher geschickt hatte, regiert wurde; dies ist der entfernteste Theil von dem Gebiete, das jenem Oberhaupte unterworfen ist.

An dieser Insel lag ein sehr großes Doppelkanot, das vor sechs Monaten von Otaheite abgegangen war, um den Tribut abzuholen. — Die Insulaner brachten eine große Menge Brodfrüchte, und Kokosnüsse an Bord, die sie gegen Spiegel, Nägel und dergleichen Waaren vertauschten. Schweine lieferten sie

uns nicht, da die Insel selbst nur wenige hat; die Einwohner ziehen ihre meisten Nahrungsmittel aus dem Meere. In Rücksicht der Gestalt, und der Lebensart, sind die Bewohner dieser kleinen Insel den Otaheitiern ganz ähnlich; nur sind sie weniger gesittet und gebildet. Unsere Ankunft erregte unter denselben weit mehr Neugierde, als bei den Bewohnern der übrigen Inseln, die wir so eben besucht hatten. Alle trugen Halsbänder von Austerschalen, die den Perlmuttermuscheln ähnlich sind; aber ihre Zeuche, wovon sie uns Muster vorzeigten, schienen geringer, als die von Otaheite zu seyn. Manche dieser Insulaner trugen eine Tibuta, die aus langem, geflochtenem Grase gemacht war, die sie nachlässig über die Schultern geworfen hatten, und die ihnen bis auf die Kniee herabhieng. Dagegen waren ihre Kanote in Rücksicht der Arbeit, weit schöner, als die otaheitischen, indem sie mit einer übermäßigen Menge von Schnitzwerk verziert sind.

Wir fuhren in einer sehr schönen Bai, unter der Windseite der Insel auf und ab. Das niedere Land um dieselbe her, das sich bis an die Hügel ausdehnt, war reichlich mit Brodfruchtbäumen und Kokospalmen besetzt; der Strand, der aus einem feinen Sande besteht, war immer mit Eingebornen bedeckt, welche mit der aufmerksamsten Neugierde jede unserer Bewegungen beobachteten. Wir erlaubten einigen Häuptlingen, nebst ihren Freunden und ihrem Gefolge, zu uns an Bord zu kommen. Diese Leute untersuchten alles, was ihnen zu Gesichte kam, mit größter Aufmerksamkeit und Verwunderung.

Da es gerade jetzt die schickliche Gelegenheit war, das Wasser aus dem Schiffe zu pumpen, so wurde die Pumpe in Bewegung gebracht, und das ausströmende Wasser versetzte unsere Gäste in das größte Erstaunen; sie verließen sogleich das Viertelsverdeck, um zu der Pumpe zu eilen, wobei sie äußerst begierig waren zu erforschen, woher das Wasser käme, und wie es in die Höhe gebracht würde? Nächst diesem zog unser Seekompaß ihre Aufmerksamkeit auf sich, und sie schienen ganz hingerissen von Verwunderung zu seyn, als ihnen der otaheitische Häuptling, der bei uns am Bord war, den Gebrauch desselben erklärte. Sie hörten ihm so aufmerksam zu, als ob er lauter Orakelsprüche ertheilte; wahrscheinlich erzählte er ihnen auch mancherlei Wunderbares und Unglaubliches. Auch berichtete er ihnen, daß wir Waffen hätten, die, wenn sie nur auf sie gerichtet würden, sie in einem Augenblicke todt niederstrecken würden, er wollte ohne Zweifel unsere Feuergewehre dadurch anzeigen. So viel wir erfahren konnten, hatten diese Insulaner vor uns nur ein einziges Schiff gesehen, das wahrscheinlich eine Brigg gewesen war, weil sie sagten, es habe nur zwei Masten gehabt.

Wir verließen die Insel Matia, und langten endlich wieder bei unseren alten Freunden auf Otaheite an, wo wir von Pomarri, Edeah und Otu auf das herzlichste bewillkommt wurden. Sobald diese Höflichkeitsbezeugungen vorüber waren, wurden wir mit Bitten um Zeuche von den Sandwich-Inseln und andere nützliche oder seltene Artikel bestürmt, so daß

wir vollkommen außer Stande waren, alle diese zahlreichen Supplicanten, die mit ihren Forderungen nicht zu Ende kommen konnten, zu befriedigen. Sie erkundigten sich nach den Begebenheiten unserer Reise und nach den Wundern, die wir zu Popahi (sie meinten damit Owaihi) gesehen hätten. Wir beantworteten diese Fragen so gut wir konnten, und stellten ihnen dann die Sandwich-Insulanerinn vor, die wir mit hierher gebracht hatten.

Die Veranlassung dazu, war folgende. Es ist leicht zu erachten, daß wir in diesen entfernten Gegenden der Erde, gar oft genöthigt waren, unserem Schiffsvolke Manches nachzusehen und zu gestatten, was wir unter anderen Umständen gewiß nicht zugegeben hätten, und was man auch nicht von uns verlangt haben würde. Unser Unterschiffer, ein Mann, der uns sowohl bei der Aufsicht über das Schiffsvolk, als auch in mancher anderen Hinsicht sehr nützlich war, drang, während wir uns bei den Sandwich-Inseln aufhielten, sehr heftig in uns, ihm zu erlauben, eine Eingeborne von diesen Inseln mit nach Port-Jackson in Neu-Südwallis zu nehmen. Wir würden ganz gewiß nicht darein gewilligt haben, wenn nicht der Unterschiffer, der sich auf die Wichtigkeit seiner Dienste stützte, uns zu verstehen gegeben hätte, daß er uns bei der ersten günstigen Gelegenheit verlassen würde, im Fall wir sein Verlangen nicht erfüllten.

Da wir der Mißvergnügten schon genug am Bord

und nicht Lust hatten, ihre Zahl noch durch einen Offizier zu vermehren, der so großen Einfluß auf die ganze Schiffsmannschaft hatte, so hielten wir es für klüger, ihm zu erlauben, das Weib an Bord zu bringen, wodurch wir ihn auch zugleich desto sicherer in unser Interesse zogen; denn wahrscheinlich würde er uns große Verdrüßlichkeiten auf dem Schiffe veranlaßt haben, wenn wir ihm sein Gesuch abgeschlagen hätten.

Dieser Mann war in dies Weib sterblich verliebt, und sparte weder Kosten noch Mühe, um sie auf die schönste Art herauszuputzen; denn wirklich war sie, als er sie von ihren Verwandten empfieng, in dem armseligsten Zustande; auch brachte sie weder Kleidungsstücke, noch Heurathsgut zu ihm, außer was sie nach Landesart am Leibe trug. Es war daher nöthig, das arme Geschöpf ganz neu zu kleiden; aber dies war auf unserm Schiffe eine schwere Aufgabe, da wir weder einen Frauenzimmerschneider, noch eine Nähterinn am Borde hatten. Ihr Ehemann mußte daher sehen, wie er sich aushalf; er kaufte sieben Schahls mit purpurfarbigen Bardüren, aus welchen er, so oft ihm die Geschäfte einen müßigen Augenblick verstatteten, so gut es gehen wollte, endlich eine Art von langem Frauenzimmerkleide zusammensetzte, das jedoch mehr zusammengestochen, als genähet war. Als diese Frauensperson es anzog, so sah sie aus, als ob sie sich in ein Leopardenfell gehüllt hätte, so bunt war das Kleid, da die rothen Bardüren der Schahls allerley in allen Richtungen durchkreuzten. Damit ihr ganzer Putz übereinstimmend und à la

Brittannie wäre, mußte sie auch Tanzschuhe anziehen. Das Kleid stand dem armen Mädchen nicht übel, und gefiel ihr auch sehr wohl; aber die Schuhe hätte sie gern entbehrt; doch es war der Wille ihres Mannes, und sie unterwarf sich demselben wider ihren Willen.

Dies war kein geringes Opfer von ihrer Seite; denn wenn sie die Schuhe anzog, so gieng sie einher, als wenn ihre Füße mit Eisen beschlagen wären. Dies war aber allzupeinlich für sie, als daß sie es lange hätte ertragen können; sie bat daher ihren Mann, ihr zu erlauben, unbeschuhet zu gehen; er willigte ein; und der ganze Aufputz ward, bis zu unsrer Ankunft auf Otaheite, bei Seite gelegt. Ihre gewöhnliche Kleidung war während der Ueberfahrt eines von den Hemden ihres Mannes.

Sogleich bei unsrer Ankunft wurde sie von den otaheitischen Frauenzimmern mit ausgezeichneter Aufmerksamkeit empfangen; sie sammelten sich in Haufen um sie her, betrachteten sie vom Kopf bis zum Fuße, und begrüßten sie mit größter Artigkeit. War es nun, weil ihre Gesichtsfarbe der ihrigen so sehr ähnlich war, oder daß der Glanz ihres Putzes, alles was sie je gesehen hatten, weit übertraf; genug, sie waren ganz entzückt von ihr; jede drängte sich eifrigst zu ihr hin, um ihr ihre Ergebenheit zu bezeugen. Nachdem sie sie auf diese Art eine Weile begafft hatten, so nahmen die Weiber sie mit sich in den Schiffsraum hinunter. Was die Absicht dieser geheimen Zusammenkunft war, weiß ich

nicht; vielleicht argwöhnten sie, man habe eine Mannsperson so aufgeputzt, um sie zum Narren zu haben, oder sie mußte sich irgend einer besondern Ceremonie unterwerfen, ehe sie in ihren Zirkel aufgenommen wurde; so viel ist jedoch gewiß, und durch die nachherige Aussage der Frau bestätigt, daß sie sehr genau untersucht wurde. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich Niemand geschäftiger, als einige Frauenzimmer von der königlichen Familie.

Jede beeiferte sich ihre Tayo (Freundin) zu werden; vielleicht geschah es deshalb, weil sie die Frau eines Europäers war, und sie sich schmeichelten durch ihre Vermittelung einige Geschenke zu erhaschen; denn in diesem Punkte sind die Otaheitier treffliche Rechenmeister; zuweilen aber verrechnen sie sich dennoch, wie dies bei unserm Waffenschmiede der Fall gewesen war. Sie erhielt viele dringende Einladungen, ihre Freundinnen am Lande zu besuchen, und erfüllte auch meistens diese Wünsche, wobei sie sich jedes Mal auf das vortheilhafteste herauszuputzen suchte. In ihren neuen Schuhen aber gieng sie so einher, daß man ihr leicht ansah, daß sie von keinem Tanzmeister jemals Unterricht genossen hatte.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Tod des Vaters von Pomarri. — Sonderbarer Charakter. — Abfahrt des Capitäns. — Aufenthalt in der otaheitischen Faktorei.

Wir erfuhren, daß während unsrer Abwesenheit das Schiff Nautilus hier auf Otaheite gewesen wäre, und alle Schweine weggekauft hätte, die es sich nur verschaffen konnte. Wahrlich eine wenig tröstliche Nachricht für uns.

Seit unsrer Abreise war auch der Vater *) des Pomarri am Nachlasse der Natur oder Altersschwäche gestorben; er war auf die Letzt noch blind geworden. Nach der allgemeinen Schilderung seines Charakters scheint er ein Schlaukopf und Ränkemacher ohne seines gleichen gewesen zu seyn. Gleich vielen andern Ehrsüchtigen, berücksichtigte er mehr den Zweck, als die Mittel, und wußte durch mancherlei wohl angelegte Plane die Zwistigkeiten, die auf der Insel herschten, zum Vortheile seiner Familie zu benutzen, und es gelang ihm, die Königswürde seinem Sohne Pomarri zuzuwenden. Dadurch wurde Tamarre, Sohn der berühmten Oberea, welche zur Zeit, als Capitän Wallis (im Jahr 1767) hieher kam, Königin war, seines

*) Er hieß Hapai. D. H.

Thronrechts beraubt, und die Familie des Pomarri wurde mit der höchsten Gewalt bekleidet.

Wir sahen nun wohl ein, daß es nicht leicht möglich wäre, zu dieser Zeit uns auf Otaheite einen weitern Vorrath von Schweinen zu verschaffen, und daß die deßfallsigen Bemühungen weit mehr Zeit erforderten, als wir füglich entbehren konnten. Es war jetzt durchaus nöthig, zu eilen. Der Capitän und ich kamen deswegen mit einander darin überein, daß es die klügste Maaßregel wäre, die wir in diesen Umständen ergreifen könnten, wenn Er mit dem Schiffe nach den windwärts liegenden Inseln segelte um von da sich Schweine zu verschaffen zu suchen, die er nach Otaheite bringen sollte, wo sie dann geschlachtet würden, während ich nebst zwei oder drei Gehülfen zu Otaheite bliebe, um daselbst das Einsalzen zu besorgen.

Als das Schiff abfuhr, ward ich von den Insulanern als einstweiliger Resident mit Entzücken aufgenommen. Ich wußte aber wohl, welchem Beweggrunde ich diese warme Bewillkommung zuzuschreiben hatte; nämlich dem großen Vorrathe von Waaren, der von dem Schiffe ans Land gebracht worden war, und dessen Besitz mich reicher machte, als die ganze königliche Familie von Otaheite. Nach diesem Maaßstabe richteten die Insulaner ihre Achtung für mich. Auch bemühte ich mich, um dadurch meine Lage noch behaglicher zu machen, so viel möglich mich in ihre Sitten und Gebräuche zu schicken. Deswegen war ich aber auch nie frei

von ganzen Haufen von Leuten jedes Alters und Geschlechts, die mich immer überliefen und deren Neugierde mir wahrhaft lästig ward; denn ein Otaheitier will alles sehen. Da ich ihnen hierin willfahrte, so setzte ich mich allgemein bei ihnen in Gunst, und zwar nicht nur bei dem gemeinen Volke, sondern besonders auch bei der königlichen Familie. Jedermann erwies mir die größten Höflichkeiten, und der König und ich wechselten täglich Geschenke und Lebensmittel mit einander. Auf diese Weise gieng mein Geschäft des Einsalzens ohne Unterbrechung fort.

Während meines Aufenthalts unter diesen Insulanern, hatte ich Gelegenheit genug, zu sehen, wie unmäßig die Vornehmen im Awatrinken waren. Kaum hatten sie sich wieder einen frischen Vorrath von Awa aus Eimeo oder den entlegensten Theilen der Insel verschafft, so betranken sie sich sogleich darin, und blieben dann einige Tage nach einander berauscht und betäubt. Dies bewies mir aufs neue, daß die Einführung des Branntweins, bald die ganze Insel entvölkern müßte.

Als ich das Schiff verließ, bat ich den Pomarri um die Erlaubniß, meinen Handel über die ganze Insel auszudehnen, um Schweine einzutauschen; welche mir auch sogleich ertheilt wurde, da der Bezirk von Matavai durch die vielen letzten Besuche ganz davon entblößt war. Weil nun auch mein Einsalzungsgeschäft mehrere Gehülfen erforderte, so war ich genöthigt, einige von

Schiffen entlaufene Seeleute hiezu in Dienste zu nehmen, Leute, die ich in anderen Umständen mit Verachtung würde abgewiesen haben. Ich versuchte es zuerst, mein Vorhaben durch Eingeborne unter der Aufsicht eines Europäers ausführen zu lassen, und schickte welche aus, um längs der Küste hin zu schiffen, und Schweine für mich einzuhandeln; aber das Rudern ermüdete sie zu sehr, so daß ihnen diese Arbeit bald entleidete, und sie zu keinem zweiten Versuche mehr zu bewegen waren. Es war lustig ihre Gesichtsverzerrungen bei dieser Gelegenheit zu sehen; sie wiesen ihre mit Blasen bedeckten Hände vor, und schrieen voll Schmerz: Owau, Owau (Nicht gut, nicht gut)! — Mehrere derselben ließen sich auch gar nicht wieder sehen, sondern entliefen auf der ersten Stelle, wo das Boot landete. Auf diese Weise würden wir bis zum jüngsten Tage haben warten müssen, ehe diese Wichte ihr aufgetragenes Geschäft vollbracht hätten. Unsere Beile waren gute Dinge, und unsere Flinten noch bessere; aber Arbeit ist für einen Otaheitier immer Owau owau.

Das Haus, das ich bewohnte, war nach gewöhnlicher Art gebaut; aber ich brachte mehr Abtheilungen und Unterabtheilungen darin an, als alle Häuser auf Otaheite zusammen genommen haben. Sogleich nach meiner Ankunft am Lande, theilte ich mein Wohnhaus in zwei Theile, die eine Hälfte desselben behielt ich für mich, und schied dieselbe wieder durch einen Verschlag mit einer Gitterthüre in der Mitte. Dies war eine Zeit lang ein fataler Schlagbaum, für die Otaheitier.

Doch nach einiger Zeit ließ ich mich bereden, als ein Zeichen besonderer Gunst, einige derselben hineinzulassen; nun hatte aber alle Ausschließung ein Ende; sie bemühten sich nicht länger deshalb um Erlaubniß zu fragen, sondern drängten sich durcheinander ohne alle Complimente ein, und suchten ihre unverschämte Zudringlichkeit bloß durch Höflichkeitsbezeugungen, womit sie mich unablässig überhäuften, wieder gut zu machen.

Gegen mir über stand eine große Kiste, um unser Schweinefleisch darin aufzubewahren. Diese gab den Otaheitiern reichen Stoff zu Betrachtungen. Was für ein gesegnetes Land müßte das ihrige seyn, da es unsere halbverhungerten Landsleute so reichlich mit Lebensmitteln versehen konnte! Welch ein Glück für Prettani, daß ein solches Land wie Otaheite, und solch ein Mann wie Pomarei auf der Welt war! —

Die andere Hälfte des Hauses hatte ich für meine Leute, deren viere waren, abgesondert, die sich sogleich damit beschäftigten, Pfosten zu Schlafstellen aufzurichten, die sie statt der Vorhänge mit otaheitischen Zeuchen behiengen. Kein Winkel, kein Loch war im Hause, die nicht immer mit Eingebornen angefüllt gewesen wären. Mai tai, mai tai (Sehr gut, sehr gut!) hörte man von allen Seiten her erschallen. Diese Schmeichelei war bei unseren Seeleuten sehr wohl angebracht; denn diese ließen sich gar gerne bewundern, und da sie auch reich waren, sie bezogen nämlich von mir, als ihrem Bankier was sie gebrauchten, so wurden sie von den schlauen

Otaheitiern als Leute betrachtet, bei welchen es schon der Mühe lohnte, ihnen zu schmeicheln. Diesem zu Folge ertheilten sie auch der Zierlichkeit ihrer Kämmerchen die größten Lobsprüche; doch wenn sie aufgefordert wurden, zu entscheiden, welches das schönste derselben wäre, so nahmen sie sich wohl in Acht, Einem den Vorzug vor den übrigen zu geben, um keinen von den Leuten zu beleidigen, und sagten dann, alle Kämmerchen seyen gleich unnachahmlich.

Da ich von den Missionaren gehört hatte, daß der Theil dieser Insel, welcher vor dem Winde liegt,*) und folglich von dem Handelsplatze von Matawai zu weit entfernt liegt, noch einen großen Vorrath von Schweinen liefern könne, so dingte ich einige von den bereits erwähnten Ausreißern zu diesem Geschäfte.

Die Lage dieser Leute war gar nicht beneidenswerth; sie beklagten sich auch bitterlich und mit allem Rechte über die königliche Familie, die sie verführt hatte, von ihren Schiffen zu entwischen, und nachdem sie ihnen all' das Ihrige abgeschwatzt hatte, sie jetzt, da sie arm waren, ihrem Schicksale überließ. Sie befanden sich nun in dem armseligsten Zustande, und waren wenig von den Eingebornen verschieden; mehrere derselben hatten keine andere Bekleidung, als die landesübliche Maro. Es erforderte einige Geschicklichkeit, um mit diesen Pursch gehörig umzugehen; doch da ich sie nach ihrer eige-

*) Der östliche Theil. D. H.

nen Weise behandelte, gieng zuletzt das Geschäft nach meinem Wunsche. Ueberdies zog ich auch manche Erkundigungen von ihnen ein, welche mir mein Vorhaben erleichterten.

Ihr Ansehen auf dieser Insel nahm nun wieder mit ihrem Reichthume zu (Reichthum auf Otaheite!), den sie sich durch ihre Arbeit erwarben, und bei dem Einflusse, den sie auf die Eingebornen hatten, waren sie mir von wesentlichem Nutzen. Ich bekam nie mehrere und wohlfeilere Schweine, als durch die Beihülfe dieser Leute. Da andere Europäer von derselben Classe, von dem Glücke hörten, das ihre Cameraden machten, so beeiferten sie sich in meine Dienste zu kommen; ich ließ mich verleiten, sie anzunehmen, da der Vortheil dabei auf beiden Seiten war, ob ich gleich diese Leute sonst nicht haben möchte.

Durch diese Europäer erfuhr ich auch Manches von den Sitten und Gebräuchen der Otaheitier, das mir sonst entgangen wäre. Diese Nachrichten werde ich am gehörigen Orte beibringen.

Den vorzüglichsten Theil des Geschäftes übertrug ich einem Schweden, Namens Peter, welcher der erfahrenste unter Allen auf dieser Insel war. Ich überließ es seinem Gutdünken, je nachdem er es für vortheilhafter hielt, mit dem Boote, wegen des Tauschhandels am Ufer anzulegen oder weiter zu fahren; denn wo die Schweine selten wären, da sollte er sich nicht aufhalten; so lautete seine Instruction.

Unter meinen otaheitischen Bedienten war auch Einer, den mir ein Missionar empfohlen hatte. Diesen schickte ich nebst einigen anderen Eingebornen in einen andern Theil der Insel, um Schweine einzuhandeln, wie zu Hause. Dies machte Aufsehen; denn die Verkäufer waren stolz darauf, daß man einem Otaheitier einen solchen Auftrag gegeben, und ihn dadurch mit den Europäern gleichgestellt hatte. Ich benutzte diesen Umstand so gut als möglich, und ärndete auch die Früchte davon ein, indem ich reichlich mit Schweinen versehen wurde. Unsre Faktorei glich nun völlig einer Kaufmannsbörse. Außer den Missionaren standen nun alle Europäer, die auf der Insel waren, in meinen Diensten. Dadurch erhielt ich eine bessere Gelegenheit, mit den Sitten und Gebräuchen dieser Insulaner bekannt zu werden, als vielleicht je ein Europäer vor mir gehabt hatte; auch konnte ich jeden Gegenstand, der sich darauf bezog, von mehreren Seiten beurtheilen, da ich die Nachrichten sowohl von den Missionaren, als auch von den europäischen Ausreißern einsammelte und verglich.

Während Peter's, des Schweden, Abwesenheit, wurde sein Unterbefehlshaber all' seines Eigenthums beraubt; da aber Peter diese Insel beinahe eben so genau kannte, als ein geborner Otaheitier, so ward es ihm nicht schwer, die Diebe so sehr zu ängstigen, daß sie das Gestohlne zurückgaben.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Unglücksfälle eines otaheitischen Agenten. — Charakteristischer Umgang mit der königlichen Familie.

Der Otaheitier, den ich in den andern Theil der Insel, mit den ihm zugegebenen Schweinetreibern abgeordnet hatte, trieb sein Geschäft eine Zeitlang ganz ruhig; aber da das Glück schon manchem gebildeteren Manne den Kopf verdreht hat, wie hätte ein Otaheitier eine solche Versuchung sollen aushalten können?

Er trug einen von meinen abgelegten Röcken, und hielt sich jetzt für einen Mann von Wichtigkeit; auch wagte er es in dem Vollgenusse seines Glücks, ein Weib zu nehmen. Vormals würdigten ihn die Otaheitierinnen nicht eines Blicks; jetzt aber war er reich geworden, und nun galt er, welches wohl auch in anderen Ländern der Fall ist, für einen sehr guten Mann (Tá tá mai tai). Um sich den Hausfrieden vor fremden Eingriffen zu sichern, und zugleich seine Geschäfte ungestört fortsetzen zu können, brachte er sein Weib in die Faktorei, und bat mich auf sie Acht zu haben, damit in seiner Abwesenheit seine Ehre nicht gekränkt würde; denn er schien nicht die beste Meinung von ihrer Treue zu hegen.

Während er inzwischen auf seinem Posten blieb, gab

er mir alle Ursache mit seinem Diensteifer zufrieden zu seyn; dagegen waren die anderen Otaheitier nicht so wohl mit ihm zufrieden; denn sie fanden sich durch seinen übermüthigen Stolz und das befehlshaberische Ansehen, das er sich gab, tödtlich beleidigt. Sein Uebermuth schwoll noch mehr an, da er sich an der Spitze eines so zahlreichen Gefolges von Bedienten sah.

Der närrische Pursche erhielt jedoch zuletzt die verdiente Strafe seiner Thorheit. Das kleine Vermögen, das er sich jetzt erworben hatte, war ein zu mächtiger Reiz für die Otaheitier, als daß sie ihm hätten widerstehen können; sie überfielen ihn daher und beraubten ihn all' seiner Habe.

Dieses Unglück hatte seinen Muth so sehr niedergeschlagen, daß er es erst nach zwei Tagen wagte, wieder vor mir zu erscheinen; er schlich sich endlich schüchtern in die Faktorei und meldete mir sein Unglück. Er wünschte gar sehr, daß ich diese Beleidigung durch einen Einfall in den Bezirk, wo sie ihm widerfahren war, rächen möchte, und wiederholte dabei mit vieler Heftigkeit: „Böse Leute die Otaheitier, sehr böse Leute!“ (Ohau, ohau tótá Otaheite.) — Ich stimmte ihm zwar hierin bei; über was die Rache betraf, entschuldigte ich mich. Ich verzieh ihm und beschenkte ihn mit zwei Beilen. Er wünschte, wieder in sein voriges Amt eingesetzt zu werden; aber das was ihm widerfahren war, machte mich vorsichtig, und ich hielt dafür, es sey besser nur ein Mal Verlust zu leiden, und darum

beschloß ich auch, das Lager abzubrechen, das zu nahe an der Gränze lag. Capitän Main — diesen Namen hatte mein otaheitischer Agent von einem Missionare angenommen, der sein Tayo war — sank nun wieder in den niedrigen, aber ruhigen Stand des gemeinen Mannes herab.

Derselbe besuchte mich noch öfter nachher. Seine Begrüßung war immer: Härrä wä bi anguni! (d. h. Leget Euern Zorn ab!) so oft er zu mir kam. Er war mein gewöhnlicher Dollmetscher in der Landessprache und zwar einer der besten.

Sein Weib war mit diesem Glückswechsel gar nicht zufrieden, und da sie dachte, sie habe sein Vermögen und nicht ihn selbst geheurathet, so glaubte sie ohne Zweifel, diese Veränderung der Umstände habe ihren Ehebund vernichtet, und entlief ohne weitere Ceremonie. Ich hatte ihm eine gedruckte Bettdecke statt eines königlichen Marrs geliehen; diese fand das Weib für gut, bei ihrer Entweichung mitzunehmen. Diesen letzten Schlag des Schicksals fühlte der arme Tropf tiefer, als alle andere Unglücksfälle, die ihn betroffen hatten. Seine Klagen rührten mich und der Undank dieses Weibes verdroß mich so sehr, daß ich den Pomarri um seinen Beistand hierin ersuchte; dieser aber wich dem Gesuche mit seiner gewöhnlichen Gewandtheit aus, indem er mir die Erlaubniß ertheilte, mein Boot zu bewaffnen und einen Einfall in das Land zu unternehmen.

Von dieser Zeit an wurden unsre Geschäfte bloß von Europäern betrieben. Aber nicht ohne die größte Schwierigkeit konnte ich diese schlechten Kerle, die größtentheils Verbrecher von der Botanybai waren, gehörig im Zaume halten; denn ich mußte eben so strenge über sie wachen, als über die Eingebornen. Hieraus läßt sich schließen, daß meine Lage nicht sehr beneidenswerth war.

Zu größerer Sicherheit gegen diebische Versuche hatte ich meine Güter in den Schutz der Missionare gebracht, deren Haus, in Vergleichung mit den besten Häusern auf Otaheite, ein wahres Kastell war. Nach Abschluß eines Handels begleiteten mich die Eingebornen in voller Procession nach meinem Magazine, und wenn der bedungene Tauschartikel eine Flinte war, da war es lustig das Getümmel zu sehen und die Wichtigkeit, die auf das Geschäft gelegt wurde. Die Flinte gieng dann von Hand zu Hand und wurde von Allen äußerst genau untersucht. Jeder wollte einen Fehler daran finden, der dem Andern entgangen wäre, und rieth dann seinen Landsleuten sich nicht hintergehen zu lassen, sondern durchaus eine gute Flinte zu verlangen. Von der einen urtheilten sie, sie würde nicht gerade und von der andern, sie würde gar nicht schießen. Auf diese Art verwarfen sie einige meiner besten Stücke, und begnügten sich gewöhnlich mit der schlechtesten.

So sehr ich auch während dieser Handelszeit mit Geschäften überhäuft war, so unterließ ich doch nicht, aus nöthiger Klugheit, der königlichen Familie meine

Aufwartung zu machen; denn diese hatte durch die mir ertheilte Erlaubniß von meinen Untergebenen die ganze Insel durchziehen zu lassen, um Schweine einzuhandeln, meine Geschäfte gar sehr befördert. Ich versäumte daher nichts, wodurch ich meine Dankbarkeit für diese Gewogenheit an den Tag legen konnte. Täglich überschickte ich für sie und ihre gefräßige Dienerschaft, die selten, außer bei öffentlichen Gastmälern, Gelegenheit hat, etwas Gutes zu essen, eine gute Portion Fleisch, und diese Freigebigkeit erwarb mir die größten Lobeserhebungen und Schmeicheleien in reichem Ueberflusse; denn, wie ich schon angemerkt habe, mit dieser Münze sind sie gar nicht geizig, wenn sie ihren Zweck dadurch zu erreichen hoffen.

Diese Freigebigkeit kostete mich jedoch weit weniger als sie sich wohl vorstellten; denn ich schickte ihnen immer diejenigen Theile meiner geschlachteten Schweine, die man nicht einsalzen und wegen der Hitze des Klimas sonst nicht aufbewahren konnte; die mir folglich auch unnütz waren. Was die Otaheitier am liebsten von dem Schweine essen, ist der Kopf, und dieser war gerade für mich der unbedeutendste Theil des Ganzen. Ich hatte daher Gelegenheit, ihre Naschhaftigkeit zu befriedigen, ohne mir beträchtliche Kosten zu machen.

Otu lud mich oft, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwande in seine Wohnung ein, wo ich ihn gewöhnlich im behaglichsten Müssiggange, wie ein Morgenländer seiner Ruhe pflegend fand; eben so

unbeschäftigt und träge war auch die Königin. Bei solchen Besuchen wies er mir das Gras zu meinem Sitze an, warf sich neben mich hin, und begann eine freundschaftliche Unterredung mit mir.

Ihre Majestät die Königin war nicht weniger herablassend; sie ermangelte bei solchen Gelegenheiten niemals, meine Taschen zu durchsuchen, und sich das zuzueignen, was ihr dann das Glück in die Hände führte. Die Königin von Tiárabu*) belästigte mich nicht minder, und durchsuchte mich mit gleicher Sorgfalt. Da ich nun sah, daß sie diese Taschenbesuche regelmäßig fortsetzen würden, so steckte ich gewöhnlich einige Kleinigkeiten zu mir, um den königlichen Schwestern das Vergnügen zu verschaffen, mir sie wegmausen zu können.**)

*) Tiárabu ist eine Halbinsel auf der Südostseite von Otaheite, welche nur durch die Landenge von Terráwai mit der Hauptinsel zusammenhängt. (M. s. die Charte bei Wilson's Missionsreise.) D. H.

**) Man hat Anfangs die Neigung dieser und anderer Insulaner der Südsee für die Folge ihres Zustandes der Kindheit gehalten, da diese, sonst für so unschuldige Naturmenschen angesehene Insulaner, gleich den Kindern, Alles zu haben wünschten, was sie sahen, und dann, da sie einem solchen Triebe nicht zu widerstehen vermochten, wegmausten, was man ihnen nicht freiwillig gab; dies dürfte auch wohl bei manchen Insulanern, als sie zuerst von den Europäern besucht wurden, der Fall gewesen seyn, indem sie auch Dinge stahlen, die ihnen durchaus nichts nützen konnten. Daß sie aber jetzt wirkliche, und dabei boshafte Diebe sind, davon hat unser Verfasser Beweise genug angeführt. D. H.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Charakterisse der Königlichen Familie.

Hier mögen nun einige meiner Bemerkungen über die königliche Familie und die Meinung, welche die Eingebornen von derselben hegen, beisammen stehen.

Pomarri ist wegen seiner Geradheit und Leutseligkeit allgemein bei dem Volke beliebt. Ob aber diese Eigenschaften ihm natürlich, oder nur erkünstelt waren, wage ich nicht zu entscheiden. *) Dem sey nun auch wie ihm wolle; sie brachten doch ihre volle Wirkung hervor, und veranlaßten, daß man ihn für den Vater des Volkes hielt; ob er gleich keinen angelegenern Wunsch hatte, als den, dasselbe bis auf die Haut auszuziehen.

Diese schändliche Habsucht scheint allen Zweigen und Gliedern der königlichen Familie gemeinschaftlich eigen zu seyn; Otu übertrifft hierin noch seinen Vater; doch keiner setzte seiner Erwerbsbegierde Schranken.

Edeah hatte nichts von dem leutseligen und gefälligen Benehmen des Pomarri; ihr Betragen gegen die Eingebornen war sehr stolz, und nie ließ sie sich zu

*) Daß er ein Häuchler war, versichert jedoch unser Verfasser weiter unten. D. H.

etwas herab, das ihr unter ihrer Würde schien. Man lief weit mehr Gefahr, wenn man sie, als wenn man den Pomarri beleidigte.

Otu ist seinem Charakter nach ein leichtsinniger unentschlossener Mann, der nur dazu geschaffen zu seyn scheint, von den Schmarotzern, die ihn umgeben, gegängelt zu werden, die, wie es dann gewöhnlich der Fall ist, seinen schlechten Eigenschaften schmeicheln, um sie desto besser in volles Wachsthum zu bringen.

Mit einem Worte: Geiz ist der allgemeine und hauptsächlichste Charakterzug dieser ganzen Familie. Man muß wirklich mit Recht darüber erstaunen, wenn man sieht zu welchen Excessen diese Leidenschaft sie schon gebracht hat. Ihre Vorrathskammern sind mit allen den Geschenken angefüllt, die sie seit dem ersten Besuche von europäischen Schiffen erhalten haben, und die seit ihrer Aufbewahrung nur höchst selten das Tageslicht sahen. Diese verborgenen Schätze werden nie angegriffen, denn ihr Vergnügen bestehet bloß darin, zu haben, aber nicht zu genießen.

Einst war ich selbst Zeuge von einer niederträchtigen Wirkung dieses (ich glaube es so nennen zu dürfen) unnatürlichen Eigennutzes bei Pomarri selbst. Einer von den Missionaren, ein gefälliger, gutmüthiger Mann, hatte sich nach und nach Alles, was er auf der Welt besaß, von diesen Leuten abschmeicheln lassen, so daß ihm am Ende, außer seinen Kleidern, die er auf

dem Leibe trug, nichts weiter übrig blieb, als eine wollene Bettdecke. Pomarri traf zufälliger Weise diesen barmherzigen Samariter in meinem Hause an, und da er gehört hatte, daß er noch jene Bettdecke besaß, so machte es sich an ihn, und suchte sich dieselbe zu verschaffen. Vergebens machte ich dem Pomarri über diesen Beweis seines schmuzigen Eigennutzes Vorstellungen, und sagte ihm, der arme Mann könne diesen Ueberrest seiner Habe unmöglich entbehren; Pomarri erhaschte die Bettdecke, dankte dafür, und schickte sie, ohne weitere Worte zu verlieren, in seine Schatzkammer.

Das einzige Beispiel von Edelmuth, das ich in diesem Erdstriche je sah oder hörte, war das Betragen des Königs von Attowai gegen uns, der uns mit Kokosnüssen, Salz und allerlei Pflanzenproducten versah, ohne je einen Preis dafür zu bestimmen, oder eine Bedingung dabei zu setzen; er schickte uns alles, was wir verlangten, an Bord, und überließ uns völlig die Bestimmung der Bezahlung dafür. Man kann leicht denken, daß er von unsrer Seite nichts bei diesem großmüthigen Benehmen verlor.

Bisher hatte ich den Pomarri als eine Ausnahme von seinen Landsleuten betrachtet, aber nun fand ich, daß alle von gleichem Schlage und in Gattung und Geschlecht einander vollkommen gleich waren.

Da mein Haus in gewisser Hinsicht offen war, so mußte ich noch von einem besondern Uebel leiden, näm-

ich mein Hof und Vorhaus wurden bei Nacht von Hunden angefallen, welche einen beträchtlichen Schaden unter meinem Vorrathe von Schweinefleisch anrichteten. Da ich die Vorliebe der Otaheitier für ihre Hunde kannte, so duldete ich eins Zeitlang ohne zu klagen; endlich mußte ich jedoch den Otu ersuchen, den Insulanern in der Nachbarschaft zu befehlen, ihre Hunde zu Hause zu behalten. Er genehmigte nicht nur mein Gesuch, sondern ertheilte mir auch die Erlaubniß, diejenigen Hunde niederzuschießen, welche mich künftig noch belästigen würden. Dieser Verwilligung zu Folge erschoß ich zwei Hunde, aber unglücklicher Weise war der eine der Lieblingshund der Schwester von Pomarri, und der andre ein kleines Hündchen, das dem Weibe eines Häuptlings gehörte. Dieser Vorfall verursachte großes Wehklagen bei den Weibern, und eine Zeitlang hatte ich ihre Gunst verloren.

Edeah, welche jetzt für eine Menge Fremder zu sorgen hatte, die kürzlich von dem Moitos *) angekommen waren, belästigte uns nur noch mehr, als die Hunde. Dann da unsre Knechte otaheitische Burschen waren, so vermochte sie diese dahin, uns insgeheim von unserm Schweinefleische für sie zu stehlen. Es verfloß einige Zeit, ehe ich entdecken konnte, auf welche Art mein Vorrath so augenscheinlich abnahm; mein Argwohn traf die Burschen, ich schickte daher einige derselben

*) Davon im folgenden Kapitel.

den fort und bedrohte die übrigen. Dies wirkte; ich nöthigte ihnen das Geständniß ab, daß sie von Edeah zu diesem Diebstahle beordert wären; auch zeigten sie mir eine Oeffnung, die durch die Wegnehmung zweier Pfähle unter ihrem Bette angebracht war, durch welche das gestohlne Fleisch fortgebracht wurde; es blieb mir auch kein Zweifel an der Wahrheit dieser Aussage übrig, da die Seiten der Oefnung mit Fette beschmiert waren.

Ich stehe daher auch gar nicht an, diese ganze Insel ein Diebsnest zu nennen. Die Otaheitier wollen sich europäisches Eigenthum verschaffen, und dazu ist ihnen jedes Mittel gut genug; deswegen sehen sie auch den Diebstahl bloß als ein leichteres Mittel an, sich auf eine wohlfeilere Art, als durch Kauf oder Tausch, dasselbe zu verschaffen. Sie würden sich auch daher gar nicht bedenken, sich auf Straßenraub zu legen, und einen Reisenden auszuplündern; denn eine Art zu stehlen ist ihnen so willkommen, als die andere. Pomarri ist ein eben so geschickter Dieb, als irgend einer unter ihnen, wenn anders das Vorgen in der Absicht, nicht wieder zu bezahlen, mit dem Namen eines Diebstahls belegt werden kann. Er bat mich öfters, ihm ein Schwein auf Kredit zu geben; aber wann er es einmal hatte, dann erwähnte er desselben mit keinem Worte mehr. Die Ursache dieses niedrigen Betragens konnte keine andre, als schmuziger Geiz seyn; denn er konnte sich Schweine genug um einen wohlfeilen Preis verschaffen; aber wie gesagt, der Diebstahl ist ja ein noch leichteres

Erwerbsmittel, als der Einkauf, auch um den wohlfeilsten Preis.

Welcher Ursache soll man wohl diesen allgemeinen Hang zum Diebstahle zuschreiben? — Der Diebstahl ist schon an sich selbst ein Verbrechen, das als ein solches auch von allen Menschen anerkannt wird, bei welchen keine Güter-Gemeinschaft Statt findet, und ohne daß sie dazu einer feinern Ausbildung bedürften; denn der Wilde sieht das Unrecht, das dadurch begangen wird, eben so gut ein, als der Europäer. Es ist die Verletzung eines Naturgesetzes, das Jedem vor Augen steht, und in jeder Lage Allen gleich verständlich ist. Darum giebt es auch unter den Wilden, so gut, als bei gesitteten Völkern einen Begriff von Ehrlichkeit und Unehrlichkeit, und Menschen, welche dieses Grundgesetz der Natur mehr oder weniger übertreten, müssen daher für mehr oder weniger verdorben angesehen werden. Die Otaheitier sind Diebe im ganzen Umfange des Worts.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Ankunft des Paitia und seiner Schwester. — Feste, die bei dieser Gelegenheit angestellt wurden.

Ungefähr drei Wochen nach der Abfahrt unsers Schiffs kam unser Freund Paitia von den Mottos zurück; derselbe jüngere Bruder des Pomarri, dessen ich schon gedacht und von welchem ich gemeldet habe, daß er sich am Rande des Grabes befand, als wir das erste Mal diese Insel verließen, um nach den Sandwich-Inseln zu segeln. *) Seine Freunde hatten ihn beredet, als das einzige und letzte Mittel zu seiner Rettung, eine Reise nach den Mottos zu machen, wo sie hofften, daß er die leidige Gewohnheit des Avatrinkens, das ihm den Tod drohte, ablegen würde. Nun war er von da zurückgekehrt und seine Gestalt war in jeder Rücksicht so sehr verändert, daß wir ihn kaum mehr für denselben erkennen konnten, den wir vorher gekannt hatten. Er war nun stark, munter und fleischig; seine vormals schuppige Haut war nun glatt und weich, und sein ganzer Körper schien völlig erneuert worden zu seyn. Dieser Paitia gehörte, als einer von Pomarri's Brüdern, zu der königlichen Familie und hatte daher auch ein zahlreiches Gefolge.

*) M. s. oben im 8ten Kapitel dieser Reisebeschreibung.

D. H.

Die mehrgedachten Mottos sind kleine sandige Inselchen, die kaum etwas über das Wasser hervorragen; sie liegen ungefähr 20 engl. (gegen 4 geogr.) Meilen nordwärts von Otaheite und haben einen Ueberfluß an Fischen von allen Arten. Hieher machen die Otaheitier und die Bewohner anderer benachbarter Inseln im Sommer Spazierfahrten; denn diese Inselchen sind gleichsam ihre Kurörter und sind dabei die Tummelplätze allgemeiner und rauschender Lustbarkeiten. *)

Alles war nun in geschäftiger Unruhe und Verwirrung, um diesen Paitia und seine Schwester Awau würdig zu empfangen und auf der ganzen Strecke dieses Theils der Insel waren nun Feiertage. Man hörte überall von nichts anderm, als von Paitia sprechen. Spiele, Schmaußereien und Schwelgereien waren nun die einzige Beschäftigung dieser Insulaner, von dem Könige bis zu dem niedrigsten Unterthan herab.

Die große Lustbarkeit wurde jedoch auf einem freien Platze gehalten, welcher für den Gebrauch des Königs heilig aufbewahrt war; daselbst wurde ein Lager aufgeschlagen, damit der König dem Schauspiele desto bequemer beiwohnen könnte.

Diese öffentliche Lustbarkeit glich einer wahren Dorfkirmse; man hörte vom Morgen bis in die Nacht

*) C'est tout comme chez nous. D. H.

nichts als Singen und Trommeln. Die Kampfspiele begannen erst um Mittagszeit, damit die Anstrengung nicht zu lange dauerte. Die Art dieser Insulaner zu ringen, ist sehr sonderbar. Der Herausforderer legt seine linke Hand auf den obern Theil der rechten Seite seiner Brust und mit der rechten führt er einen heftigen Schlag nach der Hölung, welche das Biegen des linken Arms seines Gegners bildet. Dieser erwiedert nun den Schlag auf gleiche Weise und somit beginnt nun der Kampf. Kopf und Füße sind dabei auch nicht müßig, und das Ringen endigt sich nicht eher, als wenn einer von den Kämpfern auf die Erde fällt.

Die Leute aus der Nachbarschaft kämpfen hier gewöhnlich mit denen aus entfernteren Gegenden. Unsere Europäer hatten überhaupt kein Glück dabei; doch in dem Augenblicke, wo einer oder der andere fiel, hörte sogleich der Streit auf und die drohenden Blicke und wilden Mienen verwandelten sich sogleich in ein freundliches Lächeln und in eine herzliche Begrüßung. In dieser Hinsicht haben die Otaheitier wirklich einen guten Charakter; auch scheinen sie ganz und gar keiner Bosheit fähig zu seyn, und wenn ich mich hier eines poetischen Ausdrucks bedienen darf, so möchte ich sagen: „Otaheite, ist ein Land voll sanfter Seelen." — So wie ein solcher Kampf geendigt war, so trat wieder eine andere Kampfpartie auf, und diese Kampfspiele dauerten über eine Woche lang.

Aber nicht allein die Männer gaben das Schauspiel

solcher Wettkämpfe, sondern auch die Weiber traten als Streiterinnen auf, um sich durch ihren Muth auszuzeichnen. Sie rangen mit eben so vieler Entschlossenheit, als Geschicklichkeit mit einander, und hiengen oft wie Bullenbeißer eine an dem Halse der andern, rauften einander bei den Haaren, brachten sich wechselsweise mit Händen und Füßen derbe Stöße bei; kurz sie versäumten nichts, um sich den Sieg zu verschaffen. Ihre Ehemänner und Verwandte waren Zeugen des Schauspiels und munterten die Kämpferinnen auf. So wie dann eine derselben fiel, hörte das Balgen sogleich auf, und nachdem beide Theile ihr Haar wieder in Ordnung gebracht hatten, umarmten sie einander zärtlich und waren wieder so gute Freundinnen, wie vorher.

Die Erriois *) waren bei diesen Gelegenheiten vorzüglich thätig in der Anfrischung der Parteien. Der größte Theil des Nachmittags war unter solchen Wettkämpfen hingegangen und auf den Abend wurden wir mit einem Hewa (Hiwa) oder Tanze unterhalten. Die Weibspersonen, welche denselben aufführten und etwa neunzig bis hundert an der Zahl waren, bildeten zwei Zirkel, deren einer allein aus den hier einheimischen und der andere aus den fremden Frauenzimmern bestand, und deren jeder seine eigene Musikantenbande

*) Oder Arriois. Sie bilden eine Art von Orden; sie verheurathen sich nicht, und die Kinder, die sie zeugen, werden nach der Geburt ermordet. (M. s. das Weitere hierüber in Cook's und Forster's Reisebeschreibungen.) D. H.

hatte. Ich bin nicht im Stande, die Verschiedenheit der Töne zu beschreiben, welche die Tänzerinnen bloß durch das Einziehen und Ausstoßen des Athems hervorbrachten; denn außer einigen wenigen Worten, die sie als den Anfang eines Liedes sangen, erschallten nur mancherlei Töne aus ihrer Kehle, die jedoch völlig übereinstimmend waren.

Ich war wirklich über diese genaue Einstimmigkeit, Regelmäßigkeit und richtige Beobachtung des Takts ganz erstaunt. Der König sah mir dabei immer ins Gesicht und fragte mich zu wiederholten Malen, wie mir diese Belustigung gefiele, und ob wir in Pritanni etwas Aehnliches hätten. Ich habe schon angemerkt, daß man gewöhnlich von diesen otaheitischen Tänzen sagt, sie seyen voll unzüchtiger Bewegungen; aber ich fand weit weniger Unsittlichkeit dabei, als ich diesemnach davon erwartet hatte. Wenn es wahr ist, daß dieser Tanz anfänglich nichts anders war, als eine bildliche Nachahmung dessen, was ich hier nicht nennen will; so sind die Otaheitier doch nun schon soweit in der Sittenverfeinerung vorgerückt, daß die rohen Züge dieser Aehnlichkeit aus diesem Tanze weggeschafft worden sind.

Auch die Männer nahmen Theil an dieser Belustigung. Ungefähr hundert und fünfzig junge Bursche, die sich so in zwei Reihen, etwa sieben Fuß von einander auf die Erde niedergesetzt hatten, daß sie eine Gasse bildeten, die zu den Tänzerinnen führte; sangen und brachten durch das Aus- und Einathmen der Luft Töne,

hervor, wie die Weiber, die nun aufgehört hatten, zu singen. Sie stimmten so genau zusammen, daß man glaubte nur Einen Mann singen zu hören. Der König befragte mich nochmals, ob wir in England Etwas hätten, das diesem gleich käme, und ich ertheilte ihm auch dies Mal wieder, die für ihn so schmeichelhafte Antwort, daß Alles was ich sah, bewundernswürdig sey, und man in England nichts Aehnliches habe.

Ehe die Versammlung aufbrach, traten einige handfeste junge Burschе hervor und machten allerlei unzüchtige Stellungen; aber sie fanden wirklich sehr wenig Beifall. Ich bin der Meinung, daß diese glückliche Aenderung in dem Geschmacke der Otaheitier den Bemühungen der Missionare zugeschrieben werden müsse. Gebe der Himmel, daß sie auch eben so glücklich den schändlichen Kindermord und die Menschenopfer bei diesen Insulanern zur Abschaffung bringen möchten!

Mir schien es, als leiteten die Erreis das Ganze. Während der ganzen Dauer dieser öffentlichen Lustbarkeiten hörten die Musikanten selten einen Augenblick auf zu spielen. Diese ganze Zeit über war unser Haus und Vorrathsplatz mit Eingebornen angefüllt, die Alles durchstöberten, und denen ich Alles vorweisen mußte, wie es hier die Gastfreundschaft gegen Fremde erfordert.

Als endlich ihre Neugierde mit vieler Mühe befriedigt war; denn sie wollten von jedem Dinge, das sie sahen, wissen, was es sey und wozu es gebraucht würde;

so eilten sie zu dem großen Fischnetze, das aus den Blättern des Kokosnußbaums gemacht war und in der Länge sich eine volle engl: Viertelsmeile (etwa $\frac{1}{70}$ einer geogr. Meile) weit erstreckt; ein solches Netz kann, ohne große Beschädigung an einer Klippe hingezogen werden, und mittelst desselben kann man alle Fische, die daran hängen, in die Höhe bringen. Einige von des Königs Gefolge sind bei solchen Gelegenheiten immer bei der Hand, und gewöhnlich ermangeln sie nicht, richtige zwei Drittheile von den Fischen, als Tribut für den König wegzunehmen und sobald dieses geschehen ist, läßt man das Volk über den Rest der Fische herfallen. Dies giebt ein wahrhaft lustiges Schauspiel; Männer, Weiber und Kinder haschen dann nach Fischen und raffen auf, was sie erwischen können; wobei dann über der Balgerei um die Fische das Netz in Stücke zerfetzt wird. Jeder läuft sodann mit der erhaschten Beute davon.

Diese Belustigungen dauern eine ganze Woche lang nach der Ankunft der vornehmen Fremden; doch gegen das Ende nehmen diese Festlichkeiten allmählich ab, indem die von ferne her gekommenen Leute nach Hause zurückkehren, um in ihrem eigenen Bezirke die Vorbereitungen zu gleichen Feierlichkeiten zu machen.

Denn wenn Einer von den angesehenen otaheitischen Häuptlingen von den gedachten Mottos zurückkehrt, so ermangelt er niemals nach seiner Rückkunft eine Reise um die ganze Insel herum zu machen. Ihr Gefolge ist in solchen Fällen immer sehr zahlreich; denn so einfach

die vornehmeren Insulaner sonst auch leben, so finden sie doch Geschmack an pomphaften Aufzügen. Ihr Gefolge besteht dann aus allen den Fremden, welche mit ihnen die Mottos besucht haben, und dieselben Feierlichkeiten und Belustigungen werden überall wiederholt, wo sie verweilen; überdies werden sie mit Geschenken überhäuft, so daß nach ihrer Umreise um die Insel, welche gewöhnlich drei Monate dauert, ihre Kanote beinahe so reich beladen, als eine spanische Gallionen- (Silber-) Flotte, nach ihrem Wohnorte zurückfahren. Die nahe Verwandtschaft mit der königlichen Familie nöthigt dann das Volk zu einer mehr als gewöhnlichen Freigebigkeit gegen die Glieder derselben, welche einen solchen Streifzug machen; denn überhaupt erfordert die Landessitte auch bei solchen Gelegenheiten mehr Aufwand und Gefälligkeit.

Solche königliche Spazierfahrten oder Reisen nach den Mottos haben wahrscheinlich oft keinen andern Beweggrund, als die Absicht, die Gutmüthigkeit des Volkes durch solche freiwillige Gaben zu brandschatzen und zu mißbrauchen. Nichts kann hier die übertriebene Freigebigkeit des Volkes noch übersteigen, als die Habsucht seiner Oberhäupter.

Das Ende dieses Strudels von Schwelgerei und Verwirrung war für mich ein erwünschter Zeitpunkt; denn ob ich gleich nur wenig Antheil daran genommen und eben so wenig zu den Feierlichkeiten beigetragen hatte, so fiel doch kein unbeträchtlicher Theil der Un-

annehmlichkeiten derselben auf mich. — Unser Haus lag in der Mitte einer Plantage von Kokospalmen und war mit einem Pfahlwerke umgeben, das einen Raum von ungefähr einem halben (engl.) Acker in sich schloß, wo die Schmiede-Werkstätte und ein Schuppen für das Boot errichtet war. Der äußere Umfang dieser Umzäunung ward der allgemeine Versammlungplatz, und während der Feierlichkeiten führten die Eingebornen ihre fremden Freunde häufig bei uns ein, um sie die Arbeiten unsers Schmieds sehen zu lassen. Sie äußerten ihre Verwunderung über seine Geschicklichkeit; da der Mann aber schon wußte, mit wem er es hier zu thun hatte, so wußte er sie schon in einer ehrerbietigen Entfernung von sich abzuhalten, indem er tapfer drauf los schmiedete, so daß die Funken weit umher sprüheten. Dies war auch um mehr als einer Ursache willen nöthig; denn außer der Beschwerlichkeit, die wir von ihrer unverschämten Zudringlichkeit und durch ewige Unterbrechungen erdulden mußten, war auch nichts vor ihnen sicher, was sie erlangen konnten. Wenn uns eines von unsern Schweinen entlief, so fand es sicher alle Mal einen andern Herrn, und nachdem es dann einige Zeit zurückbehalten worden, wurde es nicht selten uns aufs neue zu Kaufe gebracht. Ihre Schamlosigkeit im Stehlen übersteigt allen Glauben, und was die Geschicklichkeit darin betrifft, so könnte selbst ein englischer Pferdehändler, deren Feinheit doch zum Sprüchworte geworden ist, hier noch Manches lernen.

Die Missionare haben schon vieles von dieser Raub-

sucht der Otaheitier leiden müssen. Wenn sich eines von ihren Schweinen verlaufen hat, so bekommen sie es nicht wieder. Ihre Ziegen sind jedoch mehr gesichert, da die Eingebornen einen unüberwindlichen Abscheu vor dem Ziegenfleische haben.

So sehr diese Insulaner auch täglich die beste Gelegenheit haben, sich einige Fertigkeit in mechanischen Künsten zu erwerben, deren Nutzen sie immer vor Augen sehen und auch eingestehen, so ist es doch beinahe unbegreiflich, wie langsam ihre Fortschritte in denselben sind. Nur mit der Hälfte dieser Vortheile würden die Sandwich-Insulaner schon viel weiter in dieser Kenntniß gekommen seyn. Auf der ganzen Insel habe ich bloß zwei Männer gefunden, die nur einiger Maaßen erträglich das Eisen zu bearbeiten verstehen, und doch hat Pomarri eine Schmiede-Esse nebst Blasebälgen, und allen Schmiede-Werkzeugen. Nur zwei oder drei wissen eine Säge zu handhaben, und schwerlich ist einer vorhanden, der mit anderen Zimmermanns-Werkzeugen umzugehen weiß. Es scheint sie lassen alle solche mechanische Arbeiten lieber von uns verrichten, als daß sie selbst sich auf irgend ein solches Gewerbe legten. Man sollte natürlich denken, daß die Schönheit und die auffallende Nützlichkeit des Gartens der Missionare diesen Insulanern zu gleicher Zeit zum Muster und zur Anreizung ihres Nacheifers dienen sollte; aber, die Ursache sey nun welche sie wolle; entweder weil die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens ihrer Insel, der keinen mühsamen Anbau erfordert, oder die Wirkung des Klimas,

das sie unwiderstehlich zur Trägheit verleitet; die Otaheitier haben noch nicht daran gedacht, dies Beispiel nachzuahmen; ja es mögen wohl noch manche Jahre verstreichen, ehe sie die gemeinsten Holz- und Eisenarbeiten verfertigen können, die doch zu den ersten Bequemlichkeiten eines verfeinerten Lebens gehören.

Während ein heftiger Wind von Westen her stürmte, kam ein Kanot von Tapeyomanna mit einer politischen Botschaft an Pomarri auf Otaheite an; das Oberhaupt dieser Gesandschaft ergriff öfters die Gelegenheit, in unsre Faktorei zu kommen, und drang sehr in uns, nach der Rückkehr unsers Schiffes auch seine Insel zu besuchen. Zu derselben Zeit hatten wir auch häufigen Zuspruch von zwei Häuptlingen von Bolabola, deren einer uns versicherte, er sey der Oheim des regierenden Königs; sie waren uns durch ihre Zudringlichkeit eben so lästig, als unsere übrigen Freunde. Ihr einziger Wunsch waren Feuergewehre und Schießpulver; sie würden ohne Bedenken jeden Preis dafür gegeben haben; denn ihre Seele schien ganz daran zu hängen: ja ich bin überzeugt, daß sie eben so viel Gewicht an Gold in die andre Wagschale würden gelegt haben, wenn sie welches gehabt hätten. Diese Leute empfahlen uns das strengste Stillschweigen über ihre Zusammenkünfte mit uns an, damit Otu es nicht an die Ulieteaner verriethe, und um dabei desto sichrer zu gehen, drangen sie sehr in uns, bei der Rückkehr unsers Schiffes, sie an Bord desselben nach Hause reisen zu lassen. Die königliche Familie mußte ohne Zweifel gehei-

me politische Gründe haben, sie hier zu dulden, da sie doch die unversöhnlichen Feinde der Ulieteaner waren, und zuzugeben, daß sie Flinten von den Schiffen einhandelten. Diese Gründe vermochte ich nicht zu erforschen.

Der Hang dieser Völker zu immerwährenden Kriegen mit einander, hat die traurigsten Folgen für die Glückseligkeit der Bewohner dieser Inseln; denn dadurch hat ihr Charakter eine Wildheit angenommen, die ihnen sonst nicht eigen zu seyn scheint; jedoch bin ich überzeugt, daß trotz ihrer anscheinenden kriegerischen Leidenschaft, eine kleine Zahl entschlossener Europäer sie ohne große Mühe unterjochen könnte, wie folgendes Beispiel beweist.

Der Schwede, von welchem ich bereits gemeldet habe, daß er die Erlaubniß erhalten hatte, für meine Rechnung auf der ganzen Insel Handel zu treiben, hatte sich bei dieser Gelegenheit die Freiheit genommen, auch diejenigen Bezirke der Insel zu besuchen, deren Bewohner gegen Pomarri feindlich gesinnt waren. Diese Leute empfiengen ihn sehr gut; sie hatten seine Tapferkeit kennen gelernt, als er in den Schlachten focht, welche Pomarri ihnen lieferte, und hatten die Wirkungen seines kriegerischen Muths empfunden; denn in diesen Gefechten hatte er manche ihrer Landsleute zu Boden gestreckt. Da er ein beherzter Kerl war, so hatte er in diesem Kriege immer die Rolle eines Anführers gespielt. Jetzt machten sie ihm daher mancherlei schmei-

chelhafte Vorschläge, und versprachen ihm, wenn er sich bei ihnen niederlassen wollte, Schweine, Häuser, Ländereien und Kanote.

Dieser Schwede hatte bereits die Undankbarkeit der Gegenpartei, zu welcher er gehörte, erfahren müssen; denn kaum war ihr Zweck erreicht, wobei er, wie es scheint, durch seine Heldenthaten der Retter des Pomarri und des Königs gewesen war, so wurde er als ein Werkzeug, dessen man nicht weiter bedurfte, bei Seite gelegt. Er hatte daher gegründete Ursache, mit ihnen unzufrieden zu seyn. Da er nun glaubte, in keiner besondern Verbindlichkeit gegen sie zu stehen, und keine Unterthanenpflicht gegen sie zu haben; so entschloß er sich, andere Herren zu suchen, und dazu bot sich nun die beste Gelegenheit von selbst an. Er hoffte, daß er mehr Gutes seinen neuen, als seinen vorigen Herrn zutrauen dürfe. Er brachte dem zu Folge all sein Eigenthum in unser Haus, um dasselbe bei der nächsten Fahrt, die unser Boot in jene Gegend machen sollte, welches ohne diesen Zwischenfall am folgenden Morgen abgegangen wäre, dahin zu bringen, wohin er ziehen wollte. Da er aber auch verlangte, daß man ihn nebst seiner Familie, die aus vier Personen bestand, mit zwei anderen Leuten, die ich aus meinen Diensten entlassen hatte, dahin brächte; so erachtete ich es für meine Schuldigkeit, meine Landsleute, die Missionare, vorher davon zu benachrichtigen.

Diese Nachricht war für die Missionare wegen der

wahrscheinlichen Folgen dieses Vorfalls sehr beunruhigend; einige derselben drangen eifrigst in mich, ihm Gegenvorstellungen zu machen, um ihn, wo möglich, von seinem Entschlusse abzubringen; andre gaben ihm selbst deshalb Verweise, und bemühten sich, ihn eines Andern zu bereden; aber es wollte ihnen nicht gelingen, denn er schien auf seinem Kopfe zu beharren.

Er beantwortete ihre Vorstellungen mit bitteren Klagen über Pomarri, der ihn so oft mit leeren Versprechungen getäuscht hatte, und der, obgleich sein Diensteifer auf keinen Augenblick erschlaft, und er immer bedacht gewesen sey, das Interesse desselben zu befördern, dennoch jedes Mal, wenn sein Zweck erreicht war, seine Versprechungen wieder vergaß, und die Belohnung der geleisteten Dienste entweder ganz verweigerte, oder sie doch listig vereitelte. Dies war wirklich alles wahr, und der arme Mann war nach so vielen Dienstleistungen doch zuweilen in Umständen, wo er kaum seinen Unterhalt hatte.

Die Missionare konnten nichts hierauf erwiedern; aber sie baten den armen Mann, die Ausführung seines Vorhabens nur so lange aufzuschieben, bis sie sich bei Pomarri bestens für ihn verwendet hätten, um ihm einige Entschädigung von demselben zu verschaffen. Nach einigen weiteren Unterhandlungen über diesen Punkt, ward ich zum Mittler zwischen beiden Parteien ernannt.

Zu gleicher Zeit hatte Pomarri erfahren, daß er in Gefahr sey, einen so tapfern Krieger zu verlieren, der sich entschlossen habe, zu den Feinden überzugehen, die dadurch nicht wenig gewonnen haben würden; er eilte daher ganz bestürzt nach Matavai, um mich um meine Vermittelung zu bitten, und mir das Geschäft der Wiederaussöhnung aufzutragen. Der Schwede war mürrisch und beharrte auf seinem Vorhaben. Er hatte taube Ohren für alles, was Pomarri vorbrachte.

Nun trat ich ins Mittel. Ich nahm den Pomarri auf die Seite, und erklärte ihm, daß all mein Zureden bei dem Schweden vergeblich gewesen wäre; daß er gerechte Ursache zu bittern Klagen habe; daß er sehr darüber aufgebracht sey, daß man nach so vieljährigen Diensten ihn ganz hintansetze, und daß er ganz gewiß, nachdem er so viel für ihn gethan habe, auch eine bleibende Belohnung verdiene. — Pomarri fragte hierauf, was er denn verlange? — Ich antwortete: ein hinreichendes, gesichertes Auskommen für sich und die Seinigen. Pomarri suchte nun die Sache in die Länge zu ziehen, indem er vorwandte, er müsse nothwendig alles vorher reiflich überlegen, da ohnehin nicht jedes Stück Landes für den Schweden schicklich sey.

Um diese Zeit kam auch Edeah herbei, und mit ihrer gewöhnlichen Schmeichelei erinnerte sie den Schweden an ihre vormalige Verwandtschaft; denn er hatte in erster Ehe eine Verwandte der königlichen Familie geheurathet, und dem zu Folge, war ihm damals eine große

Strecke Landes angewiesen worden. Aber der Schwede war eben so unerbittlich bei ihr, als bei Pomarri.

Nun sollte ich wieder der Vermittler seyn. Ich erwiederte aber, daß hier meine Verwendung ganz vergeblich wäre, so lange noch kein Schritt gethan sey, um die gerechten Ansprüche des Schweden zu befriedigen, und dies müßte ohne Aufschub geschehen, denn derselbe sey nun fest entschlossen, sich nicht länger durch bloße Versprechungen täuschen zu lassen. Das königliche Ehepaar ersuchte mich nun, ihm seine mir anvertraute Habe nicht vor dem nächsten Morgen verabfolgen zu lassen, indem sie bis dorthin sich gehörig mit ihm abfinden wollten.

Die Missionare thaten hiebei auch ihr möglichstes, denn sie waren sehr ängstlich dafür besorgt, daß die Sache in Ordnung gebracht würde. Abends sprach ich mit dem Schweden wieder über denselben Gegenstand, und nun fanden meine Vorstellungen mehr Eingang bei ihm, als vorher. Ich ermahnte ihn, die Sache ernstlich zu überlegen, ehe er handelte, und nicht auf einem Vorhaben zu bestehen, das seine Entfernung von der Insel zur Folge haben müßte; denn das Interesse der Missionare, das er nicht als eine unbedeutende Kleinigkeit ansehen dürfe, könnte, so wie ihre Sicherheit, dabei in Gefahr kommen, wenn er auf seinem Vorhaben beharrte, und zu Pomarri's Feinden übergienge, dann könnte er versichert seyn, daß ihn das erste Schiff, das für die Missionare hieher käme, wegnehmen und

gewaltsam nach Europa führen würde. — Ich wußte, daß diese Vorstellung ihre Wirkung nicht verfehlen würde, denn nichts befürchtete er mehr, als einen Ort verlassen zu müssen, wo sein Lebensunterhalt gesichert war, und überdies war er mit einem Aussatze*) behaftet, der es ihm unmöglich gemacht haben würde, in irgend einem Theile von Europa sein Brod zu verdienen. Dies wußte er, und darum wollte er sich nicht von dieser Insel entfernen. Entweder merkte er meine Politik, oder was sonst die Ursache davon seyn mochte; kurz, er hörte meine Vorstellungen mit fühlloser Gleichgültigkeit an, wobei er jedoch sich anstellte, als ob er mir für meine Verwendung sehr verbunden sey. Er hatte wirklich, wie ich hieraus ersah, seinen langen Aufenthalt unter diesen Insulanern zu benützen gewußt, und seine natürliche Anlage zur Schlauheit, durch ihr Beispiel aufgemuntert, noch mehr entwickelt. —

Dieses Mal hielt Pomarri sein Wort und zwar mit ungewöhnlicher Pünktlichkeit. Er war am nächsten Morgen schon frühe bei uns, und bezeichnete ein Stück Landes, das ungefähr eine kleine Viertelstunde von unserer Wohnung entfernt lag, und welches der Schwede in Besitz nehmen sollte, wobei er sagte, daß er in kurzem noch mehr für ihn thun würde. Gegen diesem Landstück über lag ein kleines Inselchen, und Pomarri setzte hinzu, daß der Fischfang um dasselbe her ihm allein und eigenthümlich gehören solle. Er versprach auch, am

*) Elephantiasis, der arabische Aussatz. D. H.

nächsten Tage wieder zu kommen und ihn förmlich damit zu belehnen. Der Schwede war nun in so weit zufrieden; doch konnte er den Undank, womit er bisher für seine Dienste belohnt worden war, nicht vergessen. — Am folgenden Tage besuchte uns Pomarri wieder, und die beiden Parteien giengen an den bestimmten Ort. Die Belehnung ward vollbracht, und alles war nun, wie es schien, wieder in gehöriger Ordnung.

Ich bin der Meinung, dieses Geschäft sey noch gerade zu rechter Zeit abgethan worden; denn hätte sich ein Mal der Schwede unter den Hidieanern *) niedergelassen gehabt, so würden die Folgen davon sowohl für Pomarri's Ansehen, als für die Ruhe und Sicherheit der Missionare gefährlich gewesen seyn; denn der Schwede würde sich, da er eben so listig als tapfer war, bald als einen furchtbaren Feind gezeigt haben; auch würde er gewiß eine Art von Sammelplatz für alle entlaufene Seeleute und andere mißvergnügte Europäer auf der Insel errichtet haben; denn er war in jeder Hinsicht dazu geeignet, der Anführer eines Volkshaufens zu seyn, **) und wahrscheinlich würde sein Uebergang

*) Die Bewohner von Hidiea auf der Ostküste von Otaheite. D. H

**) Was diesen Mann jetzt um so gefährlicher machte, war der Umstand, daß ich um diese Zeit die Renegaten (Ueberläufer), welche ich bei meiner Ankunft in Dienste genommen, wieder entlassen hatte; diese Leute, die nun keine Beschäftigung und keinen Erwerb mehr hatten, würden sich gewiß sehr gerne zu derselben Partei geschlagen

zu diesem Volke die Veranlassung zu einer langen Reihe von leidigen Kriegen gewesen seyn.

Bei dem letzten großen Feldzuge gegen die Attahuruaner *) hatte dieser Mann den Vortrab angeführt, und es ist ganz gewiß, daß seine treue Anhänglichkeit an Pomarri's Interesse und der Beistand der Europäer, die Attahuruaner weit eher zur Nachgiebigkeit gebracht hat, als sonst geschehen seyn würde. Denn während er im J. 1802 als Anführer kommandirte, hatte er diesem Volke einen beträchtlichen Verlust an Mannschaft verursacht; da, als die Attahuruaner ihre Zeit in Feindes Land verschleuderten, dieser Mann, der ohnehin Anlagen zur Wildheit und zum Blutdurste hat, mit einem Theile von Pomarri's Anhängern einen plötzlichen Einfall in Attahuru gethan und manchen Einwohner ums Leben gebracht hatte; die Gegenstände seiner Rachsucht waren vorzüglich Greise, Weiber und Kinder.

haben, welche dadurch sicherlich ein sehr großes Uebergewicht erhalten hätte. Die Furcht vor diesen Folgen allein konnten den Pomarri und die Edeah dahin bringen, diesem Manne so viel zu bewilligen, als sie wirklich gethan haben.

Anm. d. Orig.

*) Auf der Westküste von Otaheite. Ein etwas ausführlicherer, von den Missionaren nach Europa geschickter Bericht von diesem Kriege, ist teutsch übersetzt in den allg. geograph. Ephemeriden, B. XII. S. 526 f.

D. H.

In allen Nothfällen wurd dieser Mann als der Retter angesehen; denn bald nach seiner Niederlassung auf dieser Insel hatte er mit einer kleinen Anzahl von Pomarri's Kriegsleuten einen ganzen Bezirk, der sich Ofu's Herrschaft entzogen hatte, wieder zur Unterwürfigkeit gebracht. Zu der Zeit, als die Missionare sich hier ansiedelten, machte er den Dollmetscher zwischen denselben und den Häuptlingen; und begleitete das Schiff Duff auf seiner Fahrt nach den Freundschafts- und Marquesas-Inseln, und leistete demselben große Dienste, wie sich schon aus seinem langen Aufenthalte in diesen Gegenden und aus seiner Bekanntschaft mit den Eingebornen vermuthen läßt.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Lange Abwesenheit des Schiffes. — Traurige Nachricht von dessen Schicksale. — Kümmerliche Rettung der Schiffsmannschaft.

Ob ich gleich meine Gefühle in mich selbst verschloß, so muß ich doch gestehen, daß ich seit einiger Zeit wegen unsers Schiffs sehr in Sorgen war; denn statt drei Wochen, die ich für die längste Zeit seines Ausbleibens berechnet hatte, waren nun schon zwei Monate verflossen. Meine Leute waren in gleicher Besorgniß, wie ich; aber sie verbargen dieselbe weniger. Sie hatten auch schon

allerlei Träume gehabt, deren Deutung ich, jedoch nicht ohne Mühe, lächerlich zu machen suchte. Ich gestand ein, daß das Schiff über die bestimmte Zeit ausbliebe; aber ich schob die Schuld davon auf die Heftigkeit der Westwinde, die das Schiff zu weit nach Osten getrieben haben müßten. Dennoch beharrten sie auf der Meinung, es müßte sich etwas Widriges mit dem Schiffe zugetragen haben, weil es sogar lange nicht zurückkam. Ich kann es nicht läugnen, daß auch ich anfieng, dasselbe zu vermuthen. Endlich wurden die traurigen Ueberbleibsel der unglücklichen Margarethe (so hieß das Schiff) von den Eingebornen in einer Entfernung von ungefähr 3 Seemeilen ($2\frac{1}{2}$ geogr. Meilen) nordwärts von der Insel aufgefunden. Die Vermuthungen der königlichen Familie, der Missionare und der Insulaner schienen alle auf Einem Punkte zusammenzutreffen, und die ausdrucksvollen Blicke, die sie auf mich warfen, ließen ohne Mühe errathen, was sie damit meinten. Der Anblick des Segels, das drei Mal so breit war, als unser Bootssegel, und das folglich nur zu einem Schiffe gehört haben konnte, bestätigte meine Besorgnisse so sehr, daß mir kein Zweifel wegen des befürchteten Unglücks übrig blieb. Der König und die Missionare befragten mich um meine Meinung hierüber; aber ich war allzusehr bewegt, als daß ich meine Gedanken hätte durch Worte ausdrücken können. Da zu dieser Zeit einige Kanote von den Mottos kamen, so gieng ich mit Otu zu ihnen und stellte Erkundigungen deshalb an; aber ich konnte hier nichts Bestimmtes erfahren; denn Einige sagten, das verunglückte Schiff sey ein Boot, die Anderen hielten es für

ein Schiff. Um diese Zeit wurde ein Feuergeschoß losgebrannt; ich hörte diesen Nothschuß und ließ sogleich zwei Kanote abstoßen, um den Nothleidenden, wer sie auch seyn möchten, (ich hatte jetzt doch wieder Hoffnung gefaßt) Beistand zu leisten. Sie kehrten aber nur zu bald wieder zurück mit der Nachricht, daß es ein kleines aus den Ueberresten der Margarethe zusammengesetztes, einer Pinnasse ähnliches Fahrzeug sey, und daß die darauf gerettete Schiffsmannschaft schon seit zwei Tagen nicht mehr als täglich zwei Trinkgläser Wasser auf den Kopf, erhalten habe. Die Kanote mußten sogleich zu dem Fahrzeuge zurückeilen, um meinen unglücklichen Gefährten beizuspringen.

Da dieses Fahrzeug viereckig hatte gebaut werden müssen, weil die Schiffbrüchigen nicht im Stande gewesen waren, die Planken zu krümmen; so konnte es auch nur vor dem Winde segeln, und statt Matavai zu erreichen, mußten sie froh seyn, noch mit vieler Mühe auf der am meisten unter dem Winde liegenden Küste von Otaheite anzulangen; denn wäre ihnen dies mißlungen, so würden sie wahrscheinlich alle ohne Rettung umgekommen seyn; da ungefähr eine Stunde später sich ein Sturm erhob, mit Donner, Blitz und schrecklichen Regengüssen, welche die ganze Nacht hindurch anhielten. Kaum hatte Pomarri von der Ankunft der Schiffbrüchigen gehört, so eilte er (was ihm wirklich viele Ehre macht) sogleich denselben zu Hülfe, damit die Feinde nicht ihre Schwäche benützen und ihnen das Wenige, was sie noch gerettet hatten, rauben möchten. Er

ließ ein Schwein für sie braten und Brodfrüchte rösten, und versäumte nichts, was zur Erleichterung ihres Unglücks dienen konnte; auch schlief er in demselben Hause bei ihnen, um sie vor Diebstählen zu sichern.

Ich übertrug den Missionaren die Aufsicht über die Faktorei und eilte zu meinen Kameraden. Pomarri befürchtete gar sehr, wir möchten von den Attahuruanern angefallen werden; da wir gerade in ihrer Nachbarschaft waren. Würden sie einen solchen Versuch gewagt haben, so hätte ihnen der Sieg nicht fehlen können, da die Schiffsmannschaft so ganz abgemattet und entkräftet war; auch wäre das stürmische Wetter zu einer solchen Unternehmung sehr günstig gewesen.

Doch glücklicher Weise war die Furcht des Königs, so wie die unsrige, ungegründet. Wäre die Schiffsmannschaft genöthigt gewesen, an irgend einer andern Insel zu landen, so würde sie, wie ich überzeugt bin, gewiß ausgeplündert worden seyn, wenn die Feinde, durch die Schwäche des Widerstandes, den die Schiffbrüchigen geleistet hätten, aufgemuntert, nicht gar noch weiter gegangen wären. Von einem Feinde ist bei solchen Wilden wenig Edelmuth zu erwarten; denn sie kennen kein Ehrengefühl, und erkennen es auch nicht an. Wer wehrlos ist, der wird nur als eine leichtere Beute angesehen; über welche der Sieg gewiß und der Angriff gefahrlos ist.

Pomarri vergaß nicht, einige Tage nachher seine

Belohnung zu verlangen. Die Missionare hingegen handelten in diesem Falle ganz anders; sie hatten ihre Dienstleistungen uns nicht aus Eigennutz erwiesen, sondern bloß aus reiner christlicher Liebe, welche ihre Arme dem Unglücklichen öffnet und das zerbrochene Rohr wieder aufrichtet.

Da unsere Seeleute allzu abgemattet und schwach waren, als daß sie dem Gottesdienste in der Kapelle der Missionare hätten beiwohnen können, so hielt einer derselben, Herr Jefferson, mit der ihn so sehr auszeichnenden ängstlichen Gottesfurcht eine Dankpredigt in unserm Hause.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Nachrichten von dem Schicksale des Schiffs während seiner Abwesenheit. — Schlechte Aufführung der Matrosen.

Es ist leicht zu denken, daß, nachdem der Schmerz über unsern Verlust einiger Maaßen nachgelassen hatte, wir zuerst uns nach den Umständen erkundigten, unter welchen dieses Unglück sich zugetragen habe. Der Capitän ertheilte mir folgenden Bericht hierüber:

Widrige Winde und Strömungen hielten das Schiff ganzer vierzehen Tage lang auf, ehe es unter den Wind kommen konnte, und erst den Tag vor dem Unglücke,

des es betroffen, hatte man den Tauschhandel mit den Eingebornen angefangen. *) Am folgenden Morgen sollte dieser Handel zur Zufriedenheit beider Theile wieder fortgesetzt werden. Aber das alte, schon oft durch Erfahrung bewährte Sprüchwort sagt: der Mensch denkts, Gott lenkts. Um diesen Handel desto bequemer fortsetzen zu können, ließ es der Capitän sich angelegen seyn, die Stellung des Schiffs die Nacht hindurch beizubehalten; doch während man das Schiff wandte, um sich zu dem Ende unter den Wind zu legen, so stieß dasselbe unglücklicher Weise auf ein niedriges Riff von Klippen und Sandbänken, das nicht über das Wasser hervorragte, und das man folglich auch nicht hatte sehen können. Der Capitän und das Schiffsvolk gelangten ohne große Mühe ans Land, und bemühten sich nun von den Vorräthen soviel zu retten, als sie erreichen konnten; doch in der folgenden Nacht wurde ihnen durch die Verrätherei der Otaheitier (die sie bei sich hatten) das Boot gestohlen, das sie auch nie wieder erhalten konnten. Aber auch mit diesem Raube waren die Elenden nicht zufrieden; denn zugleich mit dem Boote waren die Flinten und die Munition weggekommen, die man ihnen zu ihrer Selbstvertheidigung gegen die Eingebornen zugetheilt hatte, und jetzt war nur noch wenig Hoffnung zur Rettung übrig.

*) Welchen? Der Verfasser giebt hier weder an, wie die Insel hieß, an welcher er landete, noch wo sie lag. Hier bleiben wir also im Dunkeln. D. H.

Es war nun vor Allem nothwendig, aus einigen Planken des Schiffes ein neues Boot zu erbauen, und darum wurde diese Arbeit ohne Zeitverlust sogleich angefangen; auch war das Boot beinahe fertig, als sich die Bewohner der benachbarten Inseln in zahlreicher Menge um sie her versammelten, und sie äußerst beunruhigten. Ihre Lage war daher jetzt wahrhaft verzweifelt geworden.

Doch gelang es unserer Mannschaft durch ihre beispiellosen Anstrengungen und ununterbrochene Wachsamkeit solche Anfälle abzutreiben. Inzwischen war das Boot vollendet und alles in Bereitschaft gesetzt, um diesen fatalen Erdfleck zu verlassen; doch waren die Unglücksfälle, welche unsere Leute erdulden mußten, noch nicht zu Ende; denn nach wiederholten, vergeblichen Versuchen, fand es sich, daß es unmöglich wäre, das Boot über das Riff hinüber zu bringen, und folglich mußten sie die Hoffnung, sich auf diese Art zu retten, aufgeben. Das Elend ihrer traurigen Lage war nun verdoppelt, ihr Muth war so wie ihre Leibeskräfte erschöpft, und Planken und Nägel waren jetzt unnützerweise an den Bau des Bootes verschwendet.

Die Noth ist die Mutter der Erfindungen. Jeder von der Mannschaft erhielt nicht nur die Erlaubniß, sondern wurde auch aufgefordert, seine Gedanken über das beste Mittel sich zu retten, und von hier wegzukommen, mitzutheilen. Inzwischen wurden sie von den Eingebornen von Stunde zu Stunde immer mehr beunruhigt, und kein Tag verging, ohne irgend ein Scharmützel mit den Wilden.

Es mußte jedoch bei alle dem etwas unternommen werden; als letztes Hülfsmittel brachen sie daher das Verdeck von dem Schiffe ab, und aus den Bretern und Nägeln desselben machten sie eine Art von Fahrzeug, das etwa mit einer Pinnasse verglichen werden konnte; da dasselbe einen flachen Boden hatte, so gieng es daher auch in minder tiefem Wasser, und wurde mit einiger Mühe über das Riff gebracht.

Die Mannschaft entgieng aber diesen ersten Gefahren nicht ohne Verlust; während das Fahrzeug zur Abfahrt zugerüstet wurde, griffen die Eingebornen bei Nacht unsere beiden Wachen an, und durchbohrten sie so mit ihren Speeren, daß diese Leute sogleich hätten des Todes seyn müssen, wenn sie nicht von besonders starker Leibesconstitution gewesen wären. Dem einen derselben hiengen die Gedärme aus dem Leibe heraus, als er den Händen des Herrn Elder, des zur Mission auf Otaheite gehörigen Wundarztes, übergeben wurde. Man verzweifelte lange an seinem Leben, und gewiß würde er dem Tode nicht entgangen seyn, wenn er mit weniger Aufmerksamkeit und Sorgfalt verpflegt worden wäre, als hier geschah. Ich kann hierbei nicht umhin, des Hrn. Jefferson zu gedenken, um mich aber kurz zu fassen, will ich von demselben nur sagen, daß er das auch werkthätig übt, was er so eifrig predigt. Ich bedaure nur, daß solche Arbeiter hier einen so undankbaren Boden bearbeiten. Möge ihre künftige Aernde ihre Mühe belohnen! —

In solch' einer Lage befanden sich unsere Leute, als das Fahrzeug vollendet war, daß sie entkräftet von Strapazen, noch mehr aber durch die Angst, in welcher sie schwebten und die ewige Unruhe, des Lebens überdrüßig waren, und den Capitain ersuchten, diesen Felsen zu verlassen, es möge ihrer auch ein Schicksal warten, welches da wolle. Vergebens machte ihnen der Capitain Gegenvorstellungen; sie schrieen alle einmüthig, daß sie lieber durch die Zerbrechlichkeit des Fahrzeuges umkommen, als auf diesem Felsen ein kummervolles Leben führen, oder grausamer Weise von den Wilden ermordet werden wollten. Hierbei mag es wohl nicht unnöthig seyn, anzumerken, daß zwei Drittel von diesen zaghaften Burschen verbannte Verbrecher waren, die sich hier durch ihre Kleinmüthigkeit auszeichneten, da sie doch in ihrem Vaterlande so kühn die Gesetze mit Füßen getreten hatten.

Als das kleine Fahrzeug fertig war, so schifften sie sich, achtzehen an der Zahl, auf demselben ein; ihr ganzer Munitions- und Proviantvorrath, den sie an Bord hatten, bestand aber bloß aus einigen wenigen Flinten, einer geringen Quantität Pulver, einem Sacke mit Brod, und zehn Gallonen (Stübchen) Wasser. Dieses letztere war jedoch so salzig, daß nur die Noth, in welcher sie sich befanden, sie dahin bringen konnte, es zu trinken; denn die Sandbank, aus welcher das Inselchen bestand, war nicht über 40 Yards (engl. Ellen) breit, und nur vier Fuß über das Wasser erhaben; so daß man nur durch Nachgraben in eine beträchtliche Tiefe Wasser erhalten konnte, welches eigentliches Meerwasser war, aber durch

den Sand, durch welchen es sickerte, einiger Maaßen gereinigt und eines Theils seines Salzes entledigt wurde. Die Eingebornen müssen wahrscheinlich von dem Mangel an frischem Wasser vieles leiden. — Kaum hatten unsere Schiffbrüchigen ihr Fahrzeug bestiegen und das Wrack verlassen, als die Wilden mit Ungestüm auf dasselbe losstürzten, Alles zertrümmerten, und wegschleppten, was sie nur fortbringen konnten.

Nach einer Fahrt von fünf Tagen in diesem erbärmlichen Fahrzeuge, erreichten sie endlich Otaheite in einem Zustande von beinahe völliger Entkräftung. — Wir mußten nun auch an uns selbst die längst bestätigte Erfahrung machen, daß nämlich das Ansehen der Menschen mit ihrem Glücke sinkt. Während der ganzen Zeit der Abwesenheit des Schiffes war das Geschäft mit dem Einsalzen des Schweinefleisches in unserer Faktorei zu meiner Zufriedenheit fortgegangen; aber dieser Unglücksfall brachte jetzt Alles in Verwirrung. So allgemein ist der Einfluß des Glückswechsels; so lästig ist uns jeder Zwang; so bereit sind wir, uns für eine vorübergehende Oberherrschaft schadlos zu halten, und über unsere vorige Herren zu triumphiren.

Unsere uns abtrünnig gewordenen Leute begnügten sich aber nicht mit diesem kleinen Triumphe, sondern nahmen auch die Insulaner gegen uns ein, indem sie ihnen vorschwatzten, der Verlust des Schiffes habe uns alle einander gleich gemacht, und sie beredeten, nicht länger in unseren Diensten zu bleiben, da wir ja doch

nicht im Stande wären, sie für ihre Arbeit zu belohnen. Diese Reden bewogen die otaheitischen jungen Bursche, die sich vormals so sehr beworben hatten, in unsere Dienste zu kommen, uns zu verlassen, und sich an jene Tollköpfe zu hängen.

Mit einem Worte, der Capitän und ich blieben nun uns selbst überlassen, und wir mußten uns zu helfen suchen, so gut wir konnten; denn die Bursche entliefen uns alle, und schienen viel Vergnügen an dem Gedanken zu finden, daß ihre vormaligen Herren nun durch ihre Entweichung in Verlegenheit gebracht wären. Dieses Betragen war um so unverzeihlicher, da der größte Theil dieser Leute gar nichts zu thun hatte, indem wir alle niedrige Arbeiten durch unsere otaheitischen Dienstleute versehen ließen, und die Sorge für ihre Kleidung, und Nahrung ganz allein auf mir lag. — Doch verglengen kaum einige Tage, so sahen sie ihre grobe Verirrung ein. Es ist wirklich ein eben so glücklicher, als seltsamer Zug in dem Character des Seevolks, daß die Matrosen gewöhnlich eben so schnell wieder ihrer Meuterei überdrüssig werden, als sie vorher ihr pflichtmäßiges Betragen aufgaben

Sie sammelten sich endlich in einen Haufen, und ließen in gehöriger Ordnung das Gesuch an mich ergehen, ihnen die Flinten und das Pulver auszuliefern, das von dem Wrack geborgen worden war. Ich widersetzte mich heftig einer in unserer Lage so unvernünftigen Forderung. Da aber Herr Jefferson, einer von den

Missionaren, von dem Gouverneur von Neu-Süd-Wallis die Bestallung als Friedensrichter erhalten hatte, so verwies ich sie mit ihren Forderungen an diesen Herrn, und willigte ein, von meiner Seite seinem Ausspruche Gehorsam zu leisten. Dies ließen sie sich gefallen, und ungefähr um drei Uhr desselben Tages erschienen wir vor Herrn Jefferson. Da dieser Mann mit Recht für die Ruhe der Insel, so wie für die der Mission besorgt war, so sprach er den Klägern ihre Ansprüche auf die Flinten unbedingt ab. — Wir boten ihnen dafür andere Artikel an; einige waren damit zufrieden; andere murrten. Die unruhigsten Köpfe waren die, welche noch Einiges von ihrem Eigenthume von dem Wrack gerettet hatten; denn diese wurden von den Eingebornen, und deshalb auch an sich selbst als reiche, angesehene Männer betrachtet. Der tolle Uebermuth dieser Bursche, und die schelmische Schlauheit, mit welcher die Eingebornen sie in der Einbildung von ihrer hohen Wichtigkeit bestärkten, hatte etwas ganz besonders Komisches. Das Ende davon war, wie man sich leicht denken kann, daß ihre Habe allmählich verschwand, und mit ihr die große Achtung, welche die Eingebornen ihnen erwiesen, und nun, da sie arm waren, kehrten die Bursche zu ihrer Pflicht zurück, und erkannten ihre Thorheit. Der Schauplatz des Lebens kann keine lustigere Posse darstellen, als den Anblick eines Mannes, der sich plötzlich und unerwartet aus der Niedrigkeit zu einer hohen Ehrenstufe emporgehoben sieht.

Wie es zuging, weiß ich nicht; genug, all das,

was die Eingebornen, gleich Blutigeln diesen thörichten Burschen aussogen, floß der königlichen Familie, als einem gemeinschaftlichen Kanaje zu, wohin sich der ganze Strom ergoß. Der König und Pomarri mußten auf diese oder jene Weise alles, was sie besaßen, an sich zu bringen; dies war keine unansehnliche Vermehrung des königlichen Schatzes, und ich zweifle nicht, daß dieser Zeitpunkt als eine glückliche Epoche in dem otaheitischen Finanzwesen angesehen werden wird.

Mit Mühe brachte ich endlich unsre Leute alle sämt zu ihrer Pflicht zurück. Ich bin überzeugt, daß sie zu der Forderung der Feuergewehre und des Pulvers bloß von den Häuptlingen verleitet worden, welche sie als einen Schwamm betrachteten, den man sich anfüllen läßt, um ihn dann wieder auszudrücken. Als ihre vermeinten Reichthümer dahin waren, sahen unsre Burschen erst ein, daß neue Freunde sowohl auf Otaheite, als in der ganzen Welt, von einerlei Schlage sind. Auf dieser Insel ist der reichste Mann auch der angesehenste; da man nun fand, daß ich trotz des Verlustes doch noch Etwas besaß, so kehrte auch mein voriges Ansehen wieder zurück, während die Achtung, die man unsern Leuten bewiesen hatte, mit ihren Habseligkeiten verflogen war. Ich war jetzt wieder Pomarri, das heißt, würdig der Tapa des alten Königs zu seyn.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Fahrt nach Eimeo. — Vorfälle auf dieser Insel.

Wir hatten nun schon genug gesehen, um uns zu überzeugen, daß die wahre Behaglichkeit unsres Aufenthalts auf Otaheite bloß von dem Umstande abhänge, daß wir vermögend wären, dafür zu bezahlen; denn der heuchelnde Edelmuth dieses Volkes ist nichts anders, als eine eigne Art von schlauer Politik, eine tückische Verstellung, unter deren Schein sie immer bereit sind, uns zu überlisten. Ein andrer Umstand vermehrte unsre Verlegenheit, nämlich die Menge von europäischen Waaren, womit die Insel in den letzten zwei Jahren überflüssig versehen worden ist, so daß die Insulaner nicht mehr so leicht zu befriedigen waren; und da überdies unser Waarenvorrath durch den Schiffbruch gar sehr herabgekommen war, so sahen wir uns nicht selten in Verlegenheit wegen der Erhaltung des Marktes.

Diese Umstände zusammen genommen, brachten uns zu dem Entschlusse, einen Versuch mit dem Handel auf einer der benachbarten Inseln zu machen, und dazu ward Eimeo ausersehen. Da diese Insel seltener von Schiffen besucht wird, so schloß ich daraus, daß daselbst Waaren aller Arten einen sicherern Absatz finden würden. Auch sagte man, die Schweine wären daselbst zahlreicher.

Unsre Ueberfahrt nach dieser Insel war sehr beschwerlich; das Meer gieng hoch, und der Wind blies stark, so daß wir kaum der Gefahr entgiengen, mit dem Boote umzuschlagen, als wir den Haven Tallow (Talku) erreichten. Da wir keine Lebensmittel auf diese Reise mitgenommen hatten, so waren wir deshalb sehr in Verlegenheit, indem wir uns hier nichts zu essen verschaffen konnten; der größte Theil der Einwohner war nämlich abwesend und ungefähr eine engl. (¼ geogr.) Meile weiterhin gezogen, wo einem Zuge von umherwandernden Erriois und Fremden von Otaheite ein Fest gegeben wurde. Von der Stelle, auf welcher wir waren, konnten wir vernehmlich die Trommeln und das Getümmel hören. Keine oder doch nur sehr wenig Eingeborne näherten sich uns bei der Nacht, und wir fiengen an, es zu bereuen, daß wir unsre Faktoren zu Matavai verlassen hatten.

Am folgenden Morgen fuhren wir mit Sonnenaufgang innerhalb des Riffs hinab, in der Absicht, uns bessere Quartiere aufzusuchen. Das Wasser war sehr niedrig, und unsre Leute mußten oft aussteigen, und das Boot Viertelstunden lang fortziehen. Da sie nichts zu essen hatten, und schon genug abgemattet waren, so unterzogen sie sich dieser Arbeit gewiß nicht geduldig. Ich suchte sie aber aufzumuntern, und versprach ihnen Lebensmittel einzukaufen, sie möchten auch kosten was sie wollten; doch aller unserer Anstrengungen ohngeachtet, war es schon beinahe eilf Uhr, als wir ein Haus, oder eigentlich ein Ding, das einem Hause ähnlich war, er-

reichten. Aber sowohl auf Eimeo, als auf Otaheite findet man nicht immer etwas zu essen, wenn man auch zu einem Hause kömmt. Einige wenige Berg-Pisangs, zwei oder drei Stück Brodfrüchte, und ein Ferkelchen waren alles, was wir hier haben konnten. Ohne Zweifel würden wir besser bewirthet worden seyn, wären die Erreois nicht vor uns hier gewesen; denn wo auch diese Herren hinkommen, da unterlassen sie selten, alles vor sich her aufzuräumen.

Die Weiber des Hauses waren sehr emsig mit Verfertigung von Zeuchen beschäftigt, und die Männer rüsteten sich zu einem Besuche auf Ulietea. Sie sprachen nun von nichts, als von den Erreois und von der vorhabenden Unternehmung gegen Ulietea. — Es war nun ziemlich weit über Mittag, und da unsre Leute gar sehr über Ermattung klagten, so beschlossen wir, bis zum folgenden Morgen hier zu verweilen. Ich suchte mir inzwischen so gut als möglich die Zeit zu verkürzen, und machte einen Spaziergang in der Gegend umher. Als die Nacht anbrach, so erhielt ich eine Lagerstätte, so gut als die Hütte eine geben konnte, nämlich auf dem Rasen, oder der kalten Erde.

Am folgenden Morgen setzten wir unsre Reise mit Tagesanbruch fort; hier fanden wir aber wieder dasselbe Hinderniß unsrer Fahrt, wie am Tage vorher, nämlich wir mußten abermals das Boot über die Korallenklippen fortziehen, deren Ecken so scharf waren, wie Flintensteine. Nachmittags langten wir endlich, mit blutigen

Füßen und erschöpften Lebensgeistern, bei der Wohnung des Oberhaupts (Königs) dieser Insel an. Das Haus war ungefähr 140 Fuß lang und 50 Fuß breit, und ist bei weitem das größte Gebäude auf der Insel. Der Häuptling nahm uns sehr freundlich und gastfrei auf; er befahl sogleich für uns ein kleines Schwein zu braten, und Brodfrüchte zu rösten; ein Befehl, der unsern Seeleuten zuverlässig sehr willkommen war.

Dieser Häuptling, ein Bruder der Edeah, erwies mir alle mögliche Höflichkeiten; er führte mich in der Nachbarschaft umher, und wies mir auch seine Magazine. Sein ganzer Vorrath bestand in fünf Flinten, zwei Pistolen, drei oder vier Flaschen voll Schießpulver, drei oder vier Pfund Schießpulver, in Landzeug gewickelt, zehen Flintensteinen, einem Hammer, einer Zange und einigen Nägeln, von verschiedener Größe.

Den Hauptzweck unserer Reise, nämlich Schweine einzuhandeln, erreichten wir jedoch hier nicht; denn die Eingebornen wollten ihre Schweine gegen keine andre Artikel, als gegen Flinten und Schießpulver vertauschen, nach welchen hier allein Nachfrage war, und von welchen wir selbst keinen großen Vorrath mehr hatten. Wir brachten den Nachmittag sehr angenehm mit unserm Wirthe zu, und da unsre Matrosen auch unter den Eingebornen Leute fanden, die mit ihnen gleichgestimmt waren, so schienen sie einigermaßen die überstandenen Strapazen wieder zu vergessen.

Am folgenden Morgen setzten wir mit Tagesanbruch unsere Reise fort, nachdem ich vorher dem Häuptlinge ein schickliches Geschenk gemacht hatte. Wir hatten einen Eingebornen bei uns, den wir auf Pomatri's Ersuchen mitgenommen hatten. Dieser Mann versicherte uns, daß unsere Leiden nun bald zu Ende seyn würden, indem wir nicht mehr weit von seinem Wohnorte entfernt wären, wo wir Alles finden würden, was die Insel hervorbringt, und Schweine so viel haben könnten, als wir brauchten. Diese Nachricht war uns sehr erfreulich, und wir strengten alle Kräfte an, um dieses gelobte Land bald zu erreichen. Wir kamen endlich daselbst an, und fanden ein Dorf, das bei weitem das beträchtlichste von allen Dörfern war, die wir bisher gesehen hatten. Männer und Weiber waren hier gleich eifrig, uns Dienste zu leisten. — Unser Boot war jetzt kaum mehr im Stande, sich über Wasser zu halten, so sehr war es durch das Fortziehen über die scharfen Klippen beschädigt worden. Unser erstes Geschäft war daher, dasselbe ans Land zu bringen und es, so gut die Umstände es erlaubten, auszubessern. Da diese Arbeit aber nicht eher als späte Abends beendigt werden konnte, und das Volk uns so herzlich empfangen hatte — es war für uns schon auf der Stelle ein Schwein gebraten und Brodfrüchte geröstet worden — so entschloß ich mich, die Nacht über hier zu bleiben, und erst am folgenden Morgen die Reise fortzusetzen.

Ich muß gestehen, daß die unverschämte Neugierde dieser Insulaner uns ungemein belästigte. Man mußte

ihnen Alles vorweisen, und da es ihnen bei keiner Gelegenheit an Verschmitztheit fehlt, so wußten sie immer einen scheinbaren Grund vorzubringen, damit ihre Neugierde befriedigt würde. So sagten sie hier z. B.: Sie könnten nicht entscheiden, ob auch unsere Waaren ihnen anständig wären, ehe sie dieselben gesehen hätten, und da ihre Schweine in einer beträchtlichen Entfernung von da in dem Gebirge wären, so könnten wir ihnen nicht zumuthen, sie aufs Ungewisse herbeizuholen.

Pomarri's Freund hatte ihnen überdies gesagt, ich sey sehr reich; deswegen bestanden sie auch darauf, Alles sehen zu wollen, und ich war genöthigt, ihnen hierin zu willfahren. Sie waren entzückt über den Anblick solcher Reichthümer, und versprachen mir, daß auf den folgenden Morgen Alles für uns bereit seyn solle.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Weitere Vorfälle auf der Insel Eimeo.

Wie gewöhnlich stellte ich meinen Schatzkasten dicht neben mich, als ich mich schlafen legte. Wie groß war mein Schrecken, als ich ungefähr um zwei Uhr Morgens aufwachte, und einen Kerl von ungewöhnlicher Größe mit meinem Kasten ganz bedächtlich davon schleichen sah! — Der Schurke muß ohne Zweifel bei dem Aufnehmen

des Kastens an mich gestoßen haben, weil ich gerade in dem Augenblicke erwachte, als er gemächlich mit seiner Beute abzog. Ich machte sogleich Lärm im Hause und rief meine Leute herbei; doch, da zwei derselben auswärts schliefen, und nur zwei im Hause waren, so wußte ich nicht, was ich thun sollte. Ich war jedoch so sehr aufgebracht über diese Schandthat, daß ich ein Stück Holz auffaste, und dem Kerl damit nachlief; ich holte den Dieb ein, gerade, als er den Kasten in einem Hause niedersetzte, das mit Eingebornen angefüllt war. Ohne die Folgen zu bedenken, versetzte ich dem Kerl mit meinem Holze derbe Schläge auf den Rücken; nun aber sprangen die Eingebornen auf, brachten den Dieb von mir weg, rissen mir das Holz aus der Hand, und bezahlten mich mit meiner eigenen Münze. Meine beiden Bursche, die mir nachgefolgt waren, standen erstaunt vor Schrecken da. Ich sah nun wohl, daß mir kein anderes Mittel übrig blieb, als die Flucht; ich lief also davon, und erreichte das Haus des Häuptlings, den ich aufforderte, sich der Sache anzunehmen. Aus seiner Widersetzlichkeit, dieses zu thun, konnte ich leicht schliessen, daß er Antheil an dem Diebstahle habe; vergebens bat ich ihn, mich an Ort und Stelle zu begleiten, und mir wieder zu meinem Kasten zu verhelfen.

Da ich sah, daß meine Bitten fruchtlos waren, so entschloß ich mich, zu anderen Mitteln zu schreiten. Ich ergriff die eiserne Steuertuderpinne des Boots und drohete, den Dieb entweder damit niederzuschlagen, oder mein Leben einzubüßen, wenn ich nicht auf der Stelle

meinen Kasten zurückerhielte. Nun willigte endlich der Häuptling ein, mir nachzufolgen. Das ganze Dorf war jetzt in Aufruhr. Der Dieb selbst, die erste Ursache des ganzen Lärms, saß triumphirend auf dem gestohlenen Kasten, und schien sich auf die vollbrachte Heldenthat seines Raubes noch etwas zu gut zu thun.

Zum Glücke waren meine Pistolen, die ich auf Reisen immer bei mir führte, nebst zugehöriger Munition in dem geraubten Kasten, sonst würde ich ihn in der ersten Wuth wahrscheinlich niedergeschossen haben, und dann hätten die Folgen schrecklich seyn können, da gewiß eine allgemeine Schlägerei daraus entstanden wäre. Denn schon war es nahe dabei, da die beiden Matrosen, die bei mir waren, jetzt wieder Muth gefaßt hatten, und ihre Messer, Rache drohend, schwangen; wodurch die Eingebornen so erbittert wurden, daß sie davon sprachen, sie für ihren Trotz zu züchtigen. Da ich nun sah, daß sie entschlossen waren, Widerstand zu leisten, so befahl ich meinen Leuten, das Herausfordern zu unterlassen. Dies hatte die glücklichste Wirkung; denn ihr Zorn legte sich allmählich. Ich setzte nun ein großes Gewicht auf meine freundschaftliche Verbindung mit Pomarri und Edeah, und stellte ihnen vor, wie aufgebracht dieselben seyn würden, wenn sie erführen, daß ich in einem Theile ihres Gebiets so übel behandelt worden sey; auch sagte ich ihnen, daß ich besonders auch, um meiner genannten königlichen Freunde willen, für welche ich Geschäfte zu versehen hätte, auf diese Insel gekommen sey.

Dieß war auch in gewisser Rücksicht wahr, da ich von ihnen den Auftrag hatte, so viele Avawurzeln für sie mitzubringen, als ich bekommen könnte. — Nie war das Leben von Wagehälsen mehr in der Gewalt der Wilden, als dieses Mal das unserige; denn unser Boot war eine beträchtliche Strecke weit ans Land gebracht, und es war uns daher unmöglich, es schnell ins Wasser zu bringen, um die Insel zu verlassen.

Ich sah nun deutlich genug, daß der ganze Diebstahl eine abgeredete Sache war, und da ich hier keine Freunde hatte, so entschloß ich mich, von allen gewaltsamen Maaßregeln abzustehen. Ich wandte mich daher wieder mit meinen Vorstellungen an den Dieb; aber ohne Erfolg; ich bat den Häuptling wieder um seine Vermittelung, und nachdem ich mich von einem zu dem anderen gewendet hatte, so erklärte endlich der schändliche Räuber, daß er mir den Kasten gegen eine Belohnung zurückgeben wolle; ich war daher genöthigt, zu kapituliren. Dieser Vorfall nebst mehreren anderen Umständen überzeugte mich, daß diese Insel nicht viel besser, als eine Räuberhöhle sey.

Ich konnte den ganzen Plan dieses Bubenstücks Niemand Anderem zuschreiben, als dem Kerl, den wir auf Mamarri's Ansuchen mitgenommen hatten, und der uns so listig in den Hinterhalt gelockt hatte. Ich verbarg aber meinen Argwohn, und bot ihm die Rückfahrt in unserem Boote an, damit er uns nicht noch weitere Verdrießlichkeiten zuzöge, und da er wahrscheinlich

dachte, wir wären nicht so schlau, wie er, so ließ er sich dazu bereden. Nachdem wir ihn ungefähr eine halbe Stunde weit mitgenommen hatten, beschlossen wir, ihn für seine Treuloßigkeit schwimmen zu machen, und zwangen ihn, über Bord zu springen. Er glaubte wahrscheinlich, seine letzte Stunde sey gekommen; denn er betheuerte uns seine Unschuld.

Wir strengten uns äußerst an, um Otaheite zu erreichen; aber der Wind war uns zuwider und die See gieng hoch; wir waren daher in Gefahr mit dem Boote umzuschlagen und sahen uns deshalb genöthigt, zurückzukehren. Wir fanden einen Zufluchtsort in einer kleinen Bucht beinahe auf der Windseite der Insel, und machten ein altes Kanot zu unserer Wohnung. Wir wurden hier mit vieler Höflichkeit von dem Volke empfangen; aber von Lebensmitteln hatten sie nicht viel. Ueberhaupt schien ein großer Mangel daran auf der ganzen Insel zu herrschen. Von unserer ersten Ankunft auf derselben an, war das Wetter immer stürmisch gewesen; aber in den zwei letzten Tagen wüthete ein Sturm, der zuweilen mit Regen, Donner und Blitz begleitet wurde. Ohne Zweifel hatte unsere Rückkehr auf diese Insel uns das Leben gerettet; denn zwei von Pomarri's Kanoten, die durchaus die Ueberfahrt erzwingen wollten, schlugen um und die Leute darin ertranken alle.

Für Schießpulver oder Flinten hätte ich hier so viele Schweine haben können, als ich wünschte; aber gegen andere Artikel wollten sie nicht tauschen.

Als endlich das Wetter wieder beständiger wurde, so fuhren wir nach Otaheite zurück, von wo wir neun Tage abwesend gewesen waren.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Bemerkungen über Eimeo. — Diese Insel ist schlechter, als Otaheite. — Zurüstungen zu einer Unternehmung gegen Attahuru.

Unsere lange Abwesenheit hatte den Capitän und unsere Seeleute wegen uns sehr besorgt gemacht. Wir beschwerten uns höchlich bei Pomarri und Edeah über die Treuloßigkeit der Bewohner von Eimeo; sie schienen diese Verletzung der Gastfreundschaft sehr zu beklagen; aber dies war Alles nur Verstellung. Sie riethen uns, die Insel mit Feuer und Schwerd zu verheeren; dies ist die gewöhnliche Ausübung des Wiedervergeltungsrechts bei diesen Insulanern. Doch, ich hielt es für klüger, den Vorschlag zu einem solchen Kriege von mir abzulehnen.

Bei der Fahrt, die wir um die Insel Eimeo gemacht hatten, bemerkte ich, daß die Bewohner derselben sehr wenig von den Otaheitiern verschieden sind. Der Haven Tallolo liegt auf der Westseite der Insel und ist, wie alle Häven auf den Gesellschafts-Inseln von einem Riff umgeben, das den Zugang zu demselben beschwerlich macht.

Wenn der Passatwind frisch wehet, so ist die Einfahrt am leichtesten. — Hie und da kann man eine Oeffnung in dem Riffe finden, die für ein Schiff weit genug ist. Dies ist der Fall gegen dem genannten Haven über, wo die Oeffnung für ein Linienschiff vom ersten Range geräumig genug ist. Wenn man ein Mal innerhalb des Riffs ist, so hat man weiter keine Gefahr zu befürchten; denn der Haven ist völlig mit Land umschlossen und so geräumig, daß die Hälfte der königlich britischen Seemacht darin Platz fände.

Es ist unmöglich, ohne Unwillen die Neigung der Eingebornen zur Dieberei zu bemerken. Doch, die Insel ist überhaupt in jeder Hinsicht weit unter Otaheite. Sie ist nicht so fruchtbar, auch finden die Fremden auf derselben keine so gastfreie Aufnahme.

An dem letztern Fehler mag jedoch die größere Seltenheit der Lebensmittel Schuld seyn, welches ich nicht läugnen will. Nur hie und da erblickten wir Brodfruchtbäume und Kokospalmen; die vorzüglichsten Nahrungsmittel der Einwohner schienen zu dieser Zeit Berg-Pisangs und Fische zu seyn. Mehrere derselben litten gar sehr an der Dysenterie; welches vielleicht von eben diesen Nahrungsmitteln herrühren mag. Wo wir hinkamen, fanden wir, daß sie ihren Lebensunterhalt meistens von den Bergen, oder aus dem Meere zogen.

Ueberhaupt genommen sind die Schweine auf Eimeo größer, als die auf Otaheite; ihre Hauzähne

sind äußerst groß, und da diese Thiere auch sehr wild sind, so ist es gefährlich, sich ihnen zu nähern. Der Regent dieser Insel ist, wie gesagt, ein Verwandter von Edeah. *) — Die Eimeanerinnen sind, wie der Anschein zeigt, arbeitsamer, als die Otaheitierinnen; wir sahen mehrere derselben mit Verfertigung von Zeuchen beschäftigt, und ganze Familien arbeiteten für die Zurüstung der nahen Unternehmung auf Ulietea. Die Insel schien mir sehr schwach bevölkert zu seyn, woran ebenfalls, wie auf Otaheite zum Theil der Kindermord Schuld ist.

Bei der allererſten Entdeckung dieser Insel durch Capt. Cook bewiesen die Eingebornen sogleich ihre Diebsneigung an einer Ziege, die sie ihm stahlen; da es der unveränderliche Grundsatz dieses vortrefflichen Mannes war, eben so wenig Unrecht zu dulden, als Unrecht zu thun, so verlangte er den Dieb und das gestohlene Gut von dem Empfänger desselben, nämlich dem vornehmsten Häuptlinge der Insel. Die gewöhnlichen Ausflüchte von völliger Unwissenheit wurden hier vorgebracht und während der Verhandlung dieser Sache, wurde eine zweite Ziege noch auf eine unverschämtere Weise gestohlen. Aufgebracht über diese Frechheit drohete der Capitän dem Häuptling, daß er alle Kanote der Insel zerstören wolle, wenn ihm nicht sogleich das Gestohlene wieder zurückgegeben und der Dieb ihm zur-

*) Der Verfasser sagte oben, er sey ihr Bruder.

D. H.

Bestrafung ausgeliefert würde; er ward wirklich genöthigt, diese Drohung wenigstens zum Theil in Vollziehung zu bringen, ehe er seine Ziegen wieder erhielt.

Man sollte natürlicher Weise denken, daß ein solches Exempel eine wohlthätige Wirkung auf den National-Charakter dieser Insulaner gehabt habe, und daß dann die nachfolgenden Seefahrer nicht wieder ähnlichen Räubereien ausgesetzt gewesen seyen. Aber leider ist die Raubsucht dieses Volkes so tief gewurzelt, daß keine noch so heilsame Bestrafung das Uebel heben kann. Die Eimeaner werden Diebe bleiben, so lange sie noch Wilde sind.

Um diese Zeit ereignete sich eine politische Begebenheit, die eine günstige Wirkung für uns hatte, indem sie dazu beitrug, unsere Leute ruhig zu erhalten. — Es ist schon erwähnt worden, daß Pomarri im J. 1802 einen Frieden mit den Bewohnern von Attahuru geschlossen hatte. Deswegen hatte jedoch Pomarri den Vorsatz dieses Volk zu bezwingen, nicht gänzlich aufgegeben; denn er hatte mehr aus Drang der Umstände und um des Vortheils willen, neue Kräfte und Hülfsmittel sammeln zu können, als aus Furcht vor dem Kriege oder aus friedfertigen Gesinnungen in den Abschluß dieses Friedens gewilligt. Kaum war dieser Friede zu Stande gebracht, so wandte er alle seine Sorgfalt und Mühe darauf, um die Mittel, den Krieg wieder anfangen zu können, zusammen zu bringen. Zu der Zeit, als unsere Leute nach erlittenem Schiffbruche hier wie-

der ans Land kamen, hatte er schon das Meiste zubereitet, um den Krieg zu erneuern.

Nur Eines war noch zu thun übrig, nämlich die Gewinnung unserer Seeleute. Denn was durfte er nicht von dem Beistande solcher Leute erwarten, wie unsere Matrosen waren? Er entschloß sich daher, keine Mühe zu scheuen, um sie zu gewinnen. Er theilte ihnen seine Plane mit, und bewies ihnen die Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche. Da er aber sehr richtig urtheilte, daß sie sich um das Eine so wenig, als um das Andere bekümmern würden, so fügte er das weit mächtigere Versprechen bei, daß die ganze Beute an Schweinen, Weibern und Zeuchen ihnen gehören solle. Solchen Versuchungen vermochten unsere Bursche nicht zu widerstehen; sie willigten ein, ihn auf seinem Zuge zu begleiten, und wo es nöthig wäre, für ihn zu fechten. — Hierauf wandte sich Pomarri an uns, um auch den Kapitain und mich sehr dringend zu seinem Beistande aufzufordern.

Da aber die inneren Streitigkeiten dieser Insulaner uns auf keine Weise etwas angiengen, so schlugen wir seine Einladung aus, und entschuldigten uns damit, daß wir selbst in den Fall kommen könnten, unser Eigenthum zu Matavai vertheidigen zu müssen. Hingegen sagten wir ihm, daß unser Boot nebst Zugehör zu seinen Diensten sey, und da er wohl einsah, daß er nichts weiter bei uns ausrichten würde, so nahm er dieses Anerbieten mit Danke an. Wir versicherten ihn jedoch auch noch, daß wir, im Fall die Feinde ihn zu Matavai

oder zu Oparri, seinem Erblande, angreifen sollten, ihn bis aufs Aeußerste vertheidigen würden.

Mit diesen Zusicherungen zufrieden, entfernte sich Pomarri, und der Kriegszug begann zu Anfang des Monats August im J. 1803. — Der König Otu, sein Bruder Terinavuroa, König von Tiárabu, Pomarri, Edeah und ihre Kriegsleute, Paitia, der Bruder des Pomarri und seine Schwester Awau, nebst zehen Europäern und allen Anhängern und Kriegsleuten dieser Partei zogen auf diese Unternehmung aus, und ließen bloß die alten Weiber und die Fischer zurück, um die Zufuhr der Lebensmittel für die Armee zu besorgen. Man glaubt, daß bei den Vorbereitungs-Feierlichkeiten zu diesem Feldzuge nicht weniger, als zehen bis zwölf Menschen ihren Göttern geopfert worden seyen. Der Heerhaufen zog langsam und sehr behutsam vorwärts, gerade als ob jeder Fußtritt ausgemessen werden müßte.

Es ist schon angemerkt worden, daß das große Götzenbild Oro in dem Morai von Attahuru aufbewahrt und von allen Otaheitiern gar sehr verehrt wird; weswegen auch daselbst der allgemeine Sammelplatz bei allen großen Feierlichkeiten ist; hier werden auch alle große Volksversammlungen gehalten, und die Könige werden daselbst gekrönt, bei welchen Gelegenheiten Menschenopfer den Göttern dargebracht werden. Otu's Krönung wurde nicht für vollgültig angesehen, bis sie auch hier vollzogen war; da ihn aber die Atta-

huruaner als einen unrechtmäßigen Thronbesitzer betrachteten, so war diese Ceremonie bisher aufgeschoben worden.

Terinavuraa, König von Tiarabu, starb auf dem Marsche, und hinterließ sein Vermögen und sein Land seinem Rathgeber; seine Wittwe war dabei sehr schlecht bedacht; doch da sie Otu's Base und der Königin Schwester war, so blieb sie in der königlichen Familie. Der größere Theil seiner Unterthanen kam, den Landesgebräuchen zu Folge, zu seinem Tupau oder Trauergerüste nach Oparri, um ihm noch die letzte Ehre zu erweisen. Dieses Tupau war ein ganz einfaches Gerüste, oder Bühne von sechs Pfählen getragen, die ungefähr vier Fuß über die Erde hervorragten; auf dieses Gestelle wurde die Leiche in sitzender Stellung und in Scharlach gekleidet, gelegt, und noch eine bestimmte Zeit lang von seiner vorigen Dienerschaft gewartet. — Der Wundarzt der hiesigen Mission war der Tayo des Verstorbenen, und hätte folglich, wenn das Gesetz hier nicht einen Unterschied zwischen Einheimischen und Fremden machte, den größten Theil seiner Hinterlassenschaft erben sollen. Auf der anderen Seite wurde er wirklich ganz vernachlässigt, da er keine kriegerische Talente besaß, und daher auch nicht als ein rechter Häuptling angesehen wurde.

Manche von den Eingebornen schrieben diesen Todesfall eben so thörichter, als ruchloser Weise den Gebeten der Missionare zu; denn sie glauben im Ernste,

daß man Einen todt beten könne. Edeah war sehr betrübt über diesen Verlust, da der Verstorbene ihr Lieblingssohn war, so wie Otu der des Pomarri.

Sobald die Armee nun in Feindes Land angekommen war, ließen die Rebellen, wie man sie zu nennen beliebte, die sich anstellten, als wenn sie von der Absicht dieses Heereszugs gar nichts wüßten, förmlich anfragen, was der Zweck ihres Besuches wäre? Man antwortete ihnen eben so ernsthaft, es wäre ein freundschaftlicher Besuch. Inzwischen waren die Attahuruaner doch auf ihrer Hut.

Es ist nicht leicht zu errathen, welches der Ausgang der Sache gewesen wäre, wenn eine von beiden Parteien eine Schlacht gewagt hätte. Aber Pomarri's Anhang war jetzt so zahlreich geworden, daß ein Theil der Attahuruaner schon bei dem ersten Anblicke des heranziehenden Heerhaufens den Muth verlor und sich unterwarf, und da der übrige Theil durch diesen Abfall zu sehr geschwächt war, als daß er einen Widerstand hätte wagen können, so war er genöthigt, dem Beispiele der ersteren zu folgen, und so ward nun das ganze Land unterthänig gemacht. Pomarri entriß sogleich den vornehmsten Häuptlingen ihre Ländereien, und vertheilte sie unter seine Freunde. Edeah erhielt einen großen Theil der eingezogenen Domainen, und Innamotua, Wittwe von Oripiah, Pomarri's Bruder, erhielt einen gleichen Beweis königlicher Freigebigkeit. Sie war derselben so sehr würdig, daß diese Handlung all-

gemein, nur nicht von denen, welche dabei verloren, gepriesen wurde.

Dreißigstes Kapitel.

Ankunft eines Schiffes. — Pomarre's Tod. — Charakter-Schilderung.

Seit dem unglücklichen Verluste unsers Schiffes, war unsere Aussicht auf Otaheite sehr düster. Wir hatten kaum etwas Weniges noch von unserem Eigenthume aus dem Schiffbruche gerettet, und wovon sollten wir hier nun leben? Diese Gedanken brachten uns auf ernsthafte Betrachtungen; denn auf Otaheite kann man eben so wenig, als in Europa, seinen Lebensunterhalt ohne Geld, oder Geldeswerth finden, und dabei konnten wir ja nicht voraussehen, wie lange wir genöthigt seyn würden, auf dieser Insel zu bleiben. Es fehlte uns durchaus an Mitteln, uns ein neues Schiff zu bauen, besonders, da unser Schiffszimmermann uns entlaufen war, und von keinem Einzigen unserer Leute durften wir irgend einen Beistand erwarten. Unser Commando und Ansehen über dieselben war mit dem Schiffe verschwunden. Jeder folgte nun seinem eigenen Kopfe, und, wie es schien, gefiel ihnen das unthätige Leben, das sie jetzt führten, so sehr, daß sie keine Lust äußerten, dasselbe aufzugeben. Von unserer ganzen vormaligen Schiffsgesellschaft waren nur der Koch und

sein Gehülfe, der Capitain und ich beisammen geblieben, durch gleiche Absicht vereint, nämlich wieder in unser Vaterland zurückzukehren. Unser Schmied hatte sich unter den Eingebornen niedergelassen, und war auf dem Wege, sich auch in den schlimmsten Zeiten ein hinlängliches Auskommen zu seinem Lebensunterhalte zu verschaffen. So glücklich waren aber wir nicht; wir wußten es, konnten uns aber selbst nicht helfen.

Doch die gütige Vorsehung schickte uns Hülfe zu, gerade da wir schon beinahe an unserer Rettung verzweifelten; denn nachdem wir auf diese Art bei drei Monate lang zwischen Furcht und Hoffnung geschwebt hatten, hörten wir einst Nachmittags das Freudengeschrei: Te páhaiá, te páhaiá! (Ein Schiff, ein Schiff!) durch die ganze Insel erschallen, und nun hob sich unser niedergeschlagener Geist wieder. Doch wechselten auch jetzt noch Furcht und Hoffnung bei uns mit einander ab; denn wir mußten befürchten, der Capitán möchte gegen unsre Aufnahme Einwendungen machen, indem er entweder eine Fahrt nach Sina, oder sonst eine weite Reise zu vollbringen hätte; aber es mußte sich gerade so fügen, daß die Vorsehung uns ganz retten wollte; denn das Schiff gieng nach Jacksonsport, welches gerade derjenige Ort war, an welchen wir vor allen anderen zu gelangen wünschten. Wir kamen mit ihm wegen unsrer Ueberfahrt überein, und da wir in unsrer jetzigen Lage allen Groll über die Aufführung unserer bisherigen Schiffsgesellschaft vergessen wollten, so

theilten wir alles mit ihnen, was uns noch von unserm Eigenthum übrig geblieben war.

Zu Attahuru wurden, um diese Zeit, so viele Ceremonien vorgenommen, daß alle diese Feierlichkeiten noch nicht ganz beendigt waren, als das Schiff anlangte. Die Nachricht von der Ankunft desselben veranlaßte jedoch den Pomarri sich sogleich nach Oparri zu begeben, um seine Geschenke in Bereitschaft zu bringen. Die hiezu bestimmten Schweine waren in das Kanot gebracht, und er war schon auf dem halben Wege nach dem Schiffe, als er plötzlich von einer Uebelkeit befallen wurde; er fiel seitwärts hin, hielt sich mit beiden Händen am Kanote und starb. Die armen Bursche im Kanote ruderten sogleich so eilig als möglich, nach seinem Hause zu Oparri zurück, wo gerade jetzt auch Edeah auf ihrem Wege nach dem Schiffe eingetroffen war. Auf der Stelle wurden nun Boten auf Boten an die Missionare und ihren Wundarzt abgeschickt, mit der dringendsten Bitte, doch sogleich eiligst herbeizukommen. Der Wundarzt war gerade damals bei uns auf dem Schiffe, um noch vor unserer Abreise von uns Abschied zu nehmen. Wir riethen ihm ernstlich, falls er den Pomarri noch bei Leben treffen sollte, ihm ja keine Arznei zu geben, weil man, wenn er hierauf stürbe, ganz gewiß sagen würde, er habe Gift bekommen, und dann seinen Tod den Missionaren Schuld geben könnte. Ich habe schon vorhin gesagt, daß man den Tod des Terinavuroa den Gebeten der Missionare zuschrieb, indem diese Insulaner nicht anders glaubten, als die Gebete solcher

frommen Männer müßten eine besondere Zauberkraft haben. Bei solchen Vorurtheilen ist es leicht zu erachten, daß die Lage der hiesigen Missionare nicht die beneidenswertheste seyn kann.

Der Wundarzt verlor keinen Augenblick, um nach Oparri zu eilen, wo er bei seiner Ankunft die ganze Familie trostlos und in tiefster Bestürzung und Trauer fand. Pomarri's Bruder war taub gegen alle Trostgründe, und konnte nur mit Mühe von einem Selbstmorde zurück gehalten werden. Alles war in Verwirrung und Betrübniß; Einige schrieben seinen Tod dieser, Andre wieder einer andern Ursache zu; die Meinung des größeren Theils war aber die, er habe die Götter beleidigt, ob sie gleich nicht angeben konnten, auf welche Art, es sey denn, durch seine Menschenopfer. Sie nahmen deshalb ihre Zuflucht zu einem höchst seltsamen Hülfsmittel, nämlich sie brachten den Körper eines Menschen, welchen er ungefähr drei Wochen vorher geopfert hatte, herbei, und legten ihn unter denselben hin, in der Hoffnung, die beleidigte Gottheit dadurch zu versöhnen.

Der so plötzliche, ganz unerwartet schnelle Tod dieses Mannes wurde von Einigen, nicht ohne vernünftige Gründe, den schrecklichen Lastern und Verbrechen dieses Mannes, die er auf mancherlei Weise begangen hatte, zugeschrieben. Sollte der Eindruck, den dieser Todesfall gemacht hat, bleibend seyn, so ließen sich die wohlthätigsten Folgen davon erwarten. Niemand aber hatte

mehr Ursache diesen Verlust zu betrauern, als die Missionare; denn Pomarri hatte nie aufgehört, ihr standhafter Freund zu seyn. Sie schrieben deswegen auch an den Capitän des Schiffes, und baten ihn, noch bis morgen hier zu verweilen, damit sich die Gesellschaft über den Entschluß berathschlagen könne, den sie bei diesem unerwarteten Vorfalle zu ergreifen haben möchte. Da der Capitän wohl einsah, daß er nichts dabei verlor, wenn er ihnen diese Gefälligkeit bewilligte, so war er auch sogleich dazu bereit.

Am folgenden Morgen kam Herr Jefferson zu uns an Bord, und zeigte uns an, daß nach langen Berathschlagungen die Gesellschaft beschlossen hätte, Edeah's Versprechungen zu trauen, welche versichert hatte, daß Alles auf demselben Fuße bleiben würde. Als er weggieng, bat er mich ihren Freunden zu Hause zu sagen, daß sie ihrentwegen unbesorgt seyn sollten. Dies waren seine eigenen Worte, in so weit ich mich derselben noch erinnern kann.

Ohne Zweifel werden nun die Otahditier alle ihre Verstandeskräfte anstrengen, um irgend eine wahrscheinliche Ursache von Pomarri's Tode aufzufinden; vielleicht werden sie auch wohl unter andern Vermuthungen auf den Gedanken kommen, dem Schiffe eine geheime Zauberkraft zuzuschreiben, welche seinen Tod bewirkt habe, und sollte ein Mal Einer eine solche Voraussetzung äußern, so würden sich sogleich Andre finden, die ihm beistimmten; so allgemein ist ihr Glaube an über-

natürliche Einwirkungen. Ich habe schon gesagt, daß sie den Tod seines Sohnes der magischen Kraft der Gebete der Missionare beimaßen; überhaupt aber schieben sie die Schuld der meisten Unglücksfälle und Krankheiten auf die Schiffe, von welchen sie glauben, daß alle ihre Uebel herkommen.

Ich befürchte sehr, der Verlust, den die Missionare durch Pomarri's Tod erlitten haben, möchte für sie unersetzlich seyn. Dies ist aber auch Alles, was ich Gutes von diesem Regenten sagen kann; denn ob er gleich ganz auf der Seite der Missionare war und sich ihrer annahm, so drückte er doch desto unbarmherziger seine eigenen Unterthanen. Er besaß zwar wenigstens eben so viele Einsichten und Geschicklichkeit in politischen Angelegenheiten, als sein Vater; doch gelang es ihm nicht, seine Feinde ganz zur Unterwürfigkeit zu bringen. Denn diese betrachteten ihn, als einen unrechtmäßigen Regenten, und versäumten daher keine Gelegenheit, seine Ruhe zu stören. Nicht selten stand es daher sehr mißlich um ihn und seine Lage war oft sehr schwankend.

Die Aufrührer von dem Schiffe Bounty (Gütigkeit*) brachten dem Pomarri eine so erwünschte als

*) Unter Capt. Bligh, der vormals hieher geschickt wurde, um Brodfruchtpflanzen abzuholen, und nach Westindien zu bringen; ein großer Theil seiner Mannschaft empörte sich, und bemächtigte sich seines Schiffes.

D. H.

unerwartete Aushülfe in den bedrängten Umständen, in welchen er sich damals befand. Denn da er in der Verstellungskunst sehr geübt und geschickt war, so wurde es ihm nicht schwer, diese Bursche auf seine Seite zu bringen und sich dadurch ein außerordentliches Uebergewicht zu verschaffen. Die Versprechungen, die er denselben machte, waren gränzenlos; denn er bedachte sich nicht im Mindesten, alles was sie verlangten, ihnen zuzusagen, weil er gar nicht die Absicht hatte, Wort zu halten. Unter dem Beistande dieser Helden, denn für solche wurden sie von den Eingebornen angesehen, war er nun stark genug, alle Hindernisse zu besiegen, und den Meister zu spielen; auch wurde er in kurzer Zeit als König der ganzen Insel anerkannt.

Seither mögen zwar, wie nicht zu bezweifeln ist, noch mancherlei Versuche zu Verschwörungen und Empörungen gegen ihn gemacht worden seyn, aber er drückte sie alle nieder. Dies war auch nicht das einzige Mal, daß er sein ganzes Heil seinen europäischen Freunden zu danken hatte; denn ohne den Beistand der Engländer, die zu seinem Glücke damals auf der Insel anwesend waren, würde er ganz gewiß in dem letzten Kriege völlig zu Grunde gerichtet worden seyn. Der Feind, auf dessen Seite bisher immer der Sieg gewesen war, wurde nur durch die Ueberlegenheit, welche ihm diese Bundesgenossen gaben, zu einem Frieden gezwungen, durch den Pomarri's Ansehen wieder hergestellt ward.

Was seine persönlichen Eigenschaften betrifft, so

war er ein Wilder von besonderen Fähigkeiten, und sein Aeußeres war voll Anmuth und Majestät. Er hatte so etwas Unnennbares an sich, das den außergewöhnlichen Mann bezeichnet. Sein Betragen war im Ganzen sehr einnehmend; doch unter der Maske der Biederkeit stak ein Heuchler.

Im Glücke war er unerträglich stolz gegen seine Feinde und im Unglücke, wie es sich von einem solchen sanguinischen Temperamente erwarten läßt, in gleichem Grade kleinmüthig. Zum Beweise davon ist bereits gemeldet worden, daß er einst schon den Entschluß gefaßt hatte, die Insel zu verlassen, als er zwar einen beträchtlichen Verlust, aber keine gänzliche Niederlage erlitten hatte. Dies geschah auch nicht bloß dies einzige Mal, sondern schon öfter hatte er in ähnlichen Umständen, Capitäne von Schiffen, die damals gerade hier lagen, ersucht, ihn von der Insel wegzubringen.

Als ein besonderer Zug seines Charakters, in Betracht, daß er ein Wilder war, kann eine gewisse ihm eigene Klugheit und Vorsichtigkeit, und dann seine Geschicklichkeit, einen Plan seines Benehmens zu entwerfen, und die Beharrlichkeit, ihn durchzuführen, betrachtet werden. Sein Betragen gegen die Europäer, und seine Unterstützung der Missionare, waren die Wirkungen seiner feinen Politik. Er widerstand dem ersten Antriebe, der einen andern Wilden verleitet haben würde, sie ohne weitere Formalitäten, und ohne allen Aufschub auszuplündern, und entwarf einen tiefer durchdachten

Plan, vermöge dessen er sie unterstützte, und sowohl im Augenblicke als auch für die Zukunft, von ihrem Eigenthume Vortheil zog, da sie ihm freiwillig von dem Ihrigen mittheilten. Dadurch wurden sowohl seine, als ihre Absichten erfüllt.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Kritischer Zustand der Angelegenheiten von Otaheite. — Eifer der Missionare. — Verstocktheit der Häuptlinge und der königlichen Familie in Rücksicht des Glaubens.

Die Ungerechtigkeiten, welche die königliche Familie sich zu Schulden kommen läßt; die unverantwortliche Art, auf welche sie sich des Eigenthums ihrer Unterthanen bemächtigt, und der unerträgliche Mißbrauch ihrer Gewalt, haben eine Menge Mißvergnügter erzeugt, mit welchen das ganze Land überschwemmt ist. Bei dem geringsten Anscheine von günstigem Erfolge ermangeln sie niemals ihre Stimme zu erheben, und ihre Klagen laut werden zu lassen. An dieser Klippe muß gewiß die königliche Familie über kurz oder lang Schiffbruch leiden. Der jetzige König Otu ist in dieser Hinsicht ganz unausstehlich; doch muß bei ihm, wie bei vielen anderen großen Herren die Schuld des größten Theils seiner Fehler und Vergehungen seinen Schmeichlern beigemessen werden. Diese Niederträchtigen verlangen im gebie-

terischen Tone und im Namen ihres Herrn, Alles was ihnen irgend in den Kopf kömmt, und sehen das, was sie auf diese Weise erpressen, als eine Art von schuldigem Tribute an. Die sonst so große Sanftmuth der Otaheitier wird jedoch dadurch zu aufrührerischen Handlungen gereizt. — Es fehlt diesem Völkchen an allem Antriebe zum Gewerbsfleiße; sie sind daher in träge Unthätigkeit versunken, und darum darf man wohl sagen, daß sie nur sehr wenigen Vortheil von der Fruchtbarkeit ihres Bodens ziehen. Ihre Anlagen zu geselligen Tugenden äußern sich bei ihnen durch eine bewunderungswürdige Geneigtheit zum Wohlwollen. Ein Lächeln, eine freundliche, liebreiche Anrede, ein Blick des Beifalls sind hinreichend, sie zu Allem zu vermögen. Daher fühlen sie sich auch durch den bloßen Anschein von Vernachlässigung oder Gleichgültigkeit schon beleidigt. Doch ist diese Gemüthsart nicht allein den Otaheitiern eigen; denn überhaupt ist ja wie das Sprüchwort sagt, Beschimpfung unerträglicher, als Mißhandlung, und Spott und Verachtung, sind den Feinfühlenden empfindlicher, als die härtesten Schläge des Schicksals.

Otu war noch immer zu Attahuru, als sein Vater starb, und man hatte zur Zeit, als wir absegelten, noch keine Nachricht von ihm erhalten. Ich kann nicht sagen, wie tief er den erlittenen Verlust empfunden haben mochte; aber das bleibt gewiß, daß er für die königliche Familie unersetzlich ist. Außer Pomarri und Edeah, war in dieser ganzen Familie auch nicht ein Kopf, welcher hinreichende Fähigkeiten zu haben

schien, um das Volk gehörig zu regieren oder die Feinde zurückzuschrecken: Die damalige Zeit war gewiß eine kritische Epoche, und schwanger von wichtigen Begebenheiten für die Otaheitier. Doch war es unmöglich, den Ausgang davon vorher zu sagen.

Einige Zeit vor Pomarri's Tode hatte derselbe ein Menschenopfer aus dem nächsten Bezirke herbei zu schaffen befohlen; das Volk wurde deshalb so sehr über ihn erbittert, daß es plötzlich in der Nacht gegen ihn aufstand, und er kaum noch Zeit hatte, nach Matavai zu entwischen. Sogleich wurden ihm seine Flinten, sein Schießpulver und andere Sachen von Werthe nachgeschickt.

Es läßt sich jetzt nicht ohne Grund erwarten, daß seit Pomarri's Tode der abscheuliche Gebrauch der Menschenopfer, der von dem gemeinen Volke noch mehr verwünscht, als von den Häuptlingen aufrecht erhalten wird, in einige Abnahme kommen werde. Pomarri war selbst ein Oberpriester und glaubte daher, daß er nie genug für seinen Gott thun könne. Immer suchte er von mir und meinen Gefährten Geschenke für seine Gottheit zu erpressen. Durch diese Arglist bestrebte er sich über die Gemüther seiner Unterthanen zu herrschen, und sie mit Hülfe der Religion am Gängelbande zu führen, und Viele derselben waren fest überzeugt, daß sein Ansehen bei Oro so groß sey, daß schon sein Zorn allein hinreichend wäre, alle Strafen des Himmels auf sie herabzurufen. Ich zweifle gar nicht, daß er nicht in

dieser Hinsicht ein ausgelernter Heuchler war, und im Herzen eben so wenig an die Gottheit des Oro glaubte, als ich selbst. – Es ist wirklich beinahe unglaublich, welchen Einfluß er sich durch seine Heuchelei auf die Gemüther des Volks verschafft hatte.

Die abergläubischen Meinungen, die ausschweifenden Thorheiten und Religionsgebräuche dieses Volks, sind über alle Beschreibung lächerlich. Sie haben, wie es scheint, nichts Aehnliches weder im Himmel noch auf der Erde, und daher vereiteln sie jede Nachforschung nach ihrem Ursprunge.

Es wird wohl den Freunden der hiesigen Missionare nicht unangenehm seyn, wenn ich ihnen hier berichte, daß dieselben täglich zwei Mal, Morgens und Nachmittags, und Sonntags drei Mal, ihre Betstunden und öffentliche Gottesverehrungen regelmäßig halten; obgleich die Eingebornen denselben nicht beiwohnen. Deswegen besuchen die Brüder die umliegenden Bezirke, soweit sie an diesem Tage kommen können. Das Predigen oder vielmehr das gute Beispiel der Missionare, bleibt jedoch nicht ganz unwirksam. Die Otaheitier nennen jetzt den Sonntag Mahanate Etua, d. h. Gottes Tag, und so wenig sie auch sonst Achtung für die Religion bezeugen, so betragen sich doch die Bewohner der unmittelbaren Nachbarschaft von Matavai, an diesem Tage weit stiller und ruhiger, als an irgend einem andern. In diesem Punkte haben die Missionare einen kleinen Sieg über die Otaheitier errungen; so wie es ihnen

auch in einem andern von weit größerer Wichtigkeit gelungen ist, nämlich, daß die vormals so unzüchtigen Darstellungen aus ihren öffentlichen Tänzen verschwunden sind. In der Nachbarschaft von Matavai gleicht der Sonntag ganz einer christlichen Sabbatsfeier.

Ich bin überzeugt, daß die Missionare diesen Beweis von Achtung hauptsächlich dem Pomarri zu danken haben; ein Umstand, der mir so eben wieder beifällt, bestätigt mich in dieser Meinung. Pomarri und ich waren einst mit einander in einer Unterredung über einen Gegenstand von der gewöhnlichen Art, nämlich wegen Geschenken, die er verlangte, begriffen. Er forderte einige Beile von mir, um seinen Freunden zu Attahuru Geschenke damit zu machen. Da ich wußte, daß er einen Vorrath von 40 bis 50 derselben hatte, so wurde ich über diese Erpressung unwillig, und um ihn wenigstens mir vom Halse zu bringen, so beschied ich ihn wegen dieser Sache auf den folgenden Tag. Es war gerade Sonnabend. „Nein, erwiederte er, ich sehe wohl, Ihr wollt mich nur aufschieben; morgen ist ja Mahanate Etua, und ich weiß wohl, daß Ihr morgen keine Geschäfte vornehmet." — Kurz er ließ sich nicht abweisen, und ich mußte seinen Willen erfüllen. Ich suchte jedoch die schlechtesten Stücke für ihn aus, die ich besaß, und that besonders einige dazu, die wegen der Risse, die sie hatten, beinahe unbrauchbar waren. Diesem wußte er sogleich abzuhelfen; er machte sie in der Schmiede heiß, füllte die Risse mit Pech an,

beschmierte sie sodann mit Kothe und sagte hierauf, sie seyen sehr gut, sehr gut zum Verschenken.

Da die königliche Familie von ihrer freundschaftlichen Verbindung mit den Missionaren so offenbaren Vortheil zog, so bleibt mir kaum noch ein Zweifel übrig, daß nicht Pomarri bei der Unterstützung, die er ihnen angedeihen ließ, ganz allein aus politischen Beweggründen handelte. Die Missionare versäumen ihrer Seits auch wirklich nichts, um ihre Sendung für die Otaheitier heilbringend zu machen. Jeden Sonntag ziehen sie, je zwei und zwei in verschiedenen Richtungen in die umliegende Gegend. Aber, ich wiederhole es, ich befürchte gar sehr, ihre Bemühungen möchten noch eine lange Zeit ohne Wirkung bleiben. Die Eingebornen lieben und schätzen zwar die Missionare, als sehr gute Männer; aber sie begreifen und glauben folglich auch die Religions-Grundsätze nicht, die ihnen vorgetragen werden.

Es ist wohl zu viel gefordert, wenn man von einem so rohen und wilden Volke in seiner gegenwärtigen Lage verlangt, daß es den christlichen Glauben fassen soll; denn vielleicht haben die Missionare die Sache, wie das gemeine Sprüchwort sagt, bei dem unrechten Ende angegriffen, indem sie den Otaheitiern zuerst die Geheimnisse der Religion vorgepredigt haben, ehe sie bei ihnen den Grund dazu durch die ersten Begriffe der Sittenlehre legten. Es ist ohne Zweifel nicht erlaubt, die Religion nach den Umständen zu modeln, oder auch nur

den geringsten Punkt derselben zu verfälschen; aber hier bleibt noch Raum genug, weiter Raum übrig, die christliche Klugheit anzuwenden, und die ersten Lehren der Religion dem Fassungsvermögen der Zuhörer anzupassen. Es ist ja nicht nöthig, ihnen auf ein Mal Alles vorzutragen, während sie noch nicht die Hälfte davon zu verstehen vermögen. Die Lehren von der Dreieinigkeit und von der Menschwerdung Christi übersteigen die Verstandeskräfte der Otaheitier.

Einst an einem Sonntage Abends hatte sich Herr Jefferson die Erlaubniß erbeten, vor Otu und Terinavoura und ihrem Gefolge eine Ermahnungsrede zu halten; bei dieser Gelegenheit schickte Otu einen Boten an mich ab, mit der Meldung, er wünsche, mich bei sich zu sehen. Ich gieng daher zu ihm, und fand daselbst die Herren Scott und Jefferson, welche vor einer Versammlung von ungefähr fünfzig Personen das Evangelium predigten. Am Schlusse fragte ich den Otu um sein Begehren. Er hingegen fragte mich, als die Missionare fortgegangen waren, ob das Alles wahr wäre, was sie da gepredigt hätten? — Ich antwortete: Ja, und versicherte ihn, daß nicht nur ich, sondern auch alle weiseren und besseren unter meinen Landsleuten dasselbe für wahr hielten und daran glaubten. Er wollte hierauf von mir wissen, wo Jehovah lebte? Ich wies auf den Himmel. Er sagte aber, dies glaube er nicht. Sein Bruder war, wo möglich, noch schlimmer. Edeah warf einen Blick voll Stolz und verachtender Gleichgültigkeit auf mich, und sagte, dies sey Alles Lüge und

Erscheinung; sie glaube nicht eher, als bis sie sehe. Dabei merkte sie an, daß, da wir im Stande wären, mittelst unsers Quadranten, die Sonne und den Mond auf die Erde herabzuziehen, warum wir nicht auch durch ähnliche Mittel unsern Heiland sollten herbeibringen können? —

Es ist ihnen in der That unmöglich, etwas zu glauben, was sie nicht begreifen, und wovon sie in allen Gegenständen umher keine Aehnlichkeit vor Augen haben. Ich habe mir oft das Vergnügen gemacht, mit ihrer Unwissenheit Scherz zu treiben, indem ich ihnen erzählte, daß ich in einem Lande wohnte, wo man Häuser, so groß als die otaheitischen, auf dem Wasser aufgebaut habe, nämlich die Buden, die man im Winter auf dem Eise aufstellt; ferner, daß es Wasser gebe, das so hart würde, daß man Feuer darauf anmachen könne, ohne daß es erlösche; daß ich Thiere gesehen hätte, so groß als ihre größten Schweine, die man auf einem Flusse gebraten habe; daß meine Landsleute auf demselben herumgiengen, sich harten und rängen, wie in Otaheite; daß man dieses Wasser in Stücke zerbrechen könne, und daß Armeen von hunderttausend Mann mit trockenen Schuhen darüber hingegangen wären, wie in Holland. Es war spaßhaft anzusehen, wie sie mit starren Blicken meinen Erzählungen zuhörten. Ich blieb aber nicht dabei stehen; ich erzählte ferner, daß wir Länder kenneten, in welchen es immer Tag, und wieder andere, in welchen es immer Nacht wäre; daß zuweilen bei uns Regentropfen so groß wie Flintenkugeln fielen,

und daß der Regen oft die Farbe ändere und in Gestalt kleiner weißer Federchen herabfiele und die Erde wie ein Tischtuch bedecke. Alles dieses überstieg ihr Fassungsvermögen und folglich auch ihren Glauben. — Kann man sich nun mit Recht darüber wundern, wenn die Geheimnisse der Religion eben so wenig Eingang in ihre Gemüther finden, da sie dieselben nicht zu begreifen vermögen? *) — Es mögen wohl noch viele Jahre verstreichen, ehe die Otaheitier im Stande sind, wahre Christen zu werden.

Mehrere von den Missionaren haben schon große Fortschritte in der otaheitischen Sprache gemacht und die übrigen studieren dieselbe mit dem rastlosesten Eifer. Sie bauen auch gegenwärtig zwei Schaluppen von 18 bis 20 Tonnen, in welchen sie die Inseln unter dem Winde besuchen wollen. Eine derselben war schon beinahe fertig. Das Holz dazu hatten sie zum Theil von der Insel Eimeo erhalten, und aus dem Gummi (Tapo) des Brodfruchtbaumes hatten sie eine Art Pech gezogen. Als ich nach Jacksonsport zurückkam, erfuhr ich von einem dasigen Missionare, daß man einen Vorrath von Segeltuch, Pech und Theer ihnen in einem Schiffe zugeschickt habe, das sich vorgenommen hatte, auf Otaheite anzulegen, um Erfrischungen einzunehmen.

*) Die weiteren Abschweifungen hierüber, welchen der Verfasser sich hier im Predigertone überläßt, sind in dieser Uebersetzung weggelassen worden. D. H.

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Sterblichkeit auf der Insel. — Einige weitere Nachrichten von dem Zustande der Missionare. — Verachtung des Alters bei den Otaheitiern.

Während unsers Aufenthalts auf dieser Insel haben die Missionare zwei Mal eine Reise rund um dieselbe herum gemacht, indem sie von Bezirk zu Bezirke giengen, in jedem derselben predigten und ihre Ermahnungs-Reden mit Geschenken begleiteten. Wenn Eifer allein in der Erfüllung seiner Pflichten dem Menschen einen glücklichen Erfolg zusichern könnte, so würden diese Missionare gewiß nicht vergebens lehren.

Durch solche Umreisen ist es ihnen gelungen, die genaue Zahl der Volksmenge dieser Insel zu erforschen. Es ist traurig, daß man hier die Bemerkung beifügen muß, die Bevölkerung habe in den neuesten Zeiten hier so sehr abgenommen, daß man befürchten muß, die Insel werde bald eine menschenleere Einöde seyn. Capt. Cook berechnete zu seiner Zeit die Zahl der Einwohner auf mehr als 200,000 Seelen; jetzt ist diese Zahl bis auf fünftausend herabgeschwunden! Als das Schiff Duff *) hieher kam, zählte man deren noch mehr als drei Mal so viel.

*). Welches die Missionare hierher brachten.

D. H.

Die zu dieser Zeit hier herrschende Sterblichkeit, welche so viele Menschen hinraffte, und welche, wie ich fürchte, von einer ansteckenden und hier zu häufig eintretenden Seuche herrührt, war so schrecklich, daß sie die düstersten Gedanken erregen mußte. Während unserer kurzen Abwesenheit, als wir die Sandwich-Inseln besuchten, waren viele junge Leute von beiden Geschlechtern gestorben; sie waren in der Blüte ihrer Jahre, in ihrem kraftvollsten Lebensalter weggerafft worden, und Andere, die ebenfalls das Ansehen der vollkommensten Gesundheit hatten, folgten ihnen schnell nach. Ein großer Theil dieser Sterblichkeit muß auf Rechnung ihrer Unwissenheit geschrieben werden; auch herrscht bei diesen Insulanern der Glaube an ein unvermeidliches, vorausbestimmtes Schicksal im höchsten Grade. Jede Krankheit ist ihrer Meinung nach die Folge der Rache einer beleidigten Gottheit, und darum verschmähen sie jedes Heilmittel und jede Beihülfe, indem sie dieses für eben so unnütz, als gottlos halten. Sie überlassen sich daher ganz ihrem Schicksale. Ihre gewöhnlichen Krankheiten sind unglücklicher Weise solche, die durch eine regelmäßige Kurmethode leicht geheilt werden können; aber durch Vernachlässigung gefährlich und tödtlich werden.

Die Otaheitier hegen die größte Verachtung für das hohe Alter. Wenn ihnen einer von unseren Waarenartikeln mißfiel, so pflegten sie gewöhnlich von demselben zu sagen, er sey eben so wenig werth, als ein alter Mann. —

Zu der Zeit, als wir von dieser Insel absegelten, war Herr Nott, einer von den Missionaren und zwar derjenige von denselben, welcher die meisten Fortschritte in der otaheitischen Sprache gemacht hatte, nebst einem anderen, dessen Name mir jetzt nicht beifällt, in Geschäften der Mission zu Eimeo. Die Herren Elder und Wilson waren gerade damals von den Mottos, oder niedrigen Inselchen, die gegen Norden liegen, zurückgekehrt. Sie berichteten, daß die Bevölkerung derselben nicht über dreihundert Seelen betrage.

Herr Jefferson hatte eine Schule eröffnet, die aber nur von einem einzigen auf der Insel gebornen Kinde besucht wurde, und dies war die Tochter eines Europäers von der Schiffsmannschaft der Mathilde. Herr Eyre und Herr Henry wohnten beisammen in einem neuen Hause, das von der Gesellschaft für sie erbaut worden war, weil man gefunden hatte, daß das große Haus nicht Raum genug für sie alle habe. Die Frau Eyre war ungeachtet ihres Alters bei guter Gesundheit, und Frau Henry hatte ungefähr sechs Wochen vorher das Wochenbette verlassen.

Sie leben, wie der Anschein giebt, in größter Liebe und Eintracht mit einander, und alle sind Muster des Fleißes. Doch ist bei alle diesem ihre Lage bei weitem nicht so behaglich, als manche unserer Landsleute wohl denken; denn so wie ihr Vorrath von europäischen Waaren abnimmt, so sinkt auch ihr Einfluß auf die Eingebornen.

Sie besitzen einen gemeinschaftlichen Garten, der sehr wohl versehen und angebaut ist, und von den meisten hat jeder noch seinen eigenen Garten, der jenem nichts nachgiebt. Der Raum des großen Gartens innerhalb der Einfassung von Pfählen, beträgt vier engl. Morgen (acres), und ist so schön angelegt, daß man sich billig darüber wundert, daß dies Beispiel die Otaheitier nicht zur Nachahmung gereizt habe.

In den Gärten der Missionare sieht man süße Limonien-, saure Limonien-, Pomeranzen-, Citronen- und Pfirsichbäume in großer Zahl und Vollkommenheit. Sie haben auch Stückchen Land mit Tarrowurzeln, Mais und Indigo; doch mögen noch einige Jahre hingehen, ehe sie von diesen letzteren Pflanzungen einigen beträchtlichen Vortheil ziehen können.

Bei meiner Abreise waren die Missionare sehr bekümmert wegen Nachrichten von ihren Freunden in England, und sahen mit Sehnsucht täglich der Ankunft eines von ihren Schiffen entgegen. Edeah merkte hierüber an, in einem Tone, der nicht schwer auszudeuten war, daß das Schiff sehr lange ausbliebe. Uebrigens schienen die Missionere mit ihrer Lage ganz zufrieden zu seyn. Einige drückten jedoch den Wunsch aus, daß man ihnen einige ehrbare junge Frauenzimmer zu Weibern zuschicken möchte, und ich halte dieses Verlangen für so billig, daß die Gesellschaft dasselbe auch wohl erfüllen wird.

Da ihr Hauptnahrungsmittel in Brodfrüchten be-

sieht, welche in dem Bezirke von Matavai nicht so häufig zu haben sind, so haben sie im Sinne, bei der Ankunft des nächsten Missionar-Schiffs, sich auf der Landenge *) anzusiedeln; wenn sie anders nicht entgegengesetzte Nachrichten von ihren Directoren erhalten. Doch ist es nicht ihre Absicht, Matavai gänzlich zu verlassen, sondern es sollen zwei, oder drei Missionare daselbst zurückbleiben, um die Geschäfte der Mission zu besorgen und den etwa dort anlegenden Schiffen als Dollmetscher zu dienen. Die Eingebornen werden jedoch mit dieser Veränderung nicht sehr zufrieden seyn. Sie ehren, ja sie bewundern gewissermaaßen die Missionare, deren ihnen ganz ungewöhnte Reinheit der Sitten, deren Gleichgültigkeit gegen ihre Weiber, und deren friedliches, biederes Betragen die Gegenstände ihrer größten Hochachtung sind. So wie nun ihre Gemüther für die Erkenntniß der Moral immer mehr empfänglich werden, so wird auch ihre Hochschätzung und Ehrfurcht für diese Männer zu-nehmen.

Die Missionare sagten diesen Insulanern, daß der Gott der Britten, auch der Gott von Otaheite und von der ganzen Welt sey, und daß sie von diesem göttlichen Wesen ihre Schweine, ihre Brodfrüchte und ihre Kokosnüsse empfiengen. Dies geben die Otaheitier aber durchaus nicht zu; denn sie wenden dagegen ein, daß sie alle diese Naturgüter lange vorher schon gehabt

*) Welche Otaheite mit Tiarabu verbindet.

D. H.

hätten, ehe ihnen einige Nachricht von dem brittischen Gotte zugekommen wäre. Wirklich ist die Unwissenheit dieses Volkes sehr beklagenswerth.

Obgleich der Bezirk von Matavai den Missionaren bei ihrer Ankunft auf dieser Insel förmlich abgetreten worden ist, so sehen die Eingebornen dieselben doch immer noch als Leute an, die sie bloß hier dulden. Die Missionare glauben, daß es für sie sehr vortheilhaft seyn würde, wenn die Gesellschaft ihnen ein kleines Schiff bewilligen würde, das auf Otaheite stationirt bliebe. Die Kosten davon würden sehr geringe seyn, und die Verproviantirung würde beinahe nichts kosten; denn dadurch, daß es Schweinefleisch nach Jacksonsport überführen und Salz von den Sandwich-Inseln holen würde, könnten die Kosten desselben beinahe ganz gedeckt werden. Dieses Hülfsmittel hat wirklich einiges Empfehlendes. Zu Port-Jackson würden die Missionaren dabei Gelegenheit genug haben, die Verordnungen und Willensmeinungen ihrer Directoren zu gehöriger Zeit zu erfahren, wegen welcher sie oft in großer Verlegenheit sind.

Auf dieselbe Weise könnte dann auch der Versuch mit einer Mission auf den Sandwich-Inseln gemacht werden, und sollte dieser Entwurf unausführbar gefunden werden, so könnten dann die dahin gebrachten Missionare auf diesem Schiffe wieder zu ihren Brüdern nach Otaheite zurückkehren.

Drei und dreißigstes Kapitel.

Einige besondere Gebräuche der Otaheitier. — Ausschließung der Weiber von den Mahlzeiten der Männer. — Reinlichkeit und Sorge für den Putz. — Lächerliches Beispiel von der Einfalt der Eingebornen.

Es würde vergebliche Arbeit seyn, und man würde weder Anfang noch Ende daran finden, wenn man sich die Mühe geben wollte, eine auch nur einigermaaßen ordentliche Geschichte der Otaheitier zu schreiben. Es ist hinreichend hierüber anzumerken, daß, wenn man ihren jetzigen und vormaligen Zustand mit einander vergleicht, die Wahrheit sogleich in die Augen springt, daß diese Insulaner keinen wahren Nutzen aus ihrem Verkehre mit den Europäern gezogen haben; im Gegentheile ist dadurch der größte Theil ihrer so characteristischen Simplicität nun verschwunden, und an deren Stelle ist schlauer Eigennutz und die tückische Arglist niedriger Seelen getreten. Ihr Umgang mit Verbrechern von der Botanybai hat in großem Maaße die verderblichsten Folgen hervorgebracht.

Jedoch sind ihre ursprünglichen National-Gebräuche dabei unverändert geblieben. Die sonderbarsten derselben betreffen die Weiber und die königliche Familie.

Es wird für eine Otaheitierin entehrend angesehen, mit einem Manne zu essen. Bei allen Gele-

genheiten müssen die Weibspersonen für sich allein speisen. Nur die Frauenzimmer von der königlichen Familie, und die Weiber vom ersten Range machen eine Ausnahme von dieser Regel.

Da die Weiber dadurch genöthigt werden, in Gesellschaft bei einander zu seyn, so leben sie dann auch sehr verträglich und in schönster Eintracht beisammen, welches wohl ohne dieses nicht der Fall seyn würde; auch entsinne ich mich nicht, jemals einen Streit unter den Otaheitierinnen gesehen zu haben; denn die Kampfspiele, deren ich erwähnt habe, sind bloße Ceremonieen und National-Lustbarkeiten.

Geschieht es, daß ein Mann und ein Weib sich nicht mit einander vertragen können, so steht ihrer Trennung gar nichts im Wege, und, so bringt es der Landesgebrauch mit sich, keiner von beiden Theilen wird dafür angesehen, als habe er irgend eine Pflicht verletzt, oder einen Vertrag gebrochen.

Nichts zeichnet die Otaheitier mehr aus, als ihre Reinlichkeit. Sowohl Männer als Weiber baden sich täglich zwei, zuweilen wohl auch drei Male, doch ziehen sie hierin das süße Wasser dem gesalzenen vor. Sie wenden besonders viele Sorgfalt auf die Zurichtung und pünktliche Anordnung ihres Haares, das sie mit Kokosnußöl einsalben, und mit Sandelholz wohlriechend machen. Sie bringen viele Zeit vor dem Spiegel und mit der Scheere zu, und wenn man ihnen Spiegel anbietet, welche ihre Gesichtszüge entstellen, so stoßen sie

sie mit Unwillen zurück und schreien: Owau, owau! Es ist lustig, die Gesichter anzusehen, die sie dabei schneiden.

Die Mützen der Weiber sind wahrhaft niedlich, und erheben gar sehr, in Verbindung mit den süßduftenden, unseren Lilien ähnlichen Blumen, mit welchen sie ihre Haare schmücken, ihre von Natur sanfte Gesichtsbildung. Diese Mützen werden aus den, in Fäden zerspaltenen Blättern der Kokosnuß gemacht, und sind von verschiedenen Farben, nach dem Geschmacke ihrer Besitzerinnen. Da dieselben sie nichts weiter kosten, als den Aufwand von Zeit und Mühe, sie zu verfertigen, so erscheinen sie gewöhnlich jeden anderen oder dritten Tag in einer neuen Mütze; jede ist hierin ihre eigene Putzmacherin.

Man hat schon Vieles von der Zügellosigkeit und lüderlichen Aufführung der Otaheitierinnen gesprochen; ich bin es aber der Gerechtigkeit schuldig, zu sagen, daß ich nie etwas dergleichen gesehen habe. Ihre Begriffe von Wohlanständigkeit sind freilich von den unserigen gar sehr verschieden; deswegen muß man sie auch aus einem ganz anderen Gesichtspunkte beurtheilen.

Ihr ganzer sittlicher Character ist äußerst sanft. Nie sah ich einen Otaheitier, während meines ganzen Aufenthalts auf der Insel, in heftigem Zorne aufbrausen, ausgenommen den Liebhaber der Edeah und den Bruder des Pomarri. Vielleicht sind auch die

Sitten in der Nachbarschaft der Missionare milder, als in den entfernteren Gegenden.

Diese Insulaner lieben und preisen ihr Vaterland mit Inbrunst, und halten es für den schönsten Fleck auf der ganzen Erde. Einige derselben sagten es gerade heraus, wir besuchten ihre Insel nur um ihrer köstlichen Lebensmittel willen.

Außer auf dem Kopfe duldet ein Otaheitier kein Haar an seinem ganzen Körper; die Wegräumung desselben entweder mit einem Scheermesser oder durch Ausreißen sammt der Wurzel, macht einen großen Theil ihrer täglichen Beschäftigung aus. — Alle ihre Krankheiten schreiben sie ihrem Umgange mit den Europäern zu. Von diesem Schiffe sagen sie, es habe die Ruhr, von einem anderen, es habe das Fieber, von einem dritten, es habe die Hocker u. s. w. auf die Insel gebracht; ja sie gehen hierin so weit, daß sie von einem Schiffe, das nur an der Insel vorbeifährt, behaupten, es habe ihnen eine Krankheit zugeschickt.

Sie können sehr leicht durch irgend Etwas getäuscht werden, das zu ihren eigenen Ideen paßt. Folgender spaßhafte Vorfall liefert einen Beweis hiervon.

Als unser Capitain nach erlittenem Schiffbruche nach Otaheite zurückkam, so war die ganze Kleidung, die er auf dem Leibe trug, äußerst schmutzig, und da sein Kleidervorrath auch sehr gering geworden war, so mußte man sich in diesem Nothfalle so gut, als möglich

zu helfen suchen. Aber es fehlte uns gänzlich an einem zur Erhaltung der persönlichen Reinlichkeit unentbehrlichen Hülfsmittel, nämlich an Seife. — Die Noth, welche ja immer die Mutter der Erfindungen ist, brachte uns auch hier auf den Gedanken, eine Art Lauge aus der Asche des Farrenkrauts zu bereiten. Unsere Leute versicherten uns, daß sie wüßten, man habe sich schon in manchen Fällen zu diesem Zwecke der Farrnkraut-Asche bedient, wo es an Holzasche fehlte. Wir sammelten daher eine ziemliche Menge von dieser Pflanze ein, verbrannten sie zu Asche, und vermischten diese sodann mit Wasser. Die Eingebornen drängten sich dabei um uns her, und belauschten Alles mit aufmerksamer Neugierde. Sie fiengen nun an, sich einzubilden, wir wären bereits aufs Aeußerste gebracht, und wollten daher jetzt Schießpulver verfertigen. Die griesige Beschaffenheit der Asche, als das Wasser davon abgegossen war, bestärkte sie in diesem Wahne. Einige derselben erkundigten sich bei unseren Leuten, ob dies wirklich der Fall sey, und zum Spaße bejahten es diese.

Die Nachricht, daß das allerwichtigste Arcanum, das Geheimniß aller Geheimnisse nun wohl bald an das Tageslicht kommen werde, wurde weit umher verbreitet, so daß unser Haus immer so sehr mit Eingebornen angefüllt war, daß wir uns kaum rühren konnten. Unsere Leute versäumten nun nichts, um den Spaß vollständig zu machen; die Mischung wurde nun immer umgerührt, und wieder umgerührt; und die Eingebornen wurden ersucht, in gehöriger Entfernung zu bleiben,

um das große Werk nicht zu stören. Dabei deutete man ihnen an, daß trotz ihrer Neugierde, sie doch unser Geheimniß nicht würden erforschen können, und daß wir das Werk nicht eher vollenden würden, als bis wir ganz allein und sicher wären. Es ist unmöglich, die ängstliche Begierde, und die Wirkungen derselben auf die Gemüther der Insulaner, zu beschreiben, welche durch diese Vorspiegelungen hervorgebracht wurden. Gewiß würden sie mit Freuden das Kostbarste, was sie besaßen, für die Entdeckung dieses unschätzbaren Geheimnisses hingegeben haben.

Unsere Leute glaubten jedoch, der Spaß sey noch nicht vollständig genug, und trieben die Posse noch weiter. Damit ja kein Versuch gemacht würde, etwas von den kostbaren Materialien zu entwenden, so wurde der Zuber sorgfältig von regelmäßigen Wachen gehütet. Zuweilen wurde derselbe vor die Thüre hinausgetragen und in die Sonne gestellt, um die Masse zu verdünnen, und dann wieder mit aller Sorgfalt zurück in das Haus gebracht. Wann die Eingebornen fragten, wie lang es dauern könne, bis das Pulver zum Gebrauche fertig sey, so antworteten unsere Leute, vierzehen Tage. Am folgenden Tage wurde der Zuber wieder zur Verdünnung in die Sonne gestellt. — Kein Alchymist kann jemals mit größerem Eifer den Stein der Weisen aufgesucht haben, als die Otaheitier dieses Geheimniß zu erhaschen bemüht waren. Sie wurden beinahe rasend vor Ungeduld; denn sie wurden so genau bewacht, daß sie nichts davon stehlen konnten; und auf den Fall, daß sie es thun wür-

den, sprengten wir aus, daß jetzt noch einige der vorzüglichsten Ingredienzien dazu fehlten, und dieß konnten wir ohne die Wahrheit zu verletzen, wirklich sagen.

Ich bedauerte jedoch am Ende, daß man den Scherz so weit getrieben hatte; denn unsre Matrosen suchten die Täuschung der Insulaner zu ihrem Vortheile zu benützen, indem sie ihnen Portionen von dem unbrauchbaren Abgange gegen Kokosnüsse und dergleichen verhandelten. Dabei gebrauchten sie jedoch die Vorsicht, den Betrogenen anzudeuten, daß sie die Mischung eine Woche lang unberührt und unangetastet liegen lassen müßten. Sie wußten wohl, daß diese Leute viel zu ungeduldig waren, um so lange zu warten, und wenn sie dann endlich von der Unnützlichkeit derselben sich überzeugt hätten, so konnten sich die Verkäufer damit ausreden, daß sie die gekaufte Waare selbst verdorben hätten.

Da ich gerade von der Leichtgläubigkeit dieser Insulaner spreche, so will ich noch einen hiehergehörigen Vorfall erzählen, der sich während Capitän Vancouver's Besuch, auf dieser Insel zugetragen haben soll. Nämlich einer von seinen Matrosen war am Ufer, und wie gewöhnlich, zog ihm ein großer Haufe Neugieriger nach; er kam an ein Flüßchen, durch welches er waten mußte, und zog daher seine langen Hosen hinauf; nun erschraken die Eingebornen so sehr über die Ungestaltheit seiner Beine, daß sie Bedenken trugen, mit ihm durch das Wasser zu gehen, indem sie befürchteten, von ihm

angesteckt zu werden; sie verließen ihn auch auf der Stelle, und er konnte nun seinen Weg allein fortsetzen.

Unsre Taschenspieler und Beschwörer könnten sich bei diesem Volke großen Ruhm erwerben; sie dürften diesen leichtgläubigen Leuten nur vorschwatzen, daß sie Gewalt über ihr Leben hätten, so würden sie sich mit leichter Mühe in allgemeines Ansehen setzen. Ich kann mir in meiner Einbildungskraft die unbegränzten Wirkungen vorstellen, welche dadurch hervorgebracht würden. Die gemeinsten chymischen und physikalischen Experimente würden gewiß diesen Leuten als eben so viele Wunder erscheinen. Wollten die Missionare hierin den Jesuiten nachahmen, und sich solcher Hülfsmittel bedienen, so würde nichts weiter dazu mangeln, um ihnen bei den Eingebornen Furcht und Glauben zu verschaffen. Aber die Religion der Wahrheit darf nicht auf Täuschungen emporgehoben werden, und es ist schon lange her, daß der gesunde Menschenverstand den sophistischen Trugschluß verworfen hat, die Absicht entschuldige die Mittel.

Vier und dreißigstes Kapitel.

Aberglaube der Otaheitier. — Ihre Beschäftigung. — Trägheit. — Die Matavaibai. — Neugierde der Eingebornen.

Die Otaheitier sind äußerst abergläubische Leute, welches jedoch erst bei längerem Umgange mit ihnen auffällt. Nichts trägt sich zu, was sie nicht vorher im Traume gesehen haben wollen. Sie haben eine unzählige Menge Wahrsager, und Pomarri selbst war nicht der geringste unter ihnen. Sie geben vor, die Ankunft eines Schiffes einige Tage früher zu wissen, als es in ihren Haven einläuft. Um einen Dieb zu entdecken, bedienen sie sich, in jedem Falle, eines sonderbaren Mittels; sie wenden sich nämlich an eine Person, welche den Weissagungsgeist besitzt, und, wie sie versichern, ihnen ganz zuverlässig das Gesicht des Diebes in einer Kürbisflasche voll Wasser vorweist. Pomarri's Zorn, als Hoherpriester, ward als die gefährlichsten Wirkungen hervorbringend angesehen, und von jedem Häuptlinge glaubt man, daß er einen übernatürlichen Gehülfen habe. Dieser Wahn sey nun veranlaßt worden, wie er wolle, so beweist er doch mehr für die schlaue Politik der Häuptlinge, als für die gesunde Vernunft des Volkes.

Pomarri (es ist unsre eigne Schuld, wenn wir ihm Glauben schenken) versicherte die Missionare, daß er

eine bestimmte Ahnung von ihrer Ankunft gehabt habe. So behaupten auch die Otaheitier, sie hätten es einige Nachte vorher schon gewußt, daß ein Kanot von ungewöhnlicher Größe ihre Insel besuchen würde, ehe das erste europäische Schiff bei ihnen anlangte. Pomarri wollte auf gleiche Weise die Ankunft des sprechenden Buchs des Eatua, d. h. der Bibel, unter ihnen vorher empfunden haben. So sagten sie mir auch, unser Schiff sey mettampoje, das heißt todt, ungefähr zu der Zeit, als es zu Grunde gieng.

Vielleicht ist wohl kein Volk auf der Welt, das so äußerst fest an seinen hergebrachten Gebräuchen hängt, wie die Otaheitier, und je toller und lächerlicher dieselben sind, desto eifriger sind sie auf ihre Beibehaltung erpicht. Man findet in dieser Hinsicht eine auffallende Aehnlichkeit zwischen den Otaheitiern und einigen anderen gleichgestimmten Völkern in Asien. Wie lange schon stehen Europäer mit Asiaten in Verbindung, ohne daß diese ihre Gebräuche oder Religionsbegriffe geändert hätten. Ich befürchte daher, die Missionare möchten die Otaheitier nicht weniger verstockt finden.

Väterliche Gewalt und kindliche Pflicht sind auf Otaheite beinahe nichts; der Vater ist nichts mehr, sobald ihm ein Sohn geboren wird; er wird angesehen, als ob ein Anderer von größerer Wichtigkeit ihn aus seiner Stelle verdrängt hätte, und er sinkt daher in Vergleichung mit seinem vorigen Zustande zu einer Null herab. Er hat dann weder kein Ansehen mehr, als in

so weit er als Vater seines Sohnes geachtet wird. Pomarri wäre beinahe ein Opfer dieses unnatürlichen Vorurtheils geworden; denn Otu war auf das Anstiften des Hohenpriesters Mannemáne im Begriffe, der Mörder seines eigenen Vaters zu werden. Hier wird die Fabel von dem Baume bestätigt, dessen Stamm durch Keile zerspalten wurde, die man aus demselben geschnitten hatte. Edeah's Wachsamkeit entdeckte das geheime Komplott und Mannemáne wurde ermordet, oder richtiger zu reden, für seine Treulosigkeit mit dem Tode bestraft.

Was die Führung der Regierungsgeschäfte betrifft, so ist hier kein merklicher Unterschied zwischen beiden Geschlechtern zu finden, und wenn die höchste Gewalt einem Frauenzimmer zufällt, so wird ihr eben so pünktlicher Gehorsam geleistet, als wenn sie männlichen Geschlechts wäre. Mehrere Weiber sind Häuptlinge und beherrschen ihre Bezirke mit gleicher Gewalt, wie die Männer.

Die Leibesfarbe der Otaheitier ist um einige Schattierung dunkler, als neues Kupfer, so ungefähr zwischen der Farbe der Mulatten und derjenigen der sogenannten lichteren Negern. Die Fischer, welche der Sonnenglut und dem Wetter immer ausgesetzt sind, haben jedoch eine viel dunklere Farbe. In Rücksicht des Wuchses sind die Otaheitier, im Durchschnitte genommen, etwas größer als die Europäer von gewöhnlicher Mittelgröße. Ihr Körper ist wohl gebildet; ihre Gesichtszüge sind regelmäßig und angenehm, doch sind

ihre Nasen allgemein platt, weil sie in ihrer Kindheit flach gedrückt werden; ihre Zähne sind groß, weiß und hübsch gereihet, und ihr Haar schön glänzend schwarz. — Auch behauptet hier die Mode einige Herrschaft. Die beiden Königinnen und mehrere Häuptlinginnen haben, um sich von den gemeinen Weibern auszuzeichnen, die natürliche Farbe ihrer Haare in Lichtbraun umgeändert, mittelst Muschelkalk oder eines andern Farbematerials. Die Eingebornen wenden überhaupt viele Sorgfalt auf die Anordnung ihres Haares; die beiden Königinnen hingegen, vermuthlich ebenfalls um sich auszuzeichnen, trugen ihre Haare verwirrt und zusammengedrehet, so daß sie ziemlich einer ungekämmten zotigen Perücke gleichen.

Manche Weiber auf den Sandwich-Inseln tragen einen Haarbüschel auf dem Vorderkopfe, den sie mittelst des Muschelkalks schneeweiß färben, um sich recht herauszuputzen; aber dieser Putz sticht mit ihrer Gesichtsfarbe so sehr ab, daß sie dadurch ein ganz abscheuliches Ansehen erhalten.

Die vorzüglichsten Beschäftigungen der Männer bestehen im Baue der Häuser, im Zimmern der Kanote, im Fischen und dergleichen. Pomárri war in Betreff dieser Arbeiten einer der geschicktesten Künstler auf der Insel. Einen Monat vor seinem Zuge nach Attahúru war seine einzige Beschäftigung der Bau eines Kanots, das er seinem Eatua zum Opfer bringen wollte.

Die Otaheitierinnen sind weit weniger arbeit-

sam, als die Bewohnerinnen aller übrigen Inseln, die ich besucht habe. Wann die Laune dazu sie anwandelt, so weben sie Matten; doch bringen sie oft über einer derselben neun Monate zu. Diese Zeuche sind von verschiedener Länge, von vier bis dreißig engl. Ellen (Yards). Der dicke Zeuch wird durch das Aufeinanderkleben von zwei oder mehreren Lagen feinen Zeuchs gemacht. Sie bedienen sich dazu eines Kleisters, der wie das Stärkmehl aus Kartoffeln, aus einer Wurzel durch Zerstoßen derselben bereitet wird; aber weit besser und klebriger ist.

Der gröbere Zeuch dient den Fischern und gemeinen Arbeitern zur Kleidung, und wird dann auch zu Bettdecken gebraucht. Die Frauenzimmer von der königlichen Familie, insbesondere Edeah und Pomarri's Schwester sind die geschicktesten Zeuchweberinnen auf der Insel; sie sind hauptsächlich sehr sorgfältig in der Wahl der Muster, die sie anbringen wollen; die Blätter des Farrnkrauts sind jedoch ihre liebsten Figuren. Die Farben, deren sie sich bedienen, werden theils aus dem Safte einer Beere, theils aus der Rinde eines Baumes gezogen; der Beerensaft wird zur rothen und zu helleren Farben; die Farbe aber, die man durch das Einweichen und Zerquetschen einer Rinde bereitet, zum Braun- und Dunklerfärben gebraucht. Mit dem Kurkumey, welche Pflanze auf der ganzen Insel sehr häufig wächst, färben sie gelb.

Die Otaheitier sind durchgehends geschickter in der Entwerfung eines Plans, als in der Ausführung ir-

gend eines Unternehmens, und dahin gehört alles, was sie beginnen. Eine Reise nach den Mottos, die nur in einer Entfernung von etwa 20 engl. (4 geogr.) Meilen von Otaheite liegen, ist für sie schon eine große Unternehmung, eine wahrhaft große Reise, die Monate lang alle ihre Gedanken anfüllt, und der einzige Gegenstand ihrer Unterredungen ist. Schon seit mehr als einem Jahre war Edeah mit den Zurüstungen zu einer Reise nach den Inseln unter dem Winde beschäftigt. Der Zweck dieses Besuchs sollte eine förmliche gesandschaftliche Einladung an die Oberhäupter dieser Inseln seyn, die Oberherrschaft des Otu anzuerkennen.

Das königliche Kanot, ein Doppelkanot, war eines der größten und stärksten auf der Insel; es war 60 Fuß lang, und statt drei, durch fünf Querbalken zusammengehalten; diese sind durch Stricke, aus den Fasern der Kokosnüsse gemacht, zusammengebunden; das ganze Fahrzeug bildet eine so schwere und unbehülfliche Masse, daß man nur vor dem Winde damit segeln kann. Die Höhe des Hintertheils beträgt über 18 Fuß, doch von der Mitte an gegen vorne hin, ist die Höhe nicht über 4½ Fuß. Auf dem Vordertheile war eine große Altane angebracht, die sich auf der Vorderseite in eine Brustwehr von 3 Fuß Höhe endigte, zwischen welcher und dem Ende der Altane der Raum zu einer beweglichen Hütte oder Kajüte für die königlichen Reisenden bestimmt war. Dieses Kanot sollte, dem entworfenen Plane zu Folge, von einer Flottille von Kanoten in Form einer Processión begleitet werden. Wahr-

scheinlich hat Pomarri's plötzliches Absterben diesen Entwurf vereitelt; denn Edeah's Gegenwart war nun zu nothwendig auf der Insel, als daß sie eine solche Reise unternehmen konnte.

Die Bai von Matavai ist gegen alle Winde, nur nicht gegen die Nord- und Nordwestwinde, gut gesichert. Windstöße aus Westen her waren es, die das Schiff Norfolk auf den Strand trieben. Der am häufigsten wehende Wind ist der Südostwind, der am stärksten vor neun Uhr Morgens, bis vier Uhr Nachmittags bläst; doch in einigen Monaten zu Anfange des Jahrs, weht der Wind sehr heftig aus Westen her, und ist gewöhnlich von Regengüssen und Donner und Blitz begleitet. Doch ist dies gerade die Jahrszeit, in welcher die Insulaner von Ulietea, Huaheine u. s. w. gewöhnlich diese Insel besuchen. Die Kanote, in welchen sie diese Fahrt machen, sind so armselige, kleine Fahrzeuge, daß sie oft mit ganzen Familien zu Grunde gehen, oder an irgend eine öde Insel verschlagen werden. Als Capt. Cook an der Insel Watteo anlegte, die bei 400 engl. (= 80 geogr.) Meilen von Otaheite entfernt liegt, so fand er daselbst drei Eingeborne von den Gesellschafts-Inseln, die einzigen überlebenden von dreißigen, die hier Schiffbruch litten, und von welchen die anderen ihr Grab im Meere fanden. Bei solchem Wetter und in solchen Kanoten, wie die der Ulieteaner sind, ist eine Fahrt nach Otaheite weit gefährlicher, als für uns eine Reise nach Ostindien.

Nahe bei unserem Hause (auf Otaheite) pflegten

die Fischer ihre große Flottille von Kanoten ans Land zu ziehen; zuweilen trafen hier zwanzig solcher Fahrzeuge zusammen, die mit 8 bis 10 Ellen (Yards) langen Wimpeln geziert sind, welche aus Federn gemacht werden, und dem Schweife eines Papierdrachen der Jungen sehr gleichen.

Diese Leute hatten immer mit der Ausbesserung ihrer Netze und ihrer übrigen gebrechlichen Schiffsgeräthschaften vollauf zu thun. Sie waren uns in jedem Betrachte durch ihre Zudringlichkeit eben so beschwerlich, wie ihre übrigen Landsleute, und drangen ohne alle Komplimente in unser Haus ein. Wir ließen uns ihre Unverschämtheit gutwillig gefallen und darum sagten sie uns dann auch Schmeicheleien. Wir setzten zwar sehr wenig Werth auf solchen Wortkram; aber gewiß, ich bin es überzeugt, würden wir sie von noch geringerem Werthe gefunden haben, als wir selbst sie schätzten, wenn wir ihre Aufrichtigkeit hätten auf die Probe stellen wollen.

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Speisen und Kochkunst. — Nützlichkeit des Brodfruchtbaums. Verschiedene Arten des Fischfangs.

Auf allen diesen Inseln haben die Einwohner unveränderlich einerlei Art, sich Feuer zu verschaffen; nämlich vermittelst zweier Stückchen Holz, in deren eines sie ein Loch bohren, um das andere darein zu stecken, die sie dann so lange an einander reiben, bis sie anfangen zu rauchen und dann zu brennen. *) Statt des Zunders dient ihnen ein Büschel dürres Gras.

Ihre Schweine schlachten sie nicht nach unserer Art, sondern erwürgen sie, indem sie einen dem Schweine um den Hals gewickelten Strick, so lange anziehen, bis es todt ist. Die Borsten benetzen sie gewöhnlich mit Wasser, und sengen sie dann mit angezündetem Grase oder trockenen Blättern ab. Während meines Schweinehandels um die Insel rings her, waren mir mehrere Schweine in dem Boote erstickt, weil sie zu dicht auf einander lagen. Ich machte den Häuptlingen Geschenke mit denselben, die mit allem Danke angenommen wurden.

*) Leser von Reisebeschreibungen wissen, daß die meisten Wilden auf diese Art Feuer anmachen. Der Zufall hat sie wahrscheinlich diese Kunst gelehrt. D. H.

Die Art, wie diese Insulaner Schweine, Brodfrüchte u. s. w. zum Essen zubereiten, ist folgende.*) Sie graben ein Loch in die Erde, so groß, als es gerade hierzu nöthig ist; in dieses Loch legen sie Steine, und auf denselben zünden sie ein Feuer von Holz an; wenn die Steine genug erhitzt sind, so thun sie einen Theil davon heraus, lassen den anderen auf dem Boden des Loches, legen das, was sie braten wollen, darauf, bedecken es mit Brodfruchtblättern, reihen die anderen heißen Steine darüber her, und verschließen sodann das Loch mit Erde und Koth. So wird der Braten in dem Loche gelassen, bis sie glauben, daß er gar ist, und dies zu beurtheilen hat sie die Uebung gelehrt, so daß sie selten hierin sich irren. Großen Schweinen werden auch geheizte Steine in den Leib gesteckt.

Sie kennen bloß zweierlei Arten, die Speisen zuzubereiten, nämlich das Backen und das Braten oder Rösten. Sie wissen auch einen trefflichen Kuchen (Pudding) aus einer Wurzel zu backen, welche den Kartoffeln ähnlich ist; diese wird mit dem Kerne der Kokosnuß zerstossen, auf einem Steine fein gerieben, dann sorgfältig in Pisangblätter gewickelt und hierauf gebacken. Wenn diese Speise gehörig zubereitet wird, so ist sie gewiß nicht unschmackhaft.

Der otaheitische Ewi-Apfel, welcher immer

*) M. s. auch Cook's, Forster's und Anderer Nachrichten hierüber, welche diese Art zu backen oder braten sehr rühmen. D. H.

sechs Monate lang reif zu haben ist, giebt eine treffliche Brühe zu ihrem Schweinefleische, beinahe so gut, als unsere Aepfel in England; nur ist dieser Apfel zu faserig. — Es giebt hier auch im Inneren Berg-Yamswurzeln, die aber von den Otaheitiern unberührt gelassen werden, weil man, um sie zu erlangen, sich die Mühe geben muß, ziemlich tief zu graben.

Hierbei darf ich auch nicht vergessen, anzumerken, daß das hiesige Schweinefleisch gewiß vortrefflich ist, wenn es nicht von einem zu alten Schweine ist; aber ihr Federvieh hat ein faseriges, zähes Fleisch, so daß ihm unser gröbstes Rindfleisch noch vorzuziehen ist. Statt des Salzes bedienen sie sich des Salzwassers, um ihre Speisen zu würzen.

Die Otaheitier haben auch Tarrowurzeln und süße Kartoffeln; †) da aber dieselben nicht in Menge gefunden werden, so sind sie theuer. Ferner haben sie eine Wurzel, welche sie Tih nennen; sie hat einige Aehnlichkeit mit den Yamswurzeln, und wenn sie gebacken ist, und dann ausgepreßt wird, so giebt sie einen Saft, wie Zuckersyrup, der durch das Sieden beinahe dieselbe Consistenz erhält. Ich bediente mich desselben zu meinem Frühstücke, indem ich Wälschkorn dazu that, das ich statt des Kaffees röstete. — Popai ist ein bei diesem Volke allgemein beliebtes Gericht; es besteht aus einer Mi-

†) Bataten, Convolvulus Batatas.

D. H.

schung von Brodfrucht und Mahei *), welche wohl geknätet und wozu dann Kokosnußsaft gethan wird; zuweilen thut man auch Berg-Pisangs hinzu; diese Speise gleicht beinahe einem Grützenbrei; ich kostete sie, aber essen konnte ich sie nicht, weil die Art ihrer Zubereitung zu ekelhaft ist. Die Eingebornen lieben sie so sehr, daß sie keine Mahlzeit ohne dieselbe halten.

Bei dem mindesten Anscheine eines weniger fruchtbaren Jahres, sammeln diese Insulaner die Brodfrüchte ein, wenn sie beinahe reif sind, schälen die äußere Rinde davon ab, und legen sie in Haufen zusammen, bis sie weich werden; dann graben sie eine Grube in die Erde, die sie auf dem Boden und an den Seiten sorgfältig mit Brodfruchtbaumblättern belegen, und dieselbe dann, nachdem sie mit Brodfrüchten angefüllt ist, mit Laub, Gras und Steinen zudecken. Einige Zeit darauf wird die Grube wieder aufgemacht, und die Kerne werden aus den Früchten herausgenommen; hierauf werden dieselben wieder aufs neue in die Grube gethan, und mit frischen Blättern bedeckt, wo sie dann bleiben, bis man sie gebrauchen will. Man sagt, die Brodfrucht bleibe auf diese Weise bis zur folgenden Brodfrucht-Aerndte gut. Einige Missionare, die ebenfalls ein Fehljahr befürchteten, befolgten dieselbe Art, die Brodfrucht aufzubewahren, wie die Eingebornen; aber meines Erachtens kann nichts unschmackhafter seyn, als solche alte

*) Ein saurer, aus dem Mehle der Brodfrucht bereiteter Teig. (M. s. oben S. 205.) D. H.

Frucht. Doch der Geschmack hängt ja von der Gewohnheit ab, und mit der Zeit mag auch wohl Mahei den Missionaren eßbar scheinen.

Beinahe zu allen Jahrszeiten können die Otaheitier Berg-Pisangs haben, aber sie holen sie ungerne herbei; denn um ihretwillen müssen sie das Gebirge ersteigen, wo sehr böse wilde Schweine hausen, vor welchen sie sich gewaltig fürchten, und dann erfordert eine solche Unternehmung zwei Tagereisen; dies ist gewiß alles mehr als zuviel, um die trägen Otaheitier davon abzuschrecken.

Der Uru oder die Brodfrucht, die den Bewohnern der Gesellschafts-Inseln statt des Brodes dient, wächst auf einem Baume, welcher einer Eiche von mittlerer Größe ziemlich ähnlich ist, *) die Blätter gleichen, in Rücksicht der Farbe und Substanz, den Feigenblättern, sind aber viel größer und am Rande ausgezackt. Die Frucht wächst auf allen Zweigen, wie in Europa die Aepfel. Man versichert, daß, wenn man den Stamm dieses Baums an der Wurzel abhaut, aus derselben wieder ein neuer aufschießt, der in fünf oder sechs Jahren schon Früchte trägt. Während der letzten Kriegsunruhen wurden mehrere von diesen Bäumen in der Nähe des Missionshauses umgehauen, um nicht un-

*) Artocarpus incisa. — Es giebt auch Abarten, deren Früchte keine Kerne haben. Auf einigen ostindischen Inseln heißt dieser Baum Rima. D. H.

versehens von dem Feinde überfallen zu werden. Das Holz dieses Baumes ist das beste im Lande, zu dem allgemeinen Gebrauche; es besitzt die Eigenschaft, nicht von Würmern angefressen zu werden, in höherm Grade, als irgend ein anderes Holz auf dieser Insel; auch giebt dieser Baum ein starkes Gummi, das die Eingebornen Tayo nennen, und das von großem Nutzen ist, da es ihnen bei der Verpichung ihrer Kanote sehr gut statt des Peches dient; sie zapfen den Baum an, um dieses Gummi zu gewinnen. Unser Boot hatte sehr viel gelitten, da es über den rauhen und felsigen Boden der Flüsse und Seeufer dieser Gegenden hatte gezogen werden müssen, und zu allen Ausbesserungen, die wir damit vornahmen, diente uns dieser Baum, indem er uns Planken und Pech dazu lieferte.

Die Brodfrucht ist schon oft genug beschrieben worden, so daß ich hier das Bekannte nicht wiederholen, sondern bloß mit wenigen Worten anmerken will, daß sie die Größe und Gestalt einer Melone hat, und zu jeder Zeit von außen grün aussieht; wenn die Frucht gebacken oder geröstet ist, so sieht sie inwendig wie die Krume von Weizenbrod aus, und ist eben so weiß, nur nicht so mehlig; wenn sie reif ist, so schmeckt sie wie Pfefferkuchen. Diese Frucht ist ein unschätzbarer Segen für die Bewohner dieses Erdstrichs, und beweist, daß dieselben, so wild und so barbarisch sie auch sind, doch unter der Fürsorge der gütigen Vorsehung stehen.

Das Meer ist hier, wie ich schon angemerkt habe,

das immer sichere und unerschöpfliche Vorrathshaus dieser Insulaner. Es liefert ihnen Fische von mancherlei Arten und im reichsten Ueberflusse. Sie werden theils mit dem Zugnetze, theils mit Angeln, theils mit Harpunen oder Wurfspießen gefangen, welche mit zwei oder drei Widerhaken versehen sind; in allen diesen Arten von Fischereien sind die Otaheitier gleich geschickt. Mit der größten Genauigkeit werfen sie den Harpun aus; zuweilen umringen sie einen ganzen Haufen von Fischen, treiben sie in niedriges Wasser, und haben dann eine kurzweilige Fischerei. Bei finsteren Nächten beleuchten sie das Riff und das Ufer, und locken dadurch die Fische auf seichte Stellen, wo sie dieselben in ungeheurer Menge in ihre Netze bekommen. *)

Ich habe einen Otaheitier sehen vom Ufer hinabspringen und im Schwimmen einen Fisch fangen. Mittelst eines dazu eingerichteten Zugnetzes fangen sie eine unbeschreibliche Zahl kleiner Fischbrut, besonders an den Mündungen der Flüsse, und ziehen oft bei tausend Fischchen auf ein Mal heraus.

Fische sind eine Lieblingsspeise dieser Insulaner; sie essen sie gar oft roh und gewöhnlich nur halb gar. Nur selten können gemeine Leute sich mit Schweinefleisch etwas zu gute thun. So oft wir Schweine schlachteten, rissen sich die Eingebornen gierig um den

*) Ich habe dasselbe auch in anderen Weltgegenden gesehen. Anm. d. Verf.

Abfall von denselben. Wir hatten denselben den jungen otaheitischen Burschen, die bei uns in Diensten standen, als eine Accidenz überlassen, um ihn an ihre Freunde zu verschenken. Nun wurden sie deshalb von den schlauesten ihrer Landsleute umstürmt, die Alles anwandten, um sich bei ihnen in Gunst zu setzen; sie hiengen sich an sie, wie Blutsauger, bis sie Alles von ihnen erhascht hatten, was sie geben konnten.

Es ist bei den Otaheitiern gebräuchlich, Jedem der um sie ist, etwas von ihren Speisen mitzutheilen; so daß oft der erste Besitzer am Ende wenig mehr übrig behält. Da ich diesen Gebrauch kennen gelernt hatte, so suchte ich immer etwas von meinem Abgange für die königliche Familie vorräthig zu haben, und dies war ganz nach ihrem Geschmacke; zum Glücke war es aber auch meinem Vermögen angemessen. Was dann noch übrig blieb, wann unsere Dienstbursche das Ihrige erhalten hatten, das wurde gegen Brodfrüchte, Kokosnüsse und Bananas vertauscht, womit wir denn bei dieser Gelegenheit alle Mal reichlich versehen wurden.

Die königliche Familie behielt selten mehr als einen kleinen Theil des Abfalls (der Kaldaunen u. s. w.) für sich, und gab gewöhnlich den Ueberrest ihren Aufwärtern, welche wie hungrige Geier darüber herfielen. Diese Bursche waren sehr zufrieden damit, und da sie großen

Einfluß auf den König hatten, so war es unser Vortheil, ihnen auf diese Weise gefällig zu seyn.

Auf dem Riffe, das ungefähr eine halbe engl. Meile (kleine Viertelstunde) von dem Ufer sich hinzieht, giebt es Schaalthiere beinahe von allen Arten, als: Kommerzmuscheln, *) Trompetenschnecken, **) Herzmuscheln, ***) Seeschnecken (Conchs) Krebse, Krabben, Seeigel †) und Miesmuscheln. ††)

Dieses Riff scheint besonders das Eigenthum der Weiber zu seyn, die selten in Kanoten auf den Fischfang ausgehen; sondern haufenweise auf das Riff eilen, und wenn nicht Fische genug daselbst vorhanden sind, den größten Theil des Tages bis über die Hüften im Wasser zubringen; in der Hälfte der Zeit würde eine Europäerin vor Frost umkommen. Die Otaheitierinnen scheinen aber gar nicht darauf zu achten; wann sie aus dem Meere kommen, so waschen sie sich erst noch in einem Süßwasserflusse und gehen dann nach Hause, um die Fische zuzubereiten, die sie mit so vieler Mühe erlangt haben. Es ist gar nicht daran zu zweifeln, daß nicht dieses lange Verweilen im Wasser die Ursache mancher

*) *Clams*, Venus mercenaria.

**) *Wilks*, Buccinum.

***) *Cockles*, Cardium edule.

†) *Sea-eggs*, Echinus.

††) *Muscles*, Mytilus.

hier herrschenden Krankheiten ist, besonders der Fieber und rheumatischen Zufälle, die hier so häufig sind.

Wäre diese Insel nicht so gesegnet und so fruchtbar und böte das Meer nicht einen so unerschöpflichen Vorrath von Lebensmitteln an, so würden die Eingebornen kaum leben können, denn ihre nachlässige Trägheit übersteigt alle Begriffe, und ich bin überzeugt, daß sie beinahe lieber verhungern, als sich zu den mühsamen Arbeiten des europäischen Ackerbaus bequemen würden.

Wenn man nun noch die Bedrückungen der Häuptlinge hinzudenkt, so wird man einsehen, daß der jetzige Zustand der Otaheitier ganz und gar nicht beneidenswerth ist.

Sechs und dreißigstes Kapitel.

Häuser der Otaheitier. — Mobilien. — Regierungsform. — Einfluß der Priester.

Die Häuser der königlichen Familie und der vornehmsten Häuptlinge haben viele Aehnlichkeit mit unseren englischen Karrenschoppen oder Wagen-Remisen. Sie sind gewöhnlich von länglichrunder Form; die Seitenwände bestehen aus einem hölzernen Gitterwerke von Latten, die immer zwei Zoll weit von einander abstehen,

um der Luft freien Durchzug zu lassen; und zugleich mit einer Reihe von ungefähr sechs Fuß hohen Pfosten das Dach tragen helfen. Drei bis fünf hölzerne Pfeiler, je nachdem das Haus groß ist, stehen in dessen Mitte nach der Länge hin, und auf denselben ruht der Giebelbalken, von welchem die Dachsparren sich herabziehen, auf den gemeldeten Pfosten aufliegen und drei bis vier Fuß weit über dieselben vorspringen; eine hölzerne Rahme oder Leiste läuft oben an den Latten und Pfosten um das ganze Haus herum und ist an die Dachsparren befestigt. Das Dach selbst ist artig mit Palmblättern gedeckt.

In diesen Häusern giebt es weder Kammern noch Abtheilungen, und so wie man hineintritt, übersieht man auch Alles, was darin ist. Das Haus der Edeah ist nahe an dem Platze erbaut, wo Capt. Cook seine Sternwarte aufgeschlagen hatte, und welcher von diesem merkwürdigen Ereignisse den Namen Venusspitze (Point Venus) erhalten hat. Es ist das am besten mit Mobilien versehene Haus auf der ganzen Insel; man findet auch eine Bettstelle nach europäischer Art darin, die aus zwei kleinen Kästen besteht, die sie von ihren ehemaligen Bekanntschaften mit Europäern erhalten hat, und worin sie alle ihre europäischen Kostbarkeiten aufbewahrt.

Die Fußböden werden drei bis vier Zoll hoch mit vielem Grase bedeckt, das so sorgfältig ausgebreitet wird, daß selten ein Blättchen verkehrt liegt. Diese Häuser

sind insgemein von einem Hofplatze umgeben, der mit einem starken, ungefähr drei Fuß hohen Pfahlwerke eingefaßt, und auf gleiche Weise mit Grase bestreuet ist. In diesem Hofraume befinden sich die Schoppen und kleineren Hütten, als Nebengebäude für das Gefolge und das Hausgesinde. Hier bringen sie ihre Zeit, indem sie auf der Erde sitzen, oder sich der Länge nach auf dieselbe hinstrecken, mit Spielen, Sumsen und Singen, Trommeln u. s. w. hin. Wenn die königliche Familie nach Matavai kam, so hörte man vom Morgen bis in die Nacht beinahe nichts, als Trommeln und Pfeifen.

Bei Reisen auf dem Wasser, welche die königliche Familie oder die Häuptlinge unternehmen, wird eine kleine Hütte oder ein bewegliches Gezelt für dieselben auf der Vorderseite ihres Kanots aufgeschlagen, um sie vor den Sonnenstrahlen und der schlimmen Witterung zu beschirmen. — Die Weiber der Häuptlinge sind meistens weit hübscher, als die übrigen.

Die Hütten der gemeinen Einwohner überhaupt, sind nicht viel besser, als gewöhnliche Schoppen; einige derselben sind mit Gras gedeckt, andere aber nicht. Die Natur hat zu viel für diese Insulaner gethan, als daß nicht dadurch ihre Abneigung gegen die Arbeiten des Feldbaus noch genährt werden sollte; sie bringen daher ihre meiste Zeit mit Kurzweilen oder mit Gesprächen untereinander zu. Sie leben sehr gesellig und umgänglich beisammen und unterhalten sich mit Erzählungen, Gesängen und anderen ländlichen Vergnügungen, die hier so gut bekannt sind, als in cultivirteren Ländern.

Wenn die Witterung anfängt schlimm zu werden, so behängen sie die dem Wetter ausgesetzte Seite ihrer Häuser mit Matten von Kokosnußblättern zwei oder dreifach in der Dicke.

Ihre sämtlichen Mobilien, besonders auch die der königlichen Familie, bestehen bloß aus einigen wenigen, sechs bis sieben Fuß hohen hölzernen Schemeln, die zu Kopfkissen dienen, und dem Seitentheile eines alten Kanots, der die Stelle der Bettstätte vertreten muß. Die übrigen Mobilien sind einige Körbe, wie sie hier zu Lande verfertigt, und auch von den Sandwich-Inseln hierher gebracht werden. Dazu kommen dann noch ein oder zwei hölzerne Gefäße, worin der Popai, das Awa u. s. w. zubereitet wird, ein Stück hartes Holz, ein Reibstein, einige inländische Kürbisflaschen, Kokosnußschalen und ein Fischnez. Dies ist ein vollständiges Inventarium der Geräthschaften der am besten ausgestatteten Häuser. Hierzu gehören freilich noch mancherlei europäische Artikel, die sie theils als Geschenke erhalten, theils von den Schiffen gestohlen haben; da sie aber nicht eigenthümliche Geräthschaften des Landes sind, und auch von diesen Insulanern nicht benutzt werden, so gehört ihre Aufzählung nicht hierher.

Edeah besitzt mancherlei europäische Geräthe, z. B. alte Brühepfannen, Bratpfannen und eiserne Roste; sie wünschte dieselben gegen Schießpulver an mich auszutauschen; aber ich lehnte ihr dringendes Gesuch ab. Diese Küchengeräthschaften liegen nebst anderm alten Trödel in ihrem Hause zerstreut herum.

Die unvorsichtige Art, wie sie sich zum Schlafen niederlegen, kann nicht anders, als einen nachtheiligen Einfluß auf ihre Gesundheit haben. Sie kümmern sich nicht darum, was für Ausdünstungen sie einathmen, und strecken sich, ohne Rücksicht auf die Feuchtigkeit der Nachtluft, auf die Erde hin. Daraus müssen wahrscheinlich mehrere Krankheiten entstehen, die sie dann einer Ansteckung von den Europäern zuschreiben. —

Soviel ich vermochte, die beste Erkundigung darüber einzuziehen, so ist die Regierung auf dieser Insel monarchisch und erblich. Doch kann oft die große Macht oder der Ehrgeiz eines Häuptlings die regelmäßige Erbfolge unterbrechen; doch scheint die erbliche Thronfolge ein Grundgesetz zu seyn. Der unrechtmäßige Thronbesitzer vererbt seine Regierung auf seinen Sohn. Dies war auch der Fall bei dem Usurpator Pomarri.

Von dem gemeinen Volke kann man sagen, daß es wenig oder beinahe gar kein Eigenthum besitzt; denn sollte Einer zufälliger Weise irgend Etwas von mehr als gewöhnlichem Werthe besitzen, so kann es wohl nicht fehlen, daß es der König nicht durch die niederträchtigen Leute erfährt, die ihn immer umringen. Die Folge davon ist dann immer, daß der König die angezeigte Kostbarkeit für seinen Gebrauch abfodern läßt, und der Besitzer handelt klug, wenn er sie nicht verweigert. Denn die Widersetzlichkeit wird für strafbaren, rebellischen Ungehorsam angesehen; der Widerspänstige kömmt ins schwarze Register, und darf darauf rechnen, daß er bei

nächster Gelegenheit zum Menschenopfer ausersehen wird. Das gemeine Volk beklagt sich höchlich und mit vollem Rechte über diese Speichellecker, die es eben so oft für sich, als für ihren Herrn befehlen.

Keiner darf sich anders, als mit unbedecktem Kopfe und mit bis auf die Brust herab entblößten Schultern dem Könige nähern; selbst seine eigenen Verwandten sind zu dieser Ehrfurchtsbezeugung gegen ihn verpflichtet. Wann sie sich zu Lande irgend wohin begeben, so werden sowohl der König als die Königin von ihren Aufwärtern auf den Schultern getragen; doch dauert die Beobachtung dieses Gebrauchs nur so lange, bis eine gewisse Ceremonie, nämlich die Krönung und Beschneidung zu Attahuru vollbracht ist.

Beide dürfen an keinem anderen Orte, als an besonders dazu geweihten Plätzen spazieren gehen. Wenn sie in ein anderes, als ihr eigenes Haus treten, so muß dasselbe auf der Stelle niedergerissen werden. Dies war die Ursache, warum Otu mich nicht in meinem Hause besuchte, ob er gleich mehrere Monate lang mein nächster Nachbar war; darum ließ er mich oft fünf bis sechs Mal des Tages unter irgend einer kindischen Ausrede zu sich rufen.

Die Abgeordneten des Königs haben eine unumschränkte Gewalt, und üben sie mit allem Uebermuthe aus; sie sind stolz und eitel, und haben außer ihrer rechtmäßigen Ehefrau gewöhnlich noch zwei oder drei der

schönsten Weiber des Landes, als Beischläferinnen bei sich. Unverheurathete Frauenzimmer von Stande haben gewöhnlich ihre Günstlinge, mit welchen sie nach Gefallen zusammen leben, ohne daß dies auffiele oder getadelt würde. Man hat mir berichtet, daß die Königin zwei Kinder von ihren Aufwärtern geboren habe; auch hat Edeah, die Mutter des Königs, seit der Trennung von ihrem Manne Pomarri mehrere Kinder zur Welt gebracht.

Alle diese Kinder werden sogleich nach ihrer Geburt erwürgt, nach der gewohnten Sitte der heillosen Erriois, an deren Spitze die Glieder der königlichen Familie stehen. Zur Entschuldigung führen sie dabei an, daß diese Kinder Früchte einer niedrigen, schimpflichen Verbindung seyen. Sie sehen auch diese abscheuliche Gewohnheit gar nicht als ein Verbrechen an; und manche bekennen es ohne Scheu, wie viele Kinder sie schon umgebracht haben.

Es scheint, daß mehrere Kinder weiblichen, als männlichen Geschlechts, als Opfer dieses Nationallasters umkommen. Dies mag wohl aus zwei Ursachen herrühren, erstens weil dieser Gebrauch unverändert von ihren Vorfahren hergebracht ist, und zweitens weil es mehr Mühe und Sorgfalt erfordert, ein Mädchen davon zu bringen und zu erziehen, als einen Jungen.

Wenn man dem Pomarri über diesen barbarischen und unmenschlichen Gebrauch Vorwürfe machte, so

pflegte er dagegen zu erwiedern, daß, wenn diese Kinder alle beim Leben erhalten würden, die Insel am Ende nicht Lebensmittel genug für ihre Bewohner aufbringen könnte.

Die Erriois bilden eine so zügellose und verruchte Gesellschaft, daß man glauben sollte, sie würde die Strafe des Himmels auf sich herabrufen. Der Hauptgrund ihrer Verbindung ist die Gemeinschaft der Weiber, und die Ermordung aller von ihnen erzeugten Kinder beiderlei Geschlechts, sogleich nach ihrer Geburt. Es ist wahrlich ein Beweis von außerordentlicher und herabwürdigenswerther Verderbtheit der Gemüther, daß eben diese verächtlichen Leute als Wesen von höherem Range von dem Volke verehrt, und wo sie hinkommen, auch als solche behandelt werden. Ich bin überzeugt, daß das scheußliche Beispiel dieser Kindermörder auch ähnliche Greuelthaten außerhalb ihrer ruchlosen Gesellschaft veranlaßt; denn gewöhnlich urtheilt und handelt der Pöbel in allen Ländern der Erde mehr nach dem Beispiele seiner Oberen, als nach seiner eigenen Vernunft. Darum mögen auch wohl die Otaheitier durch das, was sie bei ihren Erriois sehen, zur Nachahmung verleitet werden. Ich glaube auch, daß es auf der ganzen Insel bei der Geburt eines Kindes immer auf die freie Wahl der Aeltern ankömmt, ob es soll beim Leben erhalten, oder umgebracht werden. Das daraus entspringende Unheil übersteigt alle Begriffe; die schändlichen, lasterhaften Grundsätze dieser Leute verbreiten sich umher wie die Pest, und was das schlimmste ist, sie gehen von In-

sel zu Insel über, und wo sie hinkommen, streuen sie dasselbe Gift aus. Ich kann nicht anders, als mit Abscheu von dieser Gesellschaft sprechen. Sollte man es wohl glauben, wenn es nicht durch so viele glaubwürdige Männer, welche nach einander diese Insel besucht haben, völlig bestätigt wäre, daß es auf der Erde ein aus Männern und Weibern bestehendes Volk gebe, das taub gegen die Stimme der Natur, taub gegen die Vorwürfe jedes natürlichen Menschenverstandes, fähig ist, eine ganze Reihe von Kindern zu ermorden, und kleine Wesen, welchen sie so eben erst das Leben gegeben haben, dasselben unverzüglich wieder zu berauben? Ich hoffe schwerlich, daß in England eine Mutter mir Glauben beimißt, wann ich erzähle, daß eine Erroi-Mutter ihr Kind ermordet, sobald es zur Welt gekommen ist! *)

Die Priester haben hier einen großen Einfluß auf die Gemüther des Volkes, und werden von demselben hoch verehrt. Sie versehen alle gottesdienstliche Verrichtungen und Opfer in den Morais. Sie werden für die Diener ihrer Gottheiten angesehen, und haben daher freien Spielraum, um die unwissenden Insulaner zu täuschen; auch verstehen sie ihren Vortheil zu gut, als

*) Aehnliche Gräuelthaten erzählen ältere Berichtgeber, besonders Avezzi, von den Schaggaern im Innern von Süd-Afrika. Auch sollen viele Weiber im Innern von Amerika ihre neugebornen Kinder ermorden, wenn sie weiblichen Geschlechts sind. D. H.

daß sie nicht allen Gebrauch davon machen sollten. Sie bereden sie daher auch, daß sie Gewalt über Leben und Tod bei ihnen haben, und daß jede Beleidigung, die ihnen widerfährt, und die Flüche, die sie gegen die Verbrecher ausstoßen, tödtliche Folgen haben. Die vornehmsten Oberhäupter sind meistens selbst auch Priester. Diese Würde wissen sie mit vieler Geschicklichkeit geltend zu machen, um ihre Unterthanen im Gehorsam und in der Ehrfurcht zu erhalten, und ihre Gewalt über dieselben noch weiter auszudehnen. Sie machen das Volk glauben, daß ihr Zorn tödtend sey, und daher wird von den Otaheitiern nichts so sehr gefürchtet, als ein hohes Haupt zu beleidigen. Auf solche Art werden die Gemüther des Volks von diesen schlauen Bösewichtern immer in Furcht und Schrecken erhalten. Pomarri verstand diese Kunst meisterhaft, und wandte sie mit beispielloser Geschicklichkeit an. Er war im Punkte der Religion der größte Gaukler und ein Erzbetrüger. Dabei war er doch so klug, daß er nicht behauptete, seine Gewalt erstrecke sich auch über uns.

Die Morais dieser Insulaner sind Sicherheitsorte für Verbrecher jeder Art, die sich bei dringender Gefahr dahin flüchten und nach hergebrachter Gewohnheit nicht von da weggebracht werden dürfen. Mit einem Worte kann man sagen, daß dies Volk ganz im Aberglauben verstockt ist, indem es unwandelbar an den Gebräuchen seiner Vorfahren hängt.

Sieben und dreißigstes Kapitel.

Unglücklicher Zustand dieser Insel. — Krankheiten. — Ursachen der immer steigenden Abnahme der Bevölkerung. — Streich, welcher dem Capitän gespielt wurde. — Allgemeiner Hang zum Stehlen.

Es muß wahrlich einem Manne, der Menschengefühl im Busen trägt, äußerst wehe thun, wenn er einen Blick auf diese Insel wirft, und hier einen Fleck Landes sieht, der mit Allem, was das Leben angenehm machen kann, von der Natur gesegnet ist; wo die üppige Fruchtbarkeit des Bodens mit dem mildesten, heitersten Klima übereinstimmt; und dann bemerken muß, daß dieses indische Paradies der Schauplatz grausenvoller Verheerungen gefährlicher Krankheiten und der Verwüstungen des Todes in solchem Grade geworden ist, daß, allem menschlichen Anscheine nach, die Insel in wenigen Jahren eine unbewohnte Einöde werden wird, die kein menschlicher Fuß mehr betritt.

Wie schon gedacht, schreiben die Otaheitier den größten Theil dieser Krankheiten den Besuchen der Europäer zu; so ungereimt diese Meinung auch ist, so möchten wir doch wirklich einigen Antheil daran haben.

Es bleibt kein Zweifel übrig, daß nicht venerische Krankheiten Tausende von diesen Insulanern seit ih-

rem ersten Umgange mit Europäern hinweggerafft haben. *)

Zu der Zeit, als wir diese Insel verließen, befanden sich manche dieser Insulaner durch dieses schreckliche Uebel in einen wahrhaft bemitleidenswürdigen Zustand versetzt, obgleich der Wundarzt der Mission, ein sehr menschenfreundlicher Mann, keine Mühe scheut, um ihr Elend zu erleichtern. Aber es hält unbeschreiblich schwer, sie dahin zu bringen, daß sie die Verordnungen des Arztes befolgen; denn sie haben einen heftigen Widerwillen gegen alle Arzneien, und, was dabei ihnen noch eben so nachtheilig ist, sobald sie von einer Krankheit befallen sind, werden sie von Allen verlassen, und mögen dann zusehen, wie sie sich selbst forthelfen. In diesem hülflosen Zustande bleibt dann nur noch wenig Hoffnung zur Wiedergenesung übrig.

Ich bin überzeugt, daß diese Insulaner in ihrem vormaligen rohen Naturstande weit glücklicher waren, als sie seit ihrer Bekanntschaft mit den Europäern sind. — Eine andere höchst gefährliche Krankheit ist das hier einheimische Fieber, das daselbst vorzüglich stark herrscht und durch schlechte Behandlung oder vielmehr Vernach-

*) Man hat ehemals darum gestritten, wer von beiden, Franzosen oder Engländer, jene scheußlichen Uebel auf die Insel gebracht haben, und man behauptete am Ende, daß diese Krankheit schon früher, als Europäer dahin kamen, den Einwohnern bekannt gewesen wäre. D. H.

lässigung meistens tödtlich ist. So übel sich auch die Otaheitier in solchen Krankheiten befinden mögen, so kostet es doch die größte Mühe, sie vom Wasser abzuhalten. Die Ruhr ist sehr gemein, und wer einmal davon befallen ist, entgeht selten dem Tode. Rheumatischen Zufällen und kalten Fiebern sind sie wegen ihrer großen Vorliebe für das Wasser gar sehr unterworfen; auch trägt hierzu die bereits erwähnte Unachtsamkeit bei, mit welcher sie sich an feuchten Orten schlafen legen. Ihr einziges Heilmittel, das sie zur Erleichterung ihrer Schmerzen anwenden, ist, daß sie die schmerzende Stelle sanft drücken und reiben. Dieser Gebrauch herrscht bei allen Insulanern dieser Gegenden.

Außer den hier angeführten Krankheiten findet man noch mehrere andere, die mir zwar unbekannt sind, aber ohne Zweifel auch ihren Theil zu der Entvölkerung der Insel beitragen.

Doch ist gewiß jener bereits erwähnte gräuelvolle Gebrauch, neugeborne Kinder zu ermorden und Menschen zu opfern, das wirksamste Mittel zur Vernichtung dieses Volkes. Man rechnet, daß wenigstens zwei Drittel aller hier gebornen Kinder aus der Welt geschafft werden. Vergebens erhebt sich die Stimme der Natur gegen eine durch vieljährige Gewohnheit zu tief gewurzelte Sitte, die noch durch das Beispiel verstärkt, bei den verstockten Insulanern ihre ganze Abscheulichkeit verloren zu haben scheint. — Wenn die künftige Entvölkerung sofort mit der in den letzten Jahren, und besonders wäh-

rend meines Aufenthalts dahier, gleichen Schritt hält, so muß die Insel in kurzer Zeit eine menschenleere Wüste seyn. Ich habe schon erwähnt, daß die Missionare, während ich hier wohnte, zwei Mal eine Reise um die Insel gemacht haben, auf welcher sie jedes Mal die Einwohner zählten. Bei der ersten Zählung fanden sie 7000 und bei der letzten nicht viel über 5000 Einwohner.

Diese Sterblichkeit kann nicht genug beklagt werden, obgleich Klagen hier nutzlos sind. Diese unglücklichen Leute sind so sehr verblendet, daß sie die wahre Ursache des Uebels nicht bei sich selbst suchen, sondern es unbedenklich auf Rechnung ihres Verkehrs mit den Europäern schreiben.

Während meines Aufenthalts auf dieser Insel starben drei Personen von der königlichen Familie; Otu ist der letzte Sprößling derselben. Sollte man hier nicht auf den Gedanken gerathen, daß dies ein Strafgericht des Himmels sey?

Die Natur, die eine so zärtliche Mutter aller ihrer Kinder ist, hat auf Otaheite ihre Süßigkeiten dennoch mit Bitterkeiten vermischt, so daß das Loos der Otaheitier nicht glücklicher ist, als das anderer Erdbewohner; denn wenn schon der Boden fruchtbar und das Klima mild ist, so macht doch die physische Neigung zur Trägheit jene Naturgeschenke unwirksam. Ueberdies werden sie von ihrem Könige, ihren Häuptlingen und deren

Speichelleckern tyrannisirt und gehudelt. Kann irgend ein Naturgeschenk eine solche Bedrückung überwägen? *)

Das freundschaftliche Zuvorkommen, und die Sanftheit der Sitten dieser Insulaner, macht bei der ersten Bekanntschaft mit ihnen einen günstigen Eindruck auf alle Fremde; aber sie dürfen sicher glauben, daß diese sanften Naturkinder nicht ermangeln werden, sie bei erster Gelegenheit auf jede mögliche Weise zu hintergehen, und gewiß nie versäumen werden, zu stehlen, wo sie beikommen können. In allen solchen Fällen fließt das gestohlne Gut den Häuptlingen zu, und dann ist es beinahe unmöglich zur Wiedererstattung desselben zu gelangen.

*) Daß unser Verfasser hier ein wenig deräsonnirt, oder gar radotirt, werden die Leser auch ohne diesen Fingerzeig bemerken. Die Verderbtheit der Menschen hat allein Bitterkeiten in die Geschenke der Natur gemischt, und es ist eben so wenig die Schuld dieser gütigen Mutter, daß die Otaheitier sich an Trägheit gewöhnt haben, weil die Noth sie nicht zur Arbeit treibt, als die Bedrückungen, unter welchen diese Insulaner schmachten, ihr zur Last gelegt werden können. Unser Verfasser scheint sich nicht mehr zu erinnern, daß er bei den Sandwich-Inseln anmerkte, die Betriebsamkeit ihrer Einwohner, rühre von der verhältnißmäßig mindern Fruchtbarkeit ihres Bodens, und der starken Bevölkerung der Inseln her. — Seine weiteren Digressionen und Declamationen lassen wir hier weg, da sie fremdartige Dinge betreffen. D. H.

Der Capitän, auf dessen Schiff wir uns einschifften, um nach Port-Jackson zu fahren, mußte sich durch eigene Erfahrung von der Wahrheit dieser Angabe überzeugen. Derselbe hatte einige Land-Schildkröten mit hieher gebracht, nach welchen die otaheitischen Häuptlinge äußerst lüstern waren, und wünschten, daß er ihnen einige derselben auf der Insel zurück lassen möchte, wie schon andre Seefahrer mit nutzbaren Thieren sie beschenkt hatten. Da aber dieser Capitän denselben keine Verbindlichkeit schuldig zu seyn glaubte, und auch keinen besondern Zweck zu berücksichtigen hatte, so war er eben nicht sehr geneigt, ihnen hierin zu willfahren; doch weigerte er sich nicht, diese Schildkröten gegen Schweine zu vertauschen. Dies hatten die verwöhnten Otaheitier nicht erwartet; sie änderten daher ihren Plan und erdachten folgende List. Zwei von Pomarri's Bedienten kamen herbei, überbrachten Begrüßungen von ihrem Herrn, und baten den Capitän um zwei von seinen Schildkröten, mit dem Beifügen, daß er nur durch sie möchte sagen lassen, wie viel Schweine er dagegen in Tausch haben wolle. Es ist hiebei zu bemerken, daß Pomarri damals zu Attahuru war. Der Capitän erwartete zwar nicht viel von diesem Handel, doch glaubte er sich auf Pomarri's Wort verlassen zu können. Diesemnach schickte er die verlangten Schildkröten unter der Aufsicht eines schon lange auf der Insel wohnhaften Europäers ab, der daher auch mit der Landessprache sehr wohl bekannt war. Dieser hatte den ausdrücklichen Auftrag, nicht ohne die Schweine zurückzukommen.

Dieser Europäer begab sich nun mit den beiden Bedienten des Pomarri auf den Weg; sie hatten aber nicht viel über eine halbe Stunde zurückgelegt, als sie den Europäer ersuchten, zurückzukehren, da seine Gegenwart unnöthig sey, indem sie die Schildkröten schon selbst überliefern wollten. Dieser sprach aber von den Schweinen, die er zurückbringen sollte, und beharrte darauf, sie zu begleiten, bis sie endlich anfiengen, ihn etwas unsanft zu behandeln, und ihn auf eine Art nöthigten, sich ihnen gefällig zu erweisen, welcher sich länger zu widersetzen er mit Recht nicht für klug hielt. Der Kerl, der ein etwas eingebildeter Narr war, und sich viel auf seine Geschicklichkeit, im Umgange und in Unterhandlungen mit den Eingebornen, zu gute that, hätte diese Botschaft mit den heiligsten Versicherungen, sich nicht von denselben betrügen zu lassen, übernommen. Nun war es aber spaßhaft anzusehen, mit welcher gedemüthigten Miene er auf das Schiff zurückkehrte. — Meines Erachtens war das Ganze, ohne Pomarri's Theilnahme, bloß von den Häuptlingen ersonnen und veranstaltet worden. Ich habe mich so lange dabei aufgehalten, weil dieser Zug zu der Schilderung ihrer Betrugskünste gehört.

Oft haben sie unsre Leute durch vorgespiegelte Versprechungen zum Ausreißen zu verleiten gesucht, und sie jedes Mal dann wieder gegen die versprochene Belohnung an uns zurückgeliefert.

Die Häuptlinge beehren dann ihre Unterthanen mit

weit mehr Zutrauen, wenn sie einen solchen Streich geschickt genug vollbracht haben, ohne daß die Thäter entdeckt werden; im entgegengesetzten Falle werden sie mit Vorwürfen überhäuft. — So ausgemachte Erzdiebe sie auch in ihrem Verkehre mit uns sind, so glaube ich doch, daß sie in ihren Verhandlungen untereinander viel ehrlicher zu Werke gehen. *) — Wenn man sie Diebe schalt, so antworteten sie, daß sie keine ärgeren Diebe wären, als manche von unseren eigenen Landsleuten; sie spielten damit auf die Verbrecher von der Botany-Bai an.

Größere Diebe giebt es aber in dem ganzen Lande nicht, als die Leute von Otu's Gefolge. Von gleichem Schlage sind die Häuptlinge der Insel, und eben so auch die Priester und Stellvertreter. Bei solchen Beispielen der Vorgesetzten darf man sich über die Verdorbenheit des gemeinen Volkes gar nicht verwundern. Dieses hält nun entweder den Diebstahl für kein Verbrechen, oder wenn es auch die Strafbarkeit desselben einsieht, so lebt es der Hoffnung, daß die Priester es wieder von aller Schuld freisprechen werden. Ein für alle Mal, die Insel Otaheite ist ein Diebsnest! —

*) Der Verfasser scheint vergessen zu haben, daß er oben sagte, es gebe Wahrsager unter den Otaheitiern, welche vorgeben, einen Dieb entdecken zu können; dies möchte doch wohl beweisen, daß auch unter ihnen selbst Diebstäle nicht selten sind. D. H.

Acht und dreißigstes Kapitel.

Empfang der Fremden. — Gleichmüthigkeit. — Gutmüthigkeit unter ihnen selbst. — Geringe Eifersucht in Betreff ihrer Weiber.

Die Art, mit welcher diese Insulaner, vom Könige bis zum geringsten Unterthan herab, die Fremden empfangen, ist äußerst höflich und leutselig. Die Häuptlinge sind zwar ziemlich stolz und Liebhaber vom Großthun; dennoch ermangeln sie selten, einen Fremden mit der größten Gastfreundschaft aufzunehmen, und ihm alle Gefälligkeiten zu erweisen, die in ihren Kräften stehen. Doch ist ihre Gastfreiheit, wie leicht zu erachten, nicht von der feinsten Art; denn sie vergessen dabei auch nie, Alles, was sie dem Fremden auftischen, gewaltig herauszustreichen und zu vergrößern, ohne Zweifel, um dadurch ein desto ansehnlicheres Gegengeschenk von ihm herauszulocken. Bei näherer und längerer Bekanntschaft verschwinden viele von ihren Anfangs für so liebenswürdig gehaltenen Eigenschaften und mit denselben auch ihre vermeinte Uneigennützigkeit.

Gewiß ist es, daß sie unter sich selbst in besserem Einverständnisse leben, als dies unter Europäern gebräuchlich ist. So lange ich mich unter ihnen aufhielt, sah ich nie eine Schlägerei, und ob sie gleich sehr geschickte Faustkämpfer sind, und bei ihren Wettkämpfen

einander wechselseitig derbe Stöße beibringen, so sind sie doch wieder die besten Freunde, sobald diese Kampfspiele geendigt sind. Ihre häufigen Kriege müssen bloß dem Ehrgeize ihrer Oberhäupter zugeschrieben werden; denn ich bin überzeugt, daß ohne die Einwirkung dieser unruhigen Köpfe der Krieg unter ihnen beinahe ganz unbekannt wäre.

Ich wiederhole es, ich habe nie einen Otaheitier vor Zorne außer sich gesehen. Sie necken und foppen einander weit freier, als Europäer es unter sich wagen dürfen; aber solche Scherze werden nicht übelgenommen. Sie sind scharfsichtige Beobachter der Sitten, Handlung und jedes Benehmens und Blickes der Fremden; und wenn sie an diesen irgend eine Unvollkommenheit oder etwas Ausgezeichnetes wahrnehmen, so unterlassen sie nicht, sich auf ihre Kosten lustig zu machen.

Ihre Gleichmäthigkeit und immer gleich heitere Laune muß zum Theil auf Rechnung des günstigen Klima's ihrer Insel gesetzt werden. Eine andere Ursache davon ist ohne Zweifel ihre Sorglosigkeit und ihre Unbekümmertheit; die Natur hat sie mit allem versehen, was zu ihrem Lebensunterhalte erforderlich ist, und die Fruchtbarkeit des Bodens bedarf hier keines Anbaues. Daher sind diese Insulaner auch frei von der ängstlichen Sorge für die Herbeischaffung der ersten Lebensbedürfnisse, welche in der bürgerlichen Gesellschaft jedem einzelnen Mitgliede derselben soviel Beschäftigung giebt, und

die Quelle, ja die einzige Quelle aller das menschliche Leben untergrabenden Leidenschaften ist.

Was die Lebensmittel betrifft, so ist es, wie ich schon erinnert habe, ein unveränderliches Gesetz bei den Otaheitiern, daß Alles, was Einer davon besitzt, auch den Anderen gemeinschaftlich gehöret; wenigstens habe ich bei allen den zahlreichen Besuchen, die wir von ihnen erhielten, nie das Gegentheil davon wahrgenommen, und oft blieb dem ersten Besitzer der kleinste Antheil davon übrig. Ich weiß nicht, wie ich diese gutmüthige Mittheilung mit dem Eigennutze, den sie in dem Verkehre mit Fremden an den Tag legen, vereinigen soll; es sey denn, daß man annimmt, sie handelten hierin mehr aus einem natürlichen Gefühle, als aus einem Begriffe von Recht und Unrecht. Sie haben zweierlei Arten sich zu betragen, die eine unter sich selbst, die andere im Umgange mit Fremden.

Ihre Sitten sind, überhaupt genommen, sehr übereinstimmend mit denen der übrigen Bewohner der Gesellschafts-Inseln; nirgends findet man hier die Beobachtung einiger Treue gegen Fremde; der Eigennutz ist die Seele aller ihrer Handlungen.

Als die Missionare auf Otaheite anlangten, so wurden sie mit größter Herzlichkeit empfangen, und die Insulaner bezeugten sowohl für die Prediger, als für ihre Lehren die höchste Ehrerbietung und Achtung. Dieser Empfang täuschte die Missionare; sie sahen ihn für

eine günstige Vorbedeutung des glücklichen Erfolgs ihrer Bemühungen an, und begannen ihre Arbeit mit frohem Muthe und gränzenlosen Hoffnungen. Die Häuptlinge munterten sie noch durch ihren Beifall auf, indem sie sagten: ihr Parroh, d. h. ihre Reden wären sehr gut. Der Hohepriester hingegen, der ihnen eine Zeit lang aufmerksam zugehört hatte, verrieth am Ende die geheimen Gedanken seiner Landsleute, indem ihm die Bemerkung entschlüpfte, die Missionare theilten gute Worte in Menge, aber nur wenig Aexte aus. Sie dachten ohne Zweifel, daß die Gefälligkeit, welche sie ihnen durch ihre stäte Aufmerksamkeit erwiesen, sie auch dazu berechtige, Geschenke von denselben zu erwarten. *) Mich dünkt, sie haben sich hierin wenig gebessert.

Der allgemeine Müssiggang dieser Insulaner wird nie unterbrochen, als wenn ein Schiff anlangt. Dann ist Alles voll Leben und Thätigkeit, und diese trägen Insulaner sind hierauf so geschäftig, wie Tabulettkrämer auf Jahrmärkten; Jeder hat dann Etwas zu verhandeln,

*) Dies ist dem ähnlich, was von den Wilden im französischen Guiana erzählt wird, wo man jedem, der dem katholischen Gottesdienste beiwohnte, ein Glas Branntwein reichte. Die Wilden kamen fleißig, als man aber mit dieser Bewirthung aufhörte, so blieben sie aus. Man stellte sie deshalb zur Rede, und sie antworteten gerade heraus, sie hätten den Geistlichen die Gefälligkeit erwiesen, ihren Ceremonieen beizuwohnen, so lange man sie bezahlte; da man dies jetzt unterließe, so hielten sie sich auch nicht für verpflichtet, ihre Gefälligkeiten fortzusetzen. D. H.

und in Ermangelung eines andern bringt nicht selten ein Ehemann sein Weib zu Markte. Pomarri selbst war in diesem Punkte, nämlich was die Benützung otaheitischer Schönheiten durch Vermiethung betrifft, ein nicht minder thätiger Unterhändler, als die übrigen Insulaner. Ich traf ihn einst auf einem meiner Abendspaziergänge, als er gerade zehen bis zwölf junge Weiber ans Ufer führte, und ihnen befahl, an Bord des in der Bai liegenden Schiffes zu gehen, und ja nicht zu unterlassen, ihm am folgenden Morgen soviel Schießpulver zu bringen, als sie würden erhaschen können. — Alle gehorchten willig seinen Befehlen. Dies ist bei den Otaheitiern so etwas Alltägliches, daß es Niemandem auffällt.

Die Ankunft eines Schiffes erweckt die Thätigkeit unter den nahen und fernen Bewohnern der Insel, und lockt sie alle herbei. Manche treffen nun zu Matavai alte Bekannte an, die sie in langer Zeit nicht gesehen haben; bei solchen Gelegenheiten beobachten sie eine höchst seltsame Ceremonie, indem sie einen Haifischzahn nehmen und sich denselben bei solchen Zusammenkünften in den Kopf stoßen, so daß das Blut herausläuft, und dies thun sie so oft bis sie ganz mit Blute besudelt sind. Ich weiß nicht, wie ich diesen Gebrauch erklären, noch was für eine Bedeutung ich ihm zuschreiben soll, außer daß diese Leute dadurch ihre außerordentliche Freude ausdrükken wollen.

Die Lage der Missionare kann unter diesen Insu-

lanern wahrlich nicht angenehm seyn. So wie ein Schiff anlangt, werden sie von denselben als Unterhändler bei ihrem Tauschhandel gebraucht. Geht nun dies Geschäft auf irgend eine Weise nicht nach ihrem Wunsche, welches bei der unersättlichen Habsucht dieser Insulaner gewöhnlich der Fall ist, so machen sie den Missionaren Vorwürfe darüber. Man glaubt dann, sie hätten ihr Interesse bei ihren Landsleuten nicht gehörig besorgt, sonst würden sie einen bessern Handel abgeschlossen haben. Vergebens wenden die Missionare dagegen ein, daß ihnen keine Gewalt über fremdes Eigenthum zustehe; ein Otaheitier ist nicht leicht zu überzeugen, wenn er einmal eine entgegengesetzte Meinung angenommen hat.

Wenn es aber auch den Missionaren gelingt, sie von der Aufrichtigkeit ihrer Versicherungen und von ihrem warmen Diensteifer in der Besorgung ihrer Angelegenheiten zu überzeugen, so überhäufen sie den Schiffscapitän mit Vorwurfe, und nennen ihn dann einen Ahau, ahau oder tättä perre, perre, d. h. einen bösen Mann, einen argen Geizhals, welche Worte sie mit großem Nachdrucke aussprechen und dabei komische Gesichter schneiden.

Das Geld hat bloß einen willkührlichen Werth und es kömmt dabei nicht viel darauf an, aus was für Materialien es besteht; ein Blättchen Papier kann in dieser Hinsicht eben soviel Werth haben, als ein Stück Gold. So waren auch die Güter, welche die Missionare mit sich auf diese Insel brachten, nach den Begriffen dieser In-

Neun und dreißigstes Kapitel.

Otu's Geistesstumpfheit. — Otaheitische Zahlen. — Menschenopfer. — Abscheuliche Verrätherei.

Gewiß mag noch eine sehr beträchtliche Zeit verstreichen, bis die Otaheitier zu den ersten Anfangsgründen eines gesitteten Lebens gelangen, und besonders als ein hiezu nöthiges Hülfsmittel, ihre Sprache so regelmäßig ausbilden, daß sie mit Buchstaben geschrieben und nach Grundsätzen gelernt und gelehrt werden kann. Nur wenige dieser Inselbewohner sind im Stande die Buchstaben des Alphabets einigermaaßen richtig und gleichlautend auszusprechen. Otu konnte zwar einige derselben herausbringen, aber viele Buchstaben konnte weder er, noch ein anderer Otaheitier gehörig aussprechen.

Solche Buchstaben sind vorzüglich unsre C, K, S, Q, X, und G. — Das B sprechen sie, wie ein B und das C oder K wie ein sanftes T. So sagen sie zum Beispiel statt Capitán Vancouver — Taptán Bankuba und statt Capitán Cook (Kuhk) — Taptán Tuti. Das Wort: Royal Amiral sprechen sie; Rammirell aus.

Die Worte: „Very good fellow, very bad fellow!" — (Werri guht felloh, werri bád fel-

loh, d. h. sehr guter Bursche, sehr schlimmer Bursche!) waren diejenigen, welche Otu am leichtesten aussprach; so auch: „Haremi he Rumu" (bring mir Rum her). Zuweilen schickte er zu den Missionaren, um sich Papier, Feder und Dinte holen zu lassen; aber er gieng damit um, wie ein Kind und kratzte bloß allerlei Haken und Schmarren aufs Papier. Er ließ mich einst zu sich kommen, um Zeuge seiner Fortschritte im Lesen und Schreiben zu seyn, aber ich fand ihn mehr mit der Beschauung eines Bilderbuchs, als mit Lernen beschäftigt. Er konnte zwar einige Buchstaben nachmalen, aber dieses doch nur höchst unvollkommen. Ich bin auch der Meinung, daß sein Beispiel eben so wenig als das irgend eines Gliedes seiner Familie hierin auf die Belehrung der Eingebornen wirken werde.

Wenn Otu irgend Etwas einem hier liegenden Schiffe zu melden hatte, so ersuchte er gewöhnlich den Herrn Jefferson oder einen andern von den Missionaren, in seinem Namen ein Papierwort, d. h. ein Briefchen oder eine Note zu schreiben, worin meistens ein Gesuch um Awa Prittanni (d. h. Branntwein) enthalten war.

Die Zahlwörter der Otaheitier sind folgende:

Attätschie,	Eins.
Arrua,	Zwei.
Atohra,	Drei.
Aha,	Vier.
Areima,	Fünf.

Avenju,	Sechs.
Ahita,	Sieben.
Awarru,	Acht.
Iwa,	Neun.
Ahuru,	Zehen.

Eilfe wird ausgedrückt durch Eins mit dem Zusatze halla (folglich Attätschie halla), und so bis zwanzig; nachher wird ahuru, welches zehen bedeutet, beigesetzt, bis sie zu einhundert kommen, über welches hinaus sie selten zählen.

Um einem Fremden, der ihre Sprache nicht versteht, die Zahl anzudeuten, die sie ausdrücken wollen, sind sie auf den Gedanken gekommen, sich dazu eines Büschels Streifen von Kokosblättern zu bedienen, von welchen sie so viele vorweisen, als die Zahl der Stücke Waaren ausmacht, die sie haben wollen, und wobei sie dann auf gleiche Weise anzeigen, wie viel Schweine u. s. w. sie gegen Flinten, Pulver oder andre Handelsartikel austauschen wollen. —

Die Menschenopfer, die hier üblich sind, werden nicht, wie man gewöhnlich glaubt, von den Priestern*) um das Leben gebracht; sondern der, welcher sie abschlachtet, ist gewöhnlich einer von den niederträchtigen

*) Wahrscheinlich will der Verfasser hier sagen, nicht allein oder nicht immer von den Priestern, denn er erzählt ja oben von Pomarri, daß er einen Menschen geopfert habe, und er war ja Priester. D. H.

Höflingen, welche immer um den König sind, und ein solcher verschwärzt gewöhnlich noch seine Mordthat durch die abscheulichste Verrätherei; nämlich er läßt dann das auserfehene Schlachtopfer unter dem Vorwande eines freundschaftlichen Besuchs zu sich bitten, und lauert hierauf die schicklichste Gelegenheit ab, wo er ihn, wann er gar nicht auf seiner Hut ist, niederschlagen und dann vollends umbringen kann..

Ein solcher verrätherischer Mord trug sich hier während meines Aufenthalts auf dieser Insel zu.

Nach unsrer Rückkehr von den Sandwich-Inseln war einer von Otu's Günstlingen, der uns vorher täglich besucht hatte, zum Befehlshaber eines Bezirks in einiger Entfernung von Matavai ernannt worden. Dieser Mann wurde zu wiederholten Malen von dem Könige aufgefordert, ein Menschenopfer aus seinem Bezirke zu liefern; aber er entschuldigte sich immer mit der Schwierigkeit, ein hiezu taugliches Subjekt zu finden. Dies ließ man eine Zeit lang hingehen, aber endlich drang Otu oder vielmehr Pomarri darauf, daß er gehorchen sollte. Der Elende war nun in große Verlegenheit versetzt, und da er befürchten mußte, die Gunst seines Wohlthäters zu verlieren, so sah er wohl ein, daß er die Sache nicht länger mehr aufschieben könne. Er schickte daher einen Boten an einen seiner nahen Verwandten, um ihn zu sich einladen zu lassen. Der arglose Mann folgte sogleich dieser Einladung, und wurde auch von dem verrätherischen Häuptlinge mit der größ-

ten Freundschaft und Herzlichkeit empfangen, so daß er dann entzückt von der guten Aufnahme wieder weggieng. Kaum aber hatte er das Haus verlassen, als der Schurke einem seiner vertrauten Gehülfen den Befehl ertheilte, ihm nachzufolgen, und ihn bei guter Gelegenheit, wo er sich dessen am wenigsten versehen würde, zu ermorden. Dieser Befehl ward auch richtig vollzogen, und der Mann, der nichts böses argwöhnte, wurde todtgeschlagen, als er am Strande hingieng. Die Leiche ward sodann in einen langen Korb von Kokosnußblättern gelegt, und an unserer Thüre vorbeigetragen. Die Eingebornen, die sich damals in unserm Hofe befanden, sahen dem Dinge mit vollkommner Kaltblütigkeit und Gleichgültigkeit zu, und riefen mir, ich sollte auch hinsehen, als er vorbeigetragen wurde; aber ich bezeugte ihnen meinen Abscheu über solch' eine Verletzung der ersten Menschenrechte, und weigerte mich, vor die Thüre zu gehen, ehe der Zug aus meinen Augen war.

Wenn das Opfer in den Morai gebracht ist, so wird ihm ein Auge ausgerissen, und dann dem Könige auf einem Brodfruchtblatte dargereicht, der dabei den Mund aufsperrt, als ob er es verschlingen wolle. Dadurch glauben sie ihre Stärke und Schlauheit zu vermehren.

Bei großen Feierlichkeiten pflegt jeder Häuptling eines oder mehrere solcher Menschenopfer herbeizubringen. Man sagt, daß bei Otu's Einweihung nicht weniger, als zwölf bis funfzehen solcher Opfer darge-

bracht worden seyen. Nach vollbrachter Opferceremonie werden die Körper in die Morais gebracht und daselbst eingescharrt.

Wenn man diesen Insulanern über solche Gräuelscenen Vorwürfe macht, so wissen sie sich immer mit Ausreden herauszuhelfen. Gewöhnlich geben sie vor, die Opfer seyen schlechte Leute gewesen, die ihres Verbrechens wegen, den Tod verschuldet hätten. Meiner Meinung nach sind diese Entschuldigungen bloße Ausflüchte, wie die Otaheitier sie immer bei der Hand haben, wann sie irgend Etwas bemänteln wollen.

Vielleicht ist kein Volk auf der Welt, das mehr Freigebigkeit gegen seine Götter äußert, als dieses; denn die Otaheitier halten nichts für zu kostbar, was sie ihren Göttern opfern. Jedes Trübsal, das sie trifft, wird von ihnen als eine unmittelbare Wirkung der Rache ihrer Gottheiten angesehen. Krankheiten, Mangel, Kriegsunglück oder die Erzürnung ihrer Könige und Häuptlinge haben, nach ihren Begriffen, keinen anderen Ursprung, als die Beleidigung oder Vernachlässigung ihrer Götter. Daher fanden wir, daß selbst Pomarri an demselben Aberglauben kränkelte, da er uns dringendst bat, eine Kanone abzufeuern, um den Groll seiner Götter zu besänftigen, die er beleidigt zu haben fürchtete.

Hier zu Lande giebt es auch eine Art von Männern, die öffentlich ein so verabscheuungswürdiges Gewerbe treiben, daß die Zartheit unserer Sprache keine ausführ-

liche Erwähnung derselben gestattet. Diese Elenden werden von den Eingebornen Mahus genannt; sie nehmen Kleidung, Betragen und Sitten der Weiber an, und affectiren alle grillenhafte Launen und Ziereien der eitelsten Frauenzimmer. Auch leben sie gewöhnlich in der Gesellschaft der Weiber, die sich sehr um ihre Bekanntschaft bewerben. Sie nehmen auch mit den Sitten der Weiber zugleich ihre Beschäftigungen an, und verfertigen Zeuche, Matten und Mützen, und so sehr haben sie alle Männlichkeit abgelegt, daß, wenn man mir sie nicht besonders bezeichnet hätte, ich diejenigen derselben, die ich zu sehen bekam, für nichts anders, als für Weiber erkannt haben würde. Es gewährt mir einige Beruhigung, daß ich hinzusetzen kann, daß meistens nur allein die Häuptlinge zu solchen Abscheulichkeiten die Veranlassung geben. Otu selbst ist ein Ungeheuer in Rücksicht seiner schändlichen Ausschweifungen. Die scheußlichen Gräuel, mit welchen sie sich besudeln, übersteigen alle Beschreibungen; mir eckelt es, länger bei Gegenständen zu verweilen, die nur so grauenvolle und widerliche Bilder darstellen. Ich hatte während meines hiesigen Aufenthalts zwei solcher Mahus zu sehen Gelegenheit; den einen sah ich in dem Gefolge des Pomarri, und der andere ward mir gezeigt, als er an meinem Hause vorbeigieng; er bemerkte es, daß ich Blicke des Abscheus auf ihn warf, und schlich sich davon, ohne ein Wort zu sprechen.

So sehr jetzt auch der Todesengel über dieser unglücklichen Insel sein Verderben drohendes Schwerd

schwingt, so stehen doch noch vor allen Insulanern die Missionare im vollen Genusse ihrer Gesundheit, ihrer ungeschwächten Leibeskräfte und ihres Seelenfriedens da, und scheinen unter dem unmittelbaren Schutze des Himmels zu stehen, während die Eingebornen um sie her wie vergiftete Fliegen hinfallen. Die Frau Eyre, die jetzt über siebenzig Jahre alt ist, führt noch immer die Aufsicht über das Hauswesen der Missionare mit Leichtigkeit, Vergnügen und Zufriedenheit.

Hierbei will ich noch zuletzt anmerken, daß, meiner Meinung nach, der schlechte Erfolg der Bemühungen der Missionare hauptsächlich von einer geheimen Verabredung und Einverständnisse zwischen der königlichen Familie, den Häuptlingen und den Priestern herrühre, welche wahrscheinlich befürchteten, die Einführung des Christenthums möchte den Einfluß schwächen, den sie auf die Gemüther des Volkes haben, und daher sich derselben aus allen Kräften widersetzten. Denn sonst wäre es doch unbegreiflich, daß auch nicht ein Mal das Beispiel aller Tugenden, das die Missionare geben, einige dieser Insulaner sollte bekehrt haben. Aber hier sind die Oberen die Quellen alles Uebels; denn ihr Beispiel wird allgemein nachgeahmt.

Hier schließe ich nun meinen Bericht über Otaheite, den ich absichtlich so ausführlich abgefaßt habe, um das Gemälde dieser Insel zu vervollständigen; da die früheren Seefahrer, welche uns Schilderungen von derselben mitgetheilt haben, entweder durch die Schön-

heit des Landes verleitet, zu parteiisch für die Einwohner urtheilten, oder zu kurze Zeit sich hier aufhielten, um Manches genauer erforschen zu können, was sie nur oberflächlich beobachten konnten, oder was ihrer Aufmerksamkeit gänzlich entgieng. Vielleicht war Manches in früheren Zeiten auch anders, als jetzt, da es keinem Zweifel unterworfen ist, daß die Otaheitier nicht schlimmer geworden sind, seit sie mit Europäern im Verkehre stehen.

Vierzigstes Kapitel.

Fahrt nach Jacksonsport. — Anlanden an den Freundschafts-Inseln. — Verkehr mit den Einwohnern. — Ankunft auf der Norfolks-Insel.

Auf unserer Fahrt nach Jacksonsport kamen wir nach Eoa oder Mittelburg, der östlichsten von den Freundschafts- oder freundschaftlichen Inseln, und hielten uns beinahe den ganzen Tag daselbst auf, um Kokosnüsse und Seltenheiten von den Eingebornen einzuhandeln. Dieses Volk hat in seinem Aeußeren und in seinem Betragen eine große Aehnlichkeit mit den Sandwich-Insulanern. Auch sind ihre Kanote, die dieser letzteren ausgenommen, die niedlichsten, die ich in diesen Meeren gesehen habe. Die Eingebornen schienen einen unschätzbaren Werth auf ihre Geräthschaften zu setzen; denn sie verlangten einen übertriebenen

Preis für dieselben, und handelten dabei so, als ob sie ihr ganzes Leben mit Wuchergeschäften zugebracht hätten. Sie verlangten Aexte und Scheeren in Tausch gegen ihre werthlosen Trödelwaaren; da sie aber sahen, daß wir uns nicht übertölpeln ließen und nicht mehr, als den wahren Werth dafür geben wollten, so ließen sie uns dieselben endlich um den von uns gebotenen Preis, um nur nicht leer nach Hause zurückzukehren.

Sie brachten auch drei Weiber mit, ohne Zweifel, um ihre Gunstbezeugungen feil zu bieten; aber hierin sahen sie sich betrogen; denn unter der ganzen Schiffsgesellschaft fand sich kein Liebhaber zu dieser Waare.

Diese Weiber waren auch nichts weniger als hübsch, sondern von männlichem Aussehen, robust und von groben Gesichtszügen; auch schienen sie schon über die mittleren Jahre ihres Lebens hinaus zu seyn. Sie waren dunkelfarbiger und plumper gebaut, als die Otaheitierinnen. Diese letzteren sind wirklich die hübschesten und am feinsten gebildeten aller Insulanerinnen dieser Meere. — Ohne Zweifel hatten aber die Bewohner von Eoa einen höheren Begriff von der Schönheit ihrer Weiber und dem Werthe ihrer Gunstbezeugungen; denn sie schienen sehr ungehalten darüber, daß sie, ohne Vortheil von ihnen zu ziehen, sie wieder mitnehmen sollten, da sie sich die Mühe gegeben hatten, sie an Bord zu bringen. Wir handelten einige Keulen, Speere und Ruder von ihnen ein; doch mußten wir wenigstens drei Mal soviel dafür geben, als sie uns auf anderen Inseln gekostet hät-

ten. Wir drangen sehr in sie, ans Ufer zurückzukehren und uns Schweine, Yamswurzeln und andere Lebensmittel mitzubringen, von welchen sie uns gesagt hatten, daß sie bei ihnen in Menge vorhanden wären; aber als das Kanot zurückkam, das uns solche Waaren zuführen sollte, wußten sie so mancherlei Ausreden vorzubringen, daß wir leicht schließen konnten, sie hätten uns hintergangen, und der gerühmte Ueberfluß sey eine Erdichtung. Dagegen drangen sie aber sehr in uns, nach Tongatabu uns zu wenden, welche Insel wir bereits sehen konnten, und die sich in dieser Entfernung ungemein schön, gleich einem flachen, grünen Rasenplatze unseren Blicken darstellte. Sie sagten uns, daß wir daselbst Alles, was wir verlangten, in größter Menge vorfinden, und um einen geringen Preis einhandeln würden. So viel vernahmen wir wenigstens aus ihrem unverständlichen Geschwätze; da sie uns aber dasselbe von ihrer eigenen Insel vorgelogen hatten, so hörten wir auch dieses ohne Aufmerksamkeit an.

Zum Glücke für uns waren wir, wohl verproviantirt, von Otaheite abgesegelt, sonst hätte uns die Unvorsichtigkeit an den Freundschaftlichen Inseln angelegt zu haben, leicht gereuen können. Es scheint wirklich damals zu Eoa ein großer und ganz ungewöhnlicher Mangel an Lebensmitteln geherrscht zu haben; denn sonst würden die Eingebornen gewiß nicht den Reizen unserer Tauschartikel haben widerstehen können. Wir konnten uns auch auf dieser Insel nicht über zwei Dutzend Stück Brodfrüchte verschaffen; welches zu beweisen scheint, daß

dieselben hier nicht häufig sind; denn zu Otaheite konnten wir deren immer so viele haben, als wir wünschten. Vielleicht war es damals auch hier nicht die Jahrszeit dazu. Außer diesen Brodfrüchten, bekamen wir ungefähr noch vier Dutzend Kokosnüsse, ein oder zwei Büschel Bananas und einige wenige Stücke Zuckerrohr, und dies war Alles, was wir auf dieser Insel von Lebensmitteln einhandeln konnten.

So weit wir die Küste übersehen konnten, waren die Ländereien durch niedliche Umzäunungen abgetheilt, und schienen alle angebaut zu seyn. Hier ist auch wohl der Anbau nöthiger, da die Insel offenbar nicht so viel Brodfrüchte erzeuget, als die Gesellschafts-Inseln. Wir bemerkten von dem Schiffe aus verschiedene Häuser; doch da wir zu weit von denselben entfernt waren, so können wir sie nicht genau beschreiben. So viel wir durch Ferngläser erkennen konnten, schienen sie länglicht gebaut und einiger Maaßen einem langen Schoppen ähnlich und auf den Seiten offen zu seyn. Der Krieg, der einige Jahre auf diesen Inseln wütete, hat die Volksmenge derselben sehr geschwächt; denn wie man versichert, giebt dies Volk seinen Feinden keinen Pardon. Ihre wilde Wuth drückt sich wirklich schon in ihren Gesichtszügen aus.

Ihre Sprache war einem Sandwich-Insulaner und zweien Otaheitiern, die bei uns an Bord waren, beinahe ganz unverständlich, so daß unser Handel meist nur durch Zeichen geführt wurde. Ihre Streit-

Kolben oder Keulen sind die künstlichst geschnitzten, die wir je gesehen hatten. Das Holz ist schwarz, hart, schwer und hat einige Aehnlichkeit mit dem Guajak- oder Franzosenholze (Lignum vitae). Das Schnitzwerk muß außerordentlich viel Arbeit erfordern, und wenn man den Werth derselben nach der darauf verwandten Zeit berechnen will, so haben wir sie gewiß sehr wohlfeil erhalten. Ich kann nicht bestimmen, mit was für Werkzeugen diese Insulaner im Stande sind, so niedliches Schnitzwerk zu verfertigen; sollten sie sich scharfer Muschelschalen dazu bedienen, so müßte die Arbeit ungeheuere Mühe und Zeit erfordern. Doch besitzen die Wilden keine bewundernswürdigere Eigenschaft, als ihre ausharrende Geduld. In Vergleichung mit den Europäern arbeiten sie sehr wenig auf ein Mal; aber auf eine Lieblingsarbeit kommen sie wohl tausend Mal zurück, und lassen nicht eher nach, als bis sie ihre Absicht erreicht haben.

Die Zeuche der Freundschafts-Insulaner gleichen gar sehr, sowohl in Farbe als Feinheit, denen von den Sandwich-Inseln, und sind auch weit geringer, als die otaheitischen, welche die besten auf diesen Inseln sind.

Da nun der Tag sich neigte, so befahlen wir den Insulanern, die bei uns an Bord waren, sich in ihre Kanote zurück zu begeben. Sie schienen sehr erschrocken darüber, sprangen ins Wasser, und ruderten eiligst nach dem Ufer hin.

Der Besuch, den wir diesem Volke abstatteten, war so kurz, daß wir nichts von seinen Sitten und Gebräuchen melden können. Ihr ausnehmend wilder Blick muß Jedem, der ihn zum ersten Male gewahr wird, äußerst auffallen; besonders, wenn man, wie wir, gerade von den Otaheitiern herkömmt, deren Mienen so sehr zum Zutrauen einladen.

Sie drangen sehr in uns, ans Ufer zu kommen; da wir aber keinen nöthigen Anlaß dazu hatten, und auch ihre Mienen dieser Einladung nicht entsprachen, so hielten wir es für rathsamer, dieselbe abzulehnen. Dem scheinbar guten Empfange solcher Wilden darf man niemals trauen; die Verstellung ist ein Hülfsmittel ihrer Verrätherei, und wo vollends ihre Denkungsart ihren Gesichtszügen aufgedrückt ist, da ist es wohl unnöthig, Vorsichtigkeit anzuempfehlen.

Diese Insel ist, überhaupt genommen, leicht zugänglich; denn das Ufer erhebt sich allmählich und sanft bis zu dem höchsten Theile des Inneren, der aber auch nur eine mäßige Anhöhe bildet. Man sieht die Insel 10 See- (= 8¼ geogr.) Meilen weit im Meere. — Der auf allen Inseln in diesen Meeren übliche Gebrauch des Tättauirens *) ist auch hier eingeführt.

*) Bezeichnung durch Stiche und Einschnitte in die Haut, eine auch anderwärts gebräuchliche Sitte, z. B. unter manchen Negervölkern. Auch viele englische Matrosen lassen sich auf ähnliche Art Zeichen, Buchstaben und dergleichen in die Arme eindrücken oder einstechen, die dann mit Schießpulver ausgerieben werden. D. H.

Zwei von den Männern, die des Handels wegen zu uns an Bord kamen, wollten sich bei uns für Häuptlinge ausgeben; da sie aber in keinem besonderen Ansehen bei den Eingebornen zu stehen schienen, die an der Seite des Schiffes sich mit dem Tauschhandel beschäftigten, so maßen wir ihnen keinen Glauben bei.

Wahrscheinlich war das Ganze nur eine Erfindung, um uns desto länger hier aufzuhalten.

Wer die Südsee-Inseln besucht, es sey in welcher Absicht es wolle, und bei den Bewohnern derselben eine ehrliche Einfalt voraussetzt, wovon sie meistens auch den Schein so gut zu behaupten wissen, der wird sich bald garstig betrogen sehen; denn, ich wiederhole es, tückische Schlauheit und Argliſt macht einen allgemeinen Hauptzug in dem Character aller dieser Insulaner aus; sie sind so geübt in allen Künsten des Betrugs, als ob sie unter civilisirten Völkern gelebt hätten, und im Verkehre mit Fremden scheinen sie keine Begriffe von Recht oder Unrecht zu haben.

Bei einer Unterredung mit dem Herrn (er befindet sich jetzt zu London), mit welchem ich als Passagier nach der Norfolk-Insel fuhr, über die Bewohner dieser Inseln, erwähnte derselbe auch zufälliger Weise des Schiffbruches, den das Schiff Argo erlitten hatte, das mit einer nach der Norfolk-Insel und nach Port-Jackson bestimmten Ladung aus China abgesegelt war. Da ich mit dem Capitän und mit dem Schiffe be-

kannt war, so nahm ich Antheil an dem Schicksale derselben und ward begierig, eine nähere Nachricht davon zu hören; denn ich hatte schon ein Unglück vermuthet, da man ein ganzes Jahr lang vergebens auf dessen Ankunft gewartet hatte. Der Herr sagte mir, daß der einzige von der ganzen Schiffsmannschaft noch lebende Matrose jetzt bei uns am Bord unsers Schiffes wäre; daß er ihn Anfangs ungern aufgenommen, weil er ihn für einen Betrüger oder für einen entlaufenen Seemann hielt. Aber am Ende habe der arme Tropf ihn von der Wahrheit der Geschichte überzeugt.

Die Umstände derselben sind folgende:

Als das Schiff aus China absegelte, wurde es von widrigen Winden sehr weit von seiner Fahrt verschlagen. Vielleicht hatte der Capitän die Absicht an einigen von diesen Inseln anzulegen, ob er gleich dies Vorhaben seiner Mannschaft nicht entdeckte. Einst stieß das Schiff bei Nacht auf ein Felsenriff auf der Nordwestseite dieser Inseln, und scheiterte bald darauf. — Die Eingebornen fielen hierauf über das Wrack her, raubten und zerstörten Alles, was ihnen unter die Hände kam und setzten dies Unwesen so lange fort, als noch irgend etwas zu plündern vorhanden war. Der Capitän und die Mannschaft landeten hierauf an der Insel Tongatabu, wo damals gerade einer von den Kriegen wüthete, die, bei der wilden Raserei, mit welcher sie geführt werden, über kurz oder lang diese Inseln entvölkern müssen. — Nach der Aussage des Matrosen kam der Capitän mit dem größten Theile seiner Mannschaft

in einem Streite mit den Eingebornen um's Leben; doch geschah dies nicht sogleich nach der Landung, sondern erst einige Zeit nachher. Der Capitän, welchen das Unglück, das ihn betroffen, und seine damalige Lage beinahe ganz von Sinnen gebracht hatte, gieng nackt und hülflos, wie ein Eingeborner auf der Insel umher, und war nach der Schilderung des Matrosen ein wahrhaft bemitleidenswürdiger Gegenstand geworden. Bald darauf ward der Capitän mit den meisten seiner Leute von den Insulanern unversehens überfallen und erschlagen, weil es verrathen worden war, daß sie einen Versuch machten, von der Insel zu entwischen. Dieser Mann hatte sich in einem Kanote geflüchtet, aus welchem er von unserm Capitän aufgenommen wurde.

Man versichert, daß einige von den Missionaren bei ihren Versuchen, auf dieser Insel, Religionsgrundsätze zu verbreiten, um's Leben gekommen seyen. Die übrigen wurden glücklicher Weise am Leben erhalten, da eine spanische Prise hier anlangte, an deren Borde einer ihrer Brüder Namens Harris war, welcher, da er die Hoffnung aufgeben mußte, irgend etwas Gutes stiften zu können, die Marquesas-Inseln verlassen hatte. Zu Otaheite hatte er sich als eine Art von Schiffspiloten auf diese Prise begeben, um nach Port-Jackson zu gelangen. Er hatte es durch seine Fürsprache dahin gebracht, daß man auch die anderen Missionare an Bord derselben nahm, und auf diese Art wurden sie wahrscheinlich vom Tode errettet. Dies erzählte mir Hr. Harris selbst auf der Norfolk-Insel.

Man hat auch diese Insulaner im Verdachte, daß sie den Anschlag gefaßt hatten, dem Duff die Anker zu kappen, als dieses Schiff an ihrer Insel lag, um die Ansiedelung der Missionare auf derselben zu vollbringen.

Ich habe schon gesagt, daß die Otaheitier mit solcher Vorliebe für ihre Insel eingenommen sind, daß sie nicht glauben können, es sey noch ein besseres Land auf der Welt, als das ihrige. Denn, nach ihrer Meinung, haben sie doch Kokosnüsse, wenn ihnen auch das Eisen fehlt, und wenn schon die europäischen Zeuche und Geräthschaften weit besser als die ihrigen sind, was kann denn wohl die Köstlichkeit ihrer Brodfrüchte übertreffen? —

Bei solchen Einbildungen ist es gar kein Wunder, daß die Otaheitier wenig geneigt sind, ihr geliebtes Vaterland zu verlassen; dennoch sind sie begierig, die Sitten und Gebräuche anderer Inseln kennen zu lernen und hören mit größter Aufmerksamkeit zu, wenn irgend einer ihrer Landsleute, der die Sandwich-Inseln oder einige andere Inseln dieser Erdgegend besucht hat, Wunderdinge von den gesehenen Neuheiten erzählt. An unseren Erzählungen von Großbrittannien nahmen sie weniger Antheil, da sie dieses Land als zu sehr entfernt und außer ihrer Verbindung betrachten.

Einige von den jungen Burschen, die wir in Dienste genommen hatten, machten jedoch eine Ausnahme hierin;

denn sie äußerten große Lust, England zu sehen, von welchem sie so viel Wunderbares gehört hatten, und als wir uns einschifften, fanden wir nicht weniger, als drei derselben am Borde, welche dem Capitän sehr anlagen, sie mit nach England zu nehmen.

Als wir auf unserer Fahrt nach Jacksonsport an der Insel Norfolk anlegten, suchten sie alle sehr eifrig um die Erlaubniß an, an das Ufer gehen zu dürfen, um ein englisches Land zu sehen. Diese Erlaubniß ward einem derselben ertheilt, der für den verständigsten unter ihnen gehalten wurde; wir erwarteten viel Unterhaltung von seinen seltsamen Bemerkungen und diese Erwartung wurde auch nicht getäuscht. Nichts war seiner gierigen Aufmerksamkeit entgangen. Als er an das Land kam, stand gerade die Wache unter dem Gewehre; ein Anblick, der ihn vor Entzückung und Bewunderung ganz außer sich brachte. Zwei oder drei Male rief er in seiner Muttersprache aus: „Aerähei mei tei ti tätä puppai!" d. h. Edle Männer, die Männer von der Flinte! — Ohne Zweifel hatte ihm der erste Anschein den Wahn beigebracht, die Soldaten seyen Leute, die über alle andere Menschen erhaben wären.

Seine otaheitische Kleidung hatte eine Menge Leute herbeigelockt, die sich um ihn her sammelten; er wurde beinahe in jedes Haus eingeladen, wo man ihm Speisen vorsetzte und ihn zum Essen nöthigte. Dies gab ihm augenscheinlich eine bessere Meinung von den Ländern

der Britten in Betreff der Lebensmittel, als er und seine Landsleute vorher davon gefaßt hatten. *)

Ein anderer Gegenstand seines Erstaunens war die große Zahl von Kindern, die er hier sah; er sagte, hier seyen sechs Mal mehr Kinder, als die Weiber auf Otaheite hätten. Nun rief er aus: das Land der Engländer ist wahrlich ein hübsches Land! — Doch schien er sehr zu bedauern, daß es hier weder Brodfrüchte, noch Kokosnüsse gebe; denn er konnte nicht begreifen, wie man ohne diese ihm unentbehrliche Nahrungsmittel leben könne.

Er fand hier einen seiner Landsleute, Namens Oreo, der erst kürzlich auf dem Schiffe Albion aus England angekommen, und hübsch wie ein englischer Seemann aufgeputzt war. Dieser Mann erkundigte sich sehr eifrig bei ihm nach dem Zustande der Angelegenheiten auf Otaheite, nach den Kriegsvorfällen und dem Ausgange derselben.

Man sah es diesem Manne an, daß die Kenntnisse, die er sich auf seinen Reisen erworben hatte, ihm die Einbildung eingeflößt hatten, er sey weit über alle seine Landsleute erhaben. Er wies ihm auch die Kostbarkei-

*) Der Verfasser hat schon oben angemerkt, daß die Otaheitier glauben, die Engländer litten in ihrem Lande Hunger, weil sie auf ihre Insel kommen, um Lebensmittel einzukaufen. D. H.

ten, die er auf einer so abentheuerlichen Reise erworben hatte. Dieser Reichthum bestand in einer Flinte, einem paar Pistolen, einigen wenigen Aexten und Scheeren, und einigen europäischen Kleidungsstücken. Der Anblick dieses, nach seinen Begriffen, ungeheuern Reichthums, machte einen tiefen Eindruck auf unsern jungen Otaheitier, der nun seinem Landsmanne weit mehr Ehrerbietung erwies; denn er mußte nun seine Ueberlegenheit anerkennen. Auch machte es ihm um so mehr Freude, da er sich auf so gutem Wege sah, bald eben so reich zu werden. Der Reisende erzählte ihm nun mancherlei seltsame Wunderdinge von den Schönheiten und Reichthümern von England, welche der junge Mensch mit eben so viel Entzücken, als Leichtglaubigkeit anhörte. Ich habe schon angemerkt, daß solche Leute gar gerne ihre Berichte übertreiben.

Ehe er das Ufer verließ, sah er noch zu seiner größten Freude einige alte Weiber, welche Tabak rauchten. Er äffte ihnen sehr launig nach; es war lustig anzusehen, wie er sich dabei durch Gebärden und Mienen ausdrückte.

Mit Vergnügen melde ich hier, daß wir den vormaligen Einsiedler wieder fanden, von welchem ich schon gesprochen habe, *) den seine Thorheit und Aengstlichkeit auf eine höchst seltene Art bestraft hatten. Er war jetzt sehr gut versorgt, als Bedienter des Havenmeisters,

*) M. s. oben im VII. Kapitel S. 75 u. ff. D. H.

glücklich in seinem Zustande, da sein Herr vollkommen mit ihm zufrieden war.

Der Gouverneur war noch immer mit seinen Verbesserungsplanen beschäftigt. Verschiedene öffentliche Gebäude waren während unserer Abwesenheit zu den schon vormals vorhandenen aufgeführt worden, und das Wasser, das eine beträchtliche Strecke von dem Lager entfernt war, hatte man nun in hölzernen Röhren bis mitten in die Stadt geleitet; welches von großem Vortheile für das allgemeine Beste ist; denn nun können die Ackersleute und andre Bürger der Gemeinde ohne Unterbrechung ihren Berufsgeschäften obliegen.

Nachdem ich diesen Tag sehr vergnügt bei meinen alten Bekannten zugebracht hatte, von welchen ich mit größter Herzlichkeit empfangen worden war, gieng ich Abends wieder an Bord, und wir setzten unsre Fahrt nach Jacksonsport fort:

Die Insulaner waren mit einer sehr reichen Aerndte gesegnet worden, und die Soldaten sowohl als die Verbrecher erhalten jetzt volle Portionen. Ueberdies hatte der Gouverneur durch seine sorgfältigen Bemühungen und durch die Aufmunterung der Pflanzbürger zur Erweiterung der Viehzucht, es dahin gebracht, daß über zwanzig Tonnen Schweinefleisch eingesalzen werden konnten, die jetzt nur eine schickliche Gelegenheit erwarteten, um nach Jacksonsport verschickt zu werden.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Erstaunen und Verwunderung der jungen Otaheitier bei ihrer Ankunft zu Jacksonsport.

Als wir die Küste von Neuholland erreichten, waren unsere Otaheitier aufs neue entzückt; denn sie glaubten nun ohne Zweifel in England anzulangen; aber als sie bei unserm Einlaufen in den Haven die Dürre des Landes bemerkten, und die verkrüppelten Bäume sahen, so sank ihre frohe Laune wieder; vergebens suchten sie hier ihre Brodfruchtbäume, und riefen dann in ihrer Landessprache aus: „Schlechtes Land, sehr schlechtes Land!" —

Als wir in Sydneycove vor Anker kamen, stand eine Kutsche mit vier Pferden bespannt am Ufer, dem Schiffe beinahe gerade gegenüber. Dieser Anblick erregte ihr Erstaunen im höchsten Grade. Einer fragte den andern um seine Meinung über diese wunderbare Erscheinung; endlich kamen sie darin überein, daß es ein Reisehaus seyn müsse; aber für die Pferde konnten sie keine Namen finden; denn in ihrem Vaterlande giebt es keine größere Thiere, als die Schweine, unter welchen man einige ungemein große findet; die Otaheitier nannten sie daher gewaltige Schweine. — Als bald darauf die Kutsche in vollem Trabe davon fuhr, so schrieen sie in größtem Entzücken: „Ach, wie sie davon

fliegen!“ Nun war es unmöglich, ihre Aufmerksamkeit auf irgend eine Dienstarbeit zu ziehen. — Am folgenden Morgen sahen sie die Mannschaft von Neu-Südwallis unter den Waffen, und jetzt erreichte ihr Erstaunen den höchsten denkbaren Grad; doch als die Regimentsmusik zu spielen anfieng, so sprangen sie auf, hüpften vor Entzücken und ihre Augen zitterten im Kopfe von theilnehmender Freude. Sie waren so ganz außer sich vor Bewunderung, daß ich überzeugt bin, sie würden auf den Gouverneur nicht geachtet haben, wenn er in diesem Augenblick erschienen wäre.

Bald nachher ruderten einige Landeseingeborne in einem Kanote mit Fischen an dem Schiffe vorbei. Dieser Anblick erfreute unsre Otaheitier, da sie sahen, daß man hier einiger Maaßen ihre Landesgebräuche beobachte. Sie baten um einige Fische; denn sie ließen sich gar nicht beifallen, daß man ihnen eine solche Bitte verweigern könnte, da es, wie gedacht, auf Otaheite der unabänderliche Gebrauch ist, Jedem von seinem Speisevorrathe mitzutheilen. Sie verstummten daher vor Erstaunen, als sie aus der abschlägigen Antwort ersahen, daß es nicht überall ist, wie auf Otaheite. Doch endlich reichten ihnen die Eingebornen einige wenige von ihren Fischen, die sie mit Freuden annahmen und nach ihrer eignen Art zurichteten.

Es giebt wohl wenig Inseln von solcher Größe wie Otaheite, wo es so sehr an vierfüßigen Thieren fehlt. Außer den Schweinen haben sie deren wenige oder

keine. *) Ihre Schweine sind jedoch sehr groß, ja es giebt deren, die über 500 Pfund wägen. Wann sie daher ein großes Thier beschreiben wollen, so vergleichen sie es mit ihren größten Schweinen.

Doch ist vor kurzer Zeit eine neue Erscheinung von Owaihi in dieses Land gekommen, welche die Otaheitier zur Bewunderung und zum Erstaunen hinriß, und oft jetzt noch Angst und Schrecken bei ihnen erregt. Dies Wunderthier ist aber nichts anders, als ein Kalb von spanischer Zucht, das ungefähr acht Monate alt war, als es auf dem Schiffe Nautilus hier ans Land gebracht wurde. Es war halb todt und bestand, buchstäblich genommen, bloß aus Haut und Knochen.

In diesem Zustande kaufte es einer von den Missionaren dem Capitän ab, der dieses Kalb um so lieber hingab, da er keine Hoffnung mehr hatte, es, wie seine erste Absicht war, lebendig nach Jacksonsport zu bringen.

Dieses Thier, das hier auf den Wiesen umher eine weitausgedehnte Weide hatte, wohin es sogleich gebracht wurde, als es ans Land kam, legte erstaunend schnell im Fleische an; es hat jetzt seine volle Größe erreicht und ist so fett, rund und muthwillig als möglich. So einfältig und unschädlich als es vormals zu seyn schien, so sehr ist es jetzt ein Gegenstand der Furcht

*) Doch Hunde. D. H.

und des Schreckens für die Eingebornen geworden. — Wann diese junge Kuh aus bloßem Muthwillen anfängt, umher zu laufen und Bocksprünge zu machen; so glauben die Eingebornen, daß das Thier Tücke im Kopfe habe, oder daß es, wie sie sich hiebei auszudrücken pflegen, anfange zornig zu werden. Diesen vermeintlichen Zorn des Thieres fürchten sie gar sehr, da sie sehen, daß es in solchen Fällen keinen Unterschied der Person kennt. Sie reizen es aber auch oft durch ihr Gebärdenspiel und ihr lautes Schreien, und machen es im Ernste böse, so daß es stutzig wird, aufspringt wie ein Hirsch, den Kopf emporhebt, mit den Füßen ausschlägt, und alles vor sich hin wegräumt. In solchen Fällen wird dem erzürnten Thiere freier Raum gelassen; die Eingebornen springen auf allen Seiten davon und suchen entweder Schutz hinter Brodfruchtbäumen, und Kokospalmen, oder sie werfen sich in alte Kanote und in die nächsten Häuser. Sonderbar ist es dabei, daß dieses Thier, das sich so geneigt zeigt, den Eingebornen solche Possen zu spielen, doch bei Europäern so folgsam und gutartig ist, daß es sich von ihnen anfassen und betasten läßt, und zwar mit der größten Sanftmüthigkeit.

Einst kam dieses Thier Morgens herbei und legte seinen Kopf auf die Umzäunung unsers Hofes, als ob es erwartete, gestreichelt zu werden. Ich sah es, gieng zu ihm, und krabbelte ihm auf der Stirne, welches es litt, ohne sich zu rühren. Dies schien den Eingebornen sehr aufzufallen, von welchen mehrere zusahen, da sie hinter unserm Zaune in Sicherheit waren. Inzwischen

wurde es von einigen Fliegen geplagt, und deshalb bewegte es den Schwanz und schüttelte den Kopf; da sie dies bemerkten, so riethen sie mir, das Thier gehen zu lassen, denn es sey nun böse, oder werde wenigstens in Zorn gerathen.

Vorher hatten mich die Eingebornen oft gefragt, ob ich dies furchtbare Thier gesehen hätte; doch aus ihrer Beschreibung konnte ich nicht errathen, was sie darunter verständen. Sie antworteten auf meine Nachfragen, es sey ein: Buá á torá nv Popahi, d. h. ein schrecklich großes Schwein von Owaihi. — Da wir nun gerade von daher gekommen waren, so wollten sie von mir wissen, ob es viele solche Thiere daselbst gäbe, und ob wir welche gesehen hätten? — Ich konnte nicht anders, als ihnen erklären, ich verstände gar nicht, was sie damit sagen wollten; sie konnten nun nicht begreifen, wie ich so dumm seyn könnte, nach der vielen Mühe, die sie sich gegeben hatten, mir die Sache recht ausführlich zu erklären, doch nicht zu errathen, was sie damit andeuten wollten. Vermuthlich wollten sie sich dabei auf die Thiere dieser Art beziehen, die vormals Capitän Cook hier zurückgelassen hatte, von welchen sie gehört hatten, daß sie aus unserm Lande gekommen wären, und von welchen sie nur noch eine schwache Rückerinnerung hatten, da die meisten damals lebenden Menschen auf Otaheite seit dieser Zeit gestorben waren. — Um sich mir noch verständlicher zu machen, nahmen sie endlich zwei Stecken, die sie gleich den Hörnern vor die Stirne hielten, und dazu brüllten. Wor-

auf sie fragten: Witte de ji? d. h. Versteht Ihrs nun? —

Bei meiner Ankunft zu Port-Jackson hörte ich mit Vergnügen, daß man den Missionaren auf Otaheite auch einen Stier zugeschickt habe, welches gewiß ein wichtiger Gewinn für die Mission ist. Auch wird dieser Fremdling bei seiner Ankunft daselbst sicherlich einen großen Raum zu seiner Weide angewiesen erhalten.

Zwei und vierzigstes Kapitel.

Zweiter Aufenthalt zu Port-Jackson. — Verbesserungen der Kolonie während unserer Abwesenheit. — Ankunft von Schiffen aus Europa.

Da wir nach einer Abwesenheit von zwei Jahren zum zweiten Male hier anlangten, so erfuhren wir, daß wir nicht die einzigen Seeleute waren, welche in der Zwischenzeit in diesen Meeren Schiffbruch gelitten hätten, sondern auch andere hätten ein gleich trauriges Schicksal gehabt. Sogleich, als wir vor Anker gegangen waren, hörten wir die unangenehme Nachricht, daß das (mehr erwähnte) königliche Schiff Meerschwein (Porpoise) nebst dem Beischiffe Cato auf einem unbekannten Riff, etwa 800 engl. (160 geogr.) Meilen gegen Norden hin, gescheitert wäre, welches große Unglück in der ganzen Kolonie viele Betrübniß erweckt habe.

Ein anderes Schiff, das in derselben Gesellschaft segelte, entgieng kaum noch mit Mühe einem gleichen Schicksale. Capitän Flinders von dem Meerschweine, hatte diese Nachricht in einem offenen Boote selbst nach Port-Jackson gebracht, wo er glücklich anlangte. Dem zu Folge wurde ein nach China segelndes Beischiff von der Regierung beordert, dorthin zu schiffen, um die unglücklichen Schiffbrüchigen abzuholen. Capitän Flinders entschloß sich, seine Rückreise in einem hier gebauten kleinen Kolonieschiffe von etwa 30 Tonnen zu vollenden. Wirklich ein schweres Wagestück! — Keine Schiffe aus dem Mutterlande, oder von irgend einer andern Nation lagen damals im Haven. Da gab es also nichts Neues zu hören; denn die Schläfrigkeit, so wie die Lebhaftigkeit dieses Orts hängt allein von der Ankunft der Schiffe ab. Dennoch hatten wir das Vergnügen, nun zu bemerken, daß die vormalige Seltenheit der Lebensbedürfnisse, die so lange in dieser Kolonie geherrscht hatte, durch die reichen Vorräthe gehoben worden war, welche die Räumung des Vorgebirgs der guten Hoffnung und einige kürzlich angelangte Transportschiffe hiehergebracht hatten. — Ich merke hiebei an, daß die Regierung wohl sehr klug handeln würde, wenn sie in einem besonders fruchtbaren Jahre in den öffentlichen Speichern Getraide für das Bedürfniß eines vollen Jahres aufschütten ließe, um auf diese Weise jeder drohenden Gefahr von Hungersnoth vorzubeugen; da die Aerndte hier so oft fehlschlägt, und auch andre widrige Hindernisse eintreten.

Da das Schiff, an dessen Bord wir von Otaheite als Passagiere hieher gekommen waren, gewisser Maaßen seine Reise erst angefangen hatte, so wurden wir zum zweiten Male genöthigt, in dieser Kolonie zu verweilen. Unsere erste Nachfrage war nach Wohnungen; denn wir konnten nicht wissen, wie lange wir hier würden ausharren müssen. Wir mußten deshalb die Ankunft des Schiffes Kalkutta erwarten, das zwar jeden Tag hier eintreffen sollte; aber wir waren schon allzusehr mit den Zufällen zur See bekannt, als daß wir uns auf Etwas verlassen konnten, das von den Launen des Glücks abhieng. Nach Verlauf von wenigen Tagen richteten wir uns so gut ein, als Leute in unseren Umständen es thun und hoffen konnten.

Die erste Verbesserung, die uns hier in die Augen fiel, war die Anlegung einer steinernen Brücke, die jetzt quer über den Fluß geführt wurde. Dies war für viele von den weiblichen Verbannten eine harte Buße; denn die verdorbensten derselben mußten in großen Körben die Erde zur Ausfüllung der Brücke herbeischleppen; eine Arbeit, die sie in großer Demuth erhielt. Ich konnte nicht umhin, bei dem Anblicke dieser unglücklichen Geschöpfe die Bemerkung zu machen, daß die menschliche Natur so tief herabgewürdigt werden kann, um solche exemplarische Bestrafungen nöthig zu machen. Was für einen Eindruck muß dies auf die Eingebornen machen? — Denn gewiß ist die Arbeit, welche die Negersklaven in Westindien verrichten müssen, denselben nicht so sehr zuwider, als diese verächtliche Beschäftigung denjenigen

hiesigen Weibsleuten, welchen sie auferlegt war. Dieses Brandmal öffentlicher Ehrlosigkeit war aber nicht bloß eine Züchtigung auf bestimmte Zeit, etwa auf ein Paar Monate; denn wenn auch dieser Bau zu Ende ist, so hört doch ihre Arbeit nicht auf; sondern sie werden dann in einen andern Theil des Landes gebracht, wo sie zu einer ähnlichen Beschäftigung gebraucht werden. — Es giebt hier auch andere besondere Arten, solche unverbesserliche Glieder der Gesellschaft zu bestrafen, nämlich man scheert ihnen die Köpfe, oder man legt ihnen eiserne Bänder um den Hals und trommelt sie in der ganzen Gegend umher aus. Möchten solche öffentliche Beschimpfungen doch den Uebrigen zu einem abschreckenden Beispiele dienen! Denn so strenge diese Züchtigungen auch sind, so sind sie doch gewiß nicht unverschuldet; da die vielen Unordnungen und Diebstähle, die in dieser Kolonie vorfallen, bloß von solchem Gesindel herrühren.

Während unserer Entfernung von hier hatte man eine neue Niederlassung auf Van-Diemensland an der Südspitze von Neuholland angelegt, und das Schiff, das uns von Otaheite hieher gebracht hatte, wurde von der Regierung dazu gebraucht, Lebensmittel und andere Vorräthe, nebst einer Anzahl von Zuchtvieh und einigen Soldaten unter dem Befehle eines Lieutenants dahin zu schaffen.

Am zweiten Tage nach der Abfahrt unsers Schiffs wurde die Flagge auf der Südspitze am Eingange des

Havens aufgezogen, um ein anlangendes Schiff zu signalisiren. Dies war ein kleiner Schooner, der aus einem Theile des Wracks von dem Meerschweine erbaut und von einem vormaligen Officiere von dem Schiffe, der Erforscher (Investigator), geführt war. Durch diesen erfuhren wir die angenehme Nachricht von der glücklichen Ankunft des Schiffes Cumberland unter Capt. Flinders und des Schiffes Rolla, welches bestimmt war, die Mannschaft und Güter von dem Meerschweine abzuholen. Capt. Flinders hatte die nöthigen Anstalten getroffen, und dann die Leute ausgewählt, die er zur Führung seines kleinen Schiffes für nöthig hielt, und hatte hierauf seinen Lauf nach England gerichtet, während der Rolla an demselben Tage das Riff verließ und seine Fahrt nach China fortsetzte.

Während meines Aufenthalts in dieser Kolonie im J. 1801 war der Bezirk von Hawkesbury, *) sonst die Kornkammer von Neu-Südwallis, überschwemmt, die Kolonie dadurch in große Verlegenheit gebracht, und viele Pflanzer, die bloß von ihrem Getraidebau sich nähren, zu Grunde gerichtet worden. Daraus entstanden auch viele Streitigkeiten. Ueberdies hatte noch der Mehlthau dieser Kolonie großen Schaden zugefügt. Durch solche Unglücksfälle wird diese

*) Am gleichnamigen Flusse, der sich in die Brokenbai ergießt, nordwestlich von Sidney. D. H.

Kolonie oft in große Noth gebracht und die Folgen davon sind um so schrecklicher, da diese Niederlassung zu weit von dem Mutterlande, oder von irgend einer andern Kolonie entfernt liegt.

Nach einer kurzen Zwischenzeit wurde die Flagge wieder aufgezogen. Dieses Signal verbreitet jedes Mal Munterkeit unter den Kolonisten; denn die Ankunft eines Schiffes ist immer ein Gegenstand von Wichtigkeit für jeden einzelnen und für die ganze Gesammtheit der Einwohner. Man war dies Mal noch erfreuter über das anlangende Schiff, da man nicht anders glaubte, als es komme aus England. Auch hatte man hier schon lange keine Nachrichten aus dem Mutterlande vernommen, und so entlegen auch die Botanybai ist, so ist sie es doch nicht genug, als daß die Einwohner nicht an allen Staats-Angelegenheiten von England und überhaupt von Europa Antheil nehmen sollten.

Ich habe schon früher angemerkt, daß ein amerikanisches Schiff, das, um Erfrischungen einzunehmen, an der Norfolk-Insel anlegte, die erste Nachricht von den Friedens-Präliminarien dahin brachte. Nun erfuhren wir auch durch ein Schiff von derselben Nation, daß die Feindseligkeiten wieder angefangen hätten. Eine nach Isle de France *) gehörige Brigg, an deren Bord mehrere Passagiere waren, entkam noch in Zeiten, sonst wären alle zu Gefangenen gemacht worden.

*) Auch Insel Mauritius. D. H.

In unserer gegenwärtigen Lage und bei dem großen Mangel an Abwechslung in einer erst aufkeimenden Kolonie, lastete der langsame Gang der Zeit schwer auf uns. Jeden Tag sahen wir uns voll ängstlicher Sehnsucht nach der Ankunft der Kalkutta um.

In meinem frühern Berichte habe ich schon angemerkt, daß eine gewaltige Spannung zwischen dem Gouverneur und dem Militär herrschte; dieser Parteigeist hatte während unserer Abwesenheit von hier noch sehr zugenommen. Karikaturen und namenlose Flugschriften über den Gouverneur und sein Betragen wurden in der Stadt und auf dem Lande ausgestreut; man stellte aber vergebens die strengsten Untersuchungen an, um die Urheber derselben zu entdecken.

Endlich kam das Transportschiff Ocean ganz unvermuthet an, und brachte die Nachricht mit, daß es dazu beordert worden sey, Lebensmittel und andere Bedürfnisse für eine neu anzulegende Niederlassung zu Port-Philipp in der Basse's straße zu überbringen. Die hiesige Regierung schien von all diesem nichts zu wissen. Vermuthlich war der Plan dazu in England entworfen worden. Nachdem dieses Schiff seinen Vertrag mit der Regierung erfüllt hatte, setzte es seinen Weg nach China fort; aber zufälliger Weise stieß es auf ein offenes Boot, das in großer Verlegenheit sich befand; es war von dem Herrn abgeschickt, der zum Gouverneur der neuen Niederlassung ernannt war. Dieses Boot hatte Depeschen, worin gemeldet wurde, daß

Port-Philipp durchaus nicht zu der projektirten Niederlassung tauge. — Aus Menschenfreundlichkeit nahm der Capitän des Transportschiffs dieselben an Bord, und bloß um dieser Ursache willen besuchte er diesen Haven. Wir waren auch so glücklich, bei dieser Gelegenheit zu erfahren, daß das so sehnlich erwartete Schiff Kalkutta, statt, wie man Anfangs geglaubt hatte, Verbannte nach Port-Jackson zu bringen, dieselben in Port-Philipp ans Land gesetzt hatte, und nun daselbst wartete, bis ein bestimmter Entschluß über die neue Niederlassung gefaßt wäre.

Nachdem alle Lebensmittel und andere Vorräthe ans Land geschafft waren, untersuchte man ganz genau das Lokal der neuen Niederlassung und der umliegenden Gegend; eine Untersuchung, welche viele Zeit wegnahm und aus deren Resultat sich ergab, daß die Lage gänzlich untauglich zu der entworfenen Kolonie wäre.

Dieses Schiff wurde nun aufs neue von dem Gouverneur von Port-Jackson beauftragt, die Vorräthe und Verbrecher von dort abzuholen und nach der neuen Niederlassung auf Van-Diemensland zu bringen. Einige kleine Kolonieschiffe leisteten hierin Beistand. Bald darauf langte das längst ersehnte Schiff zu unserm unaussprechlichen Vergnügen hier an, um den Theil seiner Ladung, der für die hiesige Kolonie bestimmt war, abzuliefern, und inländisches Schiffbauholz dagegen einzunehmen. — . Die Ankunft dieses und noch zweier anderen Schiffe aus Indien heiterte die Gemüther der

Kolonisten um so mehr auf, da sie seit mehreren Monaten besonders niedergeschlagen waren. Seit meiner ersten Abreise von hier hatten die Kolonisten die Zahl ihrer kleinen Fahrzeuge beträchtlich vermehrt.

Zu dieser Zeit lag ein Kutter, von ungefähr 60 Tonnen, auf der Schiffswerfte, der für Rechnung der Regierung gebaut wurde und beinahe vollendet war; außerdemselben war noch ein anderer, aber kleinerer, der einem Privatmanne gehörte, beinahe eben so weit im Baue vorwärts gerückt. — Die Regierung legte um diese Zeit Niederlassungen in verschiedenen Theilen des Landes an. Eine Partei Ansiedler unter dem Kommando des Lieutenant Menzies von den königlichen Seetruppen, war im Begriffe, sich am Huntersflusse, in einer kleinen Entfernung von Port-Jackson, niederzulassen. — Man hat hier Steinkohlen von sehr guter Qualität gefunden, die in Schichten von verschiedener Tiefe liegen, und den feinen Kohlen gleichen, die man in England Kanal-Kohlen (Cannel-coal) nennt. Die Nähe dieser Grube an der See erleichtert den Transport zu Wasser in verschiedene Theile der Kolonie; einige Tonnen von diesen Kohlen, die nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung gebracht wurden, sind zu 30 Reichsthaler (holländisch) die Tonne, verkauft worden.

Keine anderen Metalle hat man bis jetzt hier gefunden, außer Eisen, das in größerer oder geringerer Menge im Gesteine bricht. Der hohe Arbeitslohn erlaubte aber

bisher noch nicht, einigen Vortheil von diesen Eisenerzen zu ziehen. Eine Eisenstufe, die zu Sydney-Cove ohne alle Auswahl geschlagen worden ist, gab nach dem Ausschmelzen eine reine Ausbeute von zwanzig Procent. Doch mag dieselbe wohl an manchen Orten weit beträchtlicher ausfallen.

Steinsalz hat man zwar gefunden, aber in so kleinen Quantitäten, daß es kaum der Erwähnung werth ist. — Das Land hat einen großen Reichthum an Pflanzen, von welchen viele noch bis jetzt den Botanikern gänzlich unbekannt sind. Doch haben die Kolonisten bis hierher noch keine Art von Vegetabilien gefunden, die zum Küchengebrauche dienen könnten. Auch weiß man nicht, daß die Eingebornen irgend eine genießbare Pflanze kennen, außer der Farrnkrautwurzel. *)

Die gemeinsten hier einheimischen Thiere sind: der Hund, der von Wolfsart ist und von den Eingebornen gegessen wird — das Känguru, das von denselben als eine Leckerspeise betrachtet und zur Zeit der Noth auch von europäischen Einwohnern gespeiset wird, die sein Fleisch statt des Rindfleisches essen, welchem es auch nicht sehr unähnlich seyn soll. Das Thier wägt gewöhnlich von 25 bis 140 Pfunde.

*) Andere Berichtgeber sprechen von verschiedenen Arten Wurzeln und Beeren, welche von den Eingebornen gegessen werden.

D. H.

Unter den vierfüßigen Thieren verdient auch das fliegende Eichhörnchen und der Guana (Leguan), welche ebenfalls den Eingebornen zur Speise dienen, erwähnt zu werden. Die vorzüglichsten Vögel sind: Papagayen, Kakadus, Tauben und Wachteln. In den Gebirgen sollen Adler und eine Gattung Paradiesvögel gefunden werden. Die genannten Vögel sind aber selten, und werden von den Eingebornen nur dann gefangen, wenn es ihnen gelingt, sie zu überraschen; denn ihre Bogen taugen nicht, um Geflügel damit zu erlegen.

Unter den kriechenden Thieren giebt es mancherlei Arten von Schlangen, von welchen einige äußerst giftig sind. Auf den Seen findet man schwarze Schwäne, wilde Enten, Wasserhünchen und Pelikane oder Löffelgänse in Menge. — Die Küste und die Flüsse haben einen großen Reichthum an Fischen, welche die vorzüglichste Nahrung der Eingebornen ausmachen, und auch den europäischen Kolonisten sehr zu gut kommen. Sie sind größtentheils von derjenigen Art, die den tropischen Gewässern eigen sind, z. B. Meeräschen u. s. w., einige Arten sind aber bloß hier einheimisch. Verschiedenen dieser letzteren haben die Kolonisten wegen eingebildeter Aehnlichkeiten närrische Namen gegeben. So nennen sie z. B. einen Fisch den leichten Reuter, weil sein Kopf einigermaaßen dem Kasket eines Dragoners ähnlich sieht; einem andern haben sie den Namen Lederjacke beigelegt, weil seine Haut wie Leder ist. *)

*) Unser Verfasser ist nicht Naturforscher, folglich sind seine naturhistorischen Angaben nicht von großem Werthe. Wir

Die Bassesstraße beschäftigt seit ihrer Entdekkung mehrere Arbeitsleute, welche von verschiedenen Privatpersonen zu Port-Jackson in Kolonieschiffen dahin geschickt werden, um Thran von See-Elephanten und Seehundshäute einzusammeln, welche Thiere bei der ersten Entdeckung der Straße hier in großer Menge waren.

Diese Leute sind in Rotten von zehen bis zwölf Köpfen, bald mehr, bald weniger abgetheilt, und haben mit ihren Herren einen gewissen Vertrag geschlossen, kraft dessen sie einen bestimmten Antheil an der Beute haben; — durch welche Uebereinkunft sie von dem Müssiggange und Zeitverluste auf Kosten ihrer Herren abgehalten werden.

Diese Herren müssen aber selbst, theils um der guten Ordnung willen, theils, damit sie einander nicht ins Gehäge gehen, sich deshalb mit der Regierung einverstehen.

Wenn die See-Elephanten und Seehunde an einem Theile der Küste anfangen, selten zu werden, so bringt das hiezu bestimmte kleine Fahrzeug, das sie bei der Hand haben, und das auch ihre Ausbeute nach Port-Jackson überführt, diese Robbenschläger zu

finden bessere Nachrichten hierüber bei Hunter, White, Collins u. A. Mehrere ganz neue Entdeckungen in diesem Fache sind auch in Voigts Magazine für die Naturkunde aufgezeichnet. D. H.

gleichem Zwecke an eine frische Stelle. — Die Amerikaner hatten kaum von diesem Fange Wind bekommen, als auch sie sich dabei eindrängten. Dadurch und durch die immer zunehmende Zahl derer, welche auf diesen Robbenfang Speculation machten, ist die Ausbeute dieses Unternehmens neuerlich sehr in Abnahme gerathen.

Die Kolonisten sehen dieses Eindringen der Amerikaner als einen Eingriff in ihre Rechte an.

Der See-Elephantenthran soll nächst dem Thrane des großen Wallfisches der beste seyn. Herr Campbell, ein zu Port-Jackson wohnhafter Handelsmann, der wegen der großen Beihülfe, die er den Kolonisten leistet, alle Aufmunterung verdient, hat auf die erwähnte Weise eine Ladung von diesem Thrane gesammelt, die, als wir von hier abreisten, schon über 180 Tonnen betrug. — Die Seehundfelle werden meist alle an amerikanische und andere Schiffe verkauft, die nach China handeln. Einige wenige werden hier gegärbt, und zu verschiedenem Gebrauche der Einwohner verarbeitet.

Drei und vierzigstes Kapitel.

Gegenwärtiger Zustand dieses Landes. — Bewilligung von Ländereien an Kolonisten. — Arbeitslohn.

Hier mögen nun noch einige andere Bemerkungen über dieses Land eine gehörige Stelle finden.

Da der Boden des Landes ursprünglich mit Gehölze bedeckt war, welches abgehauen wurde, und da man die Stöcke und Wurzeln der Bäume stehen ließ, so ist nun der Anbau dadurch sehr gehindert, denn man kann deshalb den Acker nicht mit dem Pfluge, sondern bloß mit der Hacke bearbeiten, wodurch dann die Producte gar sehr vertheuert werden. Daher ist auch das Land nur Stellenweise urbar gemacht; denn die Pflanzer haben sich nur da angesiedelt, wo sich ihnen irgend ein Vortheil anbot, wie z. B. ein besonders guter Boden, eine bequeme Lage an einer Bucht, oder an einem schiffbaren Flusse u. dgl. Sie erhalten ihr Land als Erblehen auf ewige Zeiten unter Brief und Siegel von dem Gouverneur und der Kolonie, bloß mit der Bedingung, daß ein jährlicher Grundzins von 2 Schill. 6 Pfen. Sterl. (18 Groschen 6 Pf. sächs.) für das Hundert Acker entrichtet wird, und

mit Vorbehalt des zum Schiffsbau tauglichen Holzes, das der Krone zur Disposition verbleiben soll. Das Land, das die Regierung den Ansiedlern bewilligt, wird nach folgendem Maaßstabe vertheilt: 25 engl. Morgen (Acres) erhält ein Verbannter, dessen Strafzeit um ist, und dem man erlaubt, sich hier niederzulassen; 30 ein gemeiner Soldat, 50 ein Offizier außer Dienst, 100 ein Dienstleistender Offizier und 180 ein freier Ansiedler aus England. Doch ist in neueren Zeiten dieser Maaßstab überschritten worden und die Regierung hat sich in der Vertheilung der Güter freigebiger bewiesen. Jedes Feldgut trägt den Beweis des Fleißes seines Besitzers schon in seinem äußeren Ansehen. Jeder Pflanzer hält so viele Leute, als der Ertrag seines Gutes zuläßt. Die Saatzeit des Waizens ist vom Anfange des Aprils bis zur Mitte des Mai's; er reift im December. Wälschkorn wird im October und November gesäet und im April und Mai geärndtet. Der gewöhnliche Ertrag ist nach der mehreren oder minderen Güte des Bodens verschieden. Man rechnet ihn zu 12 bis 40 Büschel (engl. Scheffel) vom Acker. Man sagt, daß im Bezirke von Hawkesbury der Acker in den ersten Jahren 60 Büschel gegeben habe. Doch bei genauer Berechnung ergiebt sich im Durchschnitte ein Ertrag von nicht mehr als 15 Büscheln, für ein gemeines Jahr. Zur Aussaat des Waizens werden $1\frac{1}{2}$ bis $2\frac{1}{2}$ Büschel auf den Acker und vom Wälschkorn 2 Quart erfordert. Kartoffeln kann man hier das ganze Jahr ausstecken und ärndten. Der Weinstock kömmt gut fort, wird aber wenig gebaut.

Die Pflanzer klagten sehr darüber, daß die Preise von Getraide und anderen Bedürfnissen in keinem Verhältnisse mit dem hohen Lohne, den die Arbeiter fordern, stehen; um solche übertriebene Forderungen zu beschränken, wurde bei unserer Abreise aus dieser Kolonie eine Verordnung erlassen, worin der Lohn für jede Art Arbeit nach den Ackern bestimmt und die Arbeit, die in jeder Woche vollbracht werden kann, festgesetzt wurde. Die Arbeitszeit in den verschiedenen Geschäften war auf folgende Art angeordnet: Morgens um halb 6 Uhr beginnt man das Tagwerk; um 8 Uhr wird gefrühstückt; um 9 Uhr geht man wieder an die Arbeit, welche fortgesetzt wird bis halb 4 Uhr; von dieser Stunde an hat Jeder seine übrige Tageszeit zu seinen anderweitigen Geschäften frei, insofern dies die Regierung angeht. Pflanzer und andere, welche Verbannte auf Jahresfrist in Dienste in ihre Häuser zu nehmen wünschen, müssen deshalb mit der Regierung einen Vertrag schließen, durch welchen sie sich verbinden, dieselben zu ernähren und zu kleiden und ihnen eben so viel an Nahrungsmitteln und Kleidungsstücken zu reichen, als sie sonst aus den königlichen Magazinen erhalten. Um nun demjenigen, der einen solchen Verbannten in seine Dienste nimmt, das Maaß anzugeben, wie viel Arbeit er von ihm verlangen kann, und auch zu bestimmen, wie viel ein Pflanzer einem freien Taglöhner an Arbeitslohn zu bezahlen, ist folgende Verordnung festgesetzt worden:

Arbeit.	Lohn von jedem Acker.			Arbeit einer Woche.	
	Pf.	Sch.	Pf. Sterl.	Acker	Ruthen.
Bauholz fällen.	—	10	—	1	—
Brennholz fällen.	1	5	—	—	65
Umbrechen eines neuen Grundes.	1	4	—	—	65
Umbrechen eines Stoppel- oder Kornfeldes.	—	13	4	—	130
Waizen schneiden.	—	6	8	1½	—
Waizen ärndten.	—	8	—	1	30
Waizen dreschen, vom Büschel	—	—	7	18	Büschel.
Wälschkorn pflanzen vom Acker.	—	6	8	1½	—
Wälschkorn häufeln vom Acker.	—	6	8	1½	—
Wälschkorn brechen und ausmachen vom Büschel.	—	—	5	25	Büschel.
Jahrlohn, nebst Kost	10	—	—		
Wochenlohn, nebst Kost.	—	6	—		
Taglohn nebst Kost.	—	1			
Taglohn, ohne Kost.	—	2	6		

Die Tagesarbeit ist für das ganze Jahr auf 10 Stunden täglich, den Sonnabend aber nur auf 6 Stunden festgesetzt. Wenn ein Herr einem Gefangenen in der ihm zugehörigen Zeit Arbeit giebt, so wird der Lohn des Arbeitstages nur zu einem Schilling berechnet. Die Verbannten erhalten zweimal im Jahre Kleidungsstücke, nämlich im December und Junius. Im December bekömmt Jeder einen Ueberrock oder Kittel, 1 Hemde, 1 Paar lange Ueberhosen, 1 Paar Unterhosen und 1 Paar Schuhe; im Junius aber zwei Jacken, zwei Hemden, ein Paar Unter- oder Ueberhosen, einen Hut und zwei Paar Schuhe. — Hat ein Koloniſt nicht Gelegenheit, solche Verbrecher, die in seinen Dienſten stehen, selbſt mit Kleidern zu versehen, so werden ihm auf sein Ansuchen die obigen Artikel im Magazinpreise von der Regierung geliefert. Mit Genehmhaltung der Regierung kann auch ein solcher gefangener Dienſtknecht bei seinem Herrn im Hause oder auf dem Gute wohnen; nur darf er sich ohne Erlaubniß desſelben unter keinerlei Ausrede davon entfernen.

Hat der Herr oder Aufseher eine gerechte Klage gegen einen solchen Knecht, so muß er dieſelbe dem Richter vorbringen, der sodann, wenn der Miſſethäter überwieſen iſt, demſelben eine angemeſſene Strafe anſetzt.

Obgleich dieſer Arbeitslohn nicht hoch angeſchlagen zu seyn ſcheint, so kann doch ein freier Mann Arbeit genug für das Doppelte, ja wohl Dreifache des feſtgeſetz-

ten Preises erhalten; denn es fehlt nicht an Mitteln, der obengedachten Verordnung auszuweichen. Es ist leicht zu erachten, daß in einem Lande, wo so viele öffentliche Arbeiten von den Verbrechern verrichtet werden müssen, nur wenige derselben an Privatleute überlassen werden können.

Während meines Aufenthalts in dieser Kolonie unternahm der Gouverneur mit einem Gefolge einen Streifzug nach den sogenannten Kuhweiden. *). Dies ist, wie man hier schon lange weiß, derjenige Theil des Landes, wohin sich bald nach der ersten Anlegung der Kolonie, einige Stücke Rindvieh, die der Regierung gehörten, verirrt hatten. Mehrere Jahre lang hatte man alle Spur von denselben verloren; sie befanden sich jedoch in einer üppigen, weidereichen Gegend. Endlich wurden sie durch Zufall von einem Manne entdeckt, der in diesen Theil des Landes kam, und fand, daß diese Thiere sich beträchtlich vermehrt hatten. Da diese Nachricht der Regierung, des Zuwachses wegen, angenehm war, so wurde der Befehl ertheilt, diese Thiere nicht im mindesten zu beunruhigen; und so haben sie sich nun bis auf einige Hundert vermehrt. Es läßt sich nicht wohl bestimmen, ob diese Thiere vom Instinkt getrieben, oder bloß durch Zufall in diese Gegend gekommen sind. Den Berichten

*) Cowpastures. (Man sehe hierüber die Nachrichten von Collins und die denselben beigelegte Charte).

D. H.

zu Folge, ist dieselbe vortrefflich zum Anbaue geschickt und dabei auch sehr gut mit Wasser versehen; es sollen auch mehrere hier einheimische Thiere, als Kängurus, Kasuare *) u. s. w. häufig daselbst zu finden seyn.

Der Thermometer stand im Monat December, der unserm Mai entspricht, am niedrigsten auf 64, und am höchsten auf 110 Grade.

Vier und vierzigstes Kapitel.

Neuester Zustand der Kolonie.

Eine der lobenswürdigsten öffentlichen Anstalten in dieser Kolonie ist das Waisenhaus, worin nicht nur vater- und mutterlose Kinder, sondern auch Kinder der verworfensten und verzweifeltsten Verbrecher aufgenommen werden. Ich habe schon oben **) gemeldet, daß diese schöne Anstalt durch die Auflage auf Wein und Branntwein, und durch freiwillige Beisteuern der oberen Beamten und der angesehneren Einwohner unterhalten wird. Die Aufsicht über

*) Emu, eine besondere Abart. D. H.

**) Im 4ten Kapitel, S. 39. D. H.

dieselbe ist einem Pfarrer, und einigen der vornehmsten Einwohner anvertraut, welche die Pfleger derselben, und die Verwalter ihrer Einkünfte sind. Dieses Geschäft versehen sie so vortrefflich, daß es ihnen die größte Ehre bringt. Die Mädchen werden hier im Lesen und Schreiben und in allen Nadelarbeiten unterrichtet, und überhaupt wird eben so gut für sie gesorgt, als in manchen ähnlichen Anstalten im Mutterlande. Dieser Mädchen sind sechzig. Für die Jungen sind außerdem noch zwei Anstalten da, welche von der Regierung unterstützt werden. Wirklich verdiente der Gouverneur alles Lob für die Sorgfalt und Aufmunterung, die er diesen Anstalten schenkt. Auch wäre es unverzeihlich, wenn ich hier nicht der Theilnahme erwähnte, mit welcher die hiesigen Frauenzimmer ihr Wohlwollen auch auf diese Anstalt wenden. Denn es muß dem schönen Geschlechte zur Ehre nachgesagt werden, daß es sich für jede milde Anstalt auf das wärmste interessirt.

Eine große Last macht der hiesigen Regierung die Sorge für die Verhinderung des Entwischens der Verbrecher. Selten verläßt ein Schiff diesen Haven, ohne daß die Verbrecher einige Versuche machten, an Bord desselben zu kommen, um durchzugehen, und schlägt es ihnen auch ein Mal fehl, so lassen sie sich doch nicht von weiteren Anschlägen dieser Art abschrecken.

Einige Zeit nach der Errichtung dieser Kolonie hatte ein Theil der hierher verbannten Verbrecher es gewagt,

in einem offenen Boote zu entfliehen, und waren glücklich nach der Insel Timor gelangt; dieses Beispiel wirkte so sehr, daß nun Jeder glaubte, es werde ihm auch so gelingen. Die Unwissenden glaubten, sie dürften sich in irgend einem Fahrzeuge nur dem Winde und den Wellen überlassen, um ein Land zu erreichen. Das Ende solcher gewagten Versuche war aber immer, daß nachdem sie das schrecklichste Ungemach ausgestanden hatten, und der größte Theil der Flüchtlinge ums Leben gekommen waren, die Uebriggebliebenen sich genöthigt sahen, sich selbst wieder der Regierung auszuliefern, und ihr Schicksal der Barmherzigkeit des Gouverneurs zu überlassen.

Die Unwissenheit dieser Leute geht so weit, daß viele derselben glauben, sie könnten trocknen Fußes nach Sina kommen, wenn sie gerade fort durch die Wälder von Neuholland wanderten. Die Erfahrung hat sie jedoch von einem so tollen Unternehmen abgeschreckt.

Viele von den unruhigen und aufrührischen Köpfen, die man hieher geschickt hat, sind durch diese Züchtigung noch um nichts klüger geworden; sie sind noch Tollköpfe wie vorher, und stören oft die Ruhe der Kolonie.

Die katholischen Geistlichen und eine Rotte von Taugenichtsen, die sich mit Wahrsagen abgeben, sparen keine Mühe, um jeden Funken des Empörungsgeistes anzufachen. Ehe ich noch dieses Land verließ, hatten

über zweihundert dieser Waghälse angefangen, sich zu empören; bereits hatten sie sich erfrecht, den Kolonisten Waffen und Munition wegzunehmen, und nun machten sie einen Angriff auf das der Regierung gehörige Magazin zu Hawkesbury; aber jetzt kam ihnen ein Detaschement des Militär-Corps von Neu-Südwallis, unter dem Commando des Majors Johnson, eines alten, erfahrnen Offiziers, entgegen, und nach einigen Unterhandlungen wurden die Aufrührer wieder zum Gehorsam gebracht. Verschiedene Rädelsführer derselben wurden, wie man leicht denken kann, zum abschreckenden Beispiele öffentlich bestraft; aber ich befürchte sehr, daß die Gemüther ihrer Kameraden schon allzusehr verhärtet seyen, als daß dasselbe ihnen zur heilsamen Warnung dienen werde.

Um dem Militär beizustehen, und die Macht der Regierung im Nothfalle zu verstärken, hat der Gouverneur eine Compagnie von 80 Mann Freiwilligen errichtet, die keinen Sold, aber im Dienste ihre Mundportionen auf Kosten der Regierung erhalten; sonst bekommen sie nichts, außer die Waffen. — Der Flecken Paramatta hat auf dieselbe Weise 50 Mann gestellt. Die von Sydney haben einen vormaligen Hauptmann und Adjutant bei dem Militär-Corps von Neu-Südwallis an ihrer Spitze.

Die gewöhnliche Zahlungsart besteht in dieser Kolonie im Vertauschen einer Waare gegen die andere.

Nach Branntwein, Thee, Zucker und Tabak ist hier die stärkste Nachfrage; hierauf dann nach allen anderen Produkten und Fabrikaten des Mutterlandes. Bei dem Austauschen dieser Waaren ist der größte Gewinn auf der Seite des Verkäufers. Klingendes Geld ist sehr wenig im Umlaufe. Das gewöhnlichste Geld, wenn man es anders so nennen will, sind Handbillets oder Wechsel von Privatleuten, die aber, die Aussteller mögen auch in noch so gutem Kredit stehen, nicht für fremde Handelsleute taugen, die nicht hier verweilen und diese Wechsel giriren lassen können. Es giebt zwar auch eine gute Menge Kupfermünze im Umlaufe, die hier für das Doppelte ihres Werthes cursirt; aber, ohne mich in eine Untersuchung über die Unschicklichkeit dieses Curses einzulassen, ist es ganz natürlich, daß diese Münze nicht für den auswärtigen Handel taugt, so passend sie auch für das hiesige Lokal seyn mag. Die Kolonisten fühlen dies nur zu sehr, wenn sie irgend einen Handel ins Große mit den Schiffen abschließen.

Es erregte daher eine allgemeine Freude und Zufriedenheit bei allen Klassen von Kolonisten, als der Gouverneur vor unsrer Abreise von dem Schiffsherrn einige tausend Thaler einhandelte, um sie zur Bezahlung des in die Magazine zu liefernden Getraides auszugeben. Die glücklichen Leute, welchen von diesem Gelde zu Theil wird, können dann mit amerikanischen oder anderen nach Sina segelnden Schiffen den vortheilhaftesten Handel treiben.

Die Preise der Lebensmittel waren hier damals folgende:

Schweinefleisch, das Pfd. 10 Pfen. bis 1 Schill. Sterl.
Schöpsenfleisch, —— 1 Sch. 3 Pf. bis 1 Sch. 6 Pf.
Kängurufleisch, —— 8 bis 9 Pf.
Waizen, das Büschel 8 Sch.
Wälschkorn, —— 4 Sch.
Kartoffeln, —— 8 bis 10 Sch.
Zwiebeln, das Pfund 4 Pf.
Eine Henne, 2 bis 3 Sch.
Eine Gans, 6 bis 7 Sch.
Kürbisse, 1 Sch. 3 Pf. bis 1 Sch. 6 Pf.

Dabei ist zu bemerken, daß diese Preise alle in baarem Gelde angesetzt sind. Für Branntwein bekömmt man hier, so wie auf der Norfolk-Insel (wie schon erwähnt) alles viel wohlfeiler.

Vermöge eines Edikts des Gouverneurs vom ersten Oktober 1800 sind folgende den Handel betreffende Verordnungen, besonders um dem Wucher zu steuern, gemacht worden. *)

*) Der Verfasser hat diese Verordnungen in extenso abdrukken lassen, welches für sein Publikum sehr nützlich seyn mag; für teutsche Leser wird aber wohl der hier mitgetheilte summarische Auszug hinreichend seyn.

D. H.

„Niemand darf sich ohne besondere Erlaubniß an Bord eines angelangten Schiffes begeben, ehe das Signal dazu gegeben ist. — Wenn die Ladungen nicht für Rechnung der Regierung gekauft und dann aus den Magazinen derselben an Privatleute vereinzelt werden, so sollen dennoch die Verkaufspreise so bestimmt werden, damit der Kleinhändler nie mehr als 20 Proc. Gewinn daran nehme."

„Kein Schuldschein darf ohne beigelegte specificirte Rechnung über den Betrag der Schuld eingeklagt werden."

„Keine andere, als gedruckte Schuldscheine, die in der Kanzlei abgeholt, und nach vorgängiger Billigung des Gouverneurs ausgegeben werden, dürfen in Umlauf gebracht werden."

„Ohne Erlaubniß darf kein Branntwein und kein Wein weder gekauft noch verkauft werden. Die Gallone Branntwein soll nicht höher, als 20 Schilling (6 Thlr. 6 Gr.) in Rechnung gebracht werden." —

Kraft einer Verordnung vom 3ten April 1801 wurde befohlen, daß jedes hier einlaufende Schiff, welches daselbst Handel treiben will, eine Kopie seiner Faktura dem Regierungs-Sekretair vorher einliefern soll.

So heilsam diese Verordnungen auch sind, so wer-

den sie doch nicht ganz ihren Zweck erreichen, besonders was den wucherischen Gewinn der Kleinhändler betrifft; denn diese wissen auf tausenderlei Art die Gesetze zu umgehen. — Die Schuldscheine wurden immer häufig verfälscht; auch gab es hier Leute, die so geschickt die ächten zu verändern wußten, daß man den Betrug erst spät entdeckt hat.

Gegen den hier herrschenden unmäßigen Gebrauch des Branntweins hat man schon lange vergebens geeifert. Die Leidenschaft für dieses Getränke hat hier den höchsten Grad erreicht; die Krämer ziehen den besten Vortheil davon, sie prellen ihre Kundleute und saugen ihre Schuldner aus.

Die hiesigen Weibspersonen (die Verbrecherinnen nämlich) reizen die Männer noch zum Trunke, statt sie davon abzumahnen, und lassen, trotz aller Bestrafung, doch ihre schlechten Streiche nicht.

Fünf und vierzigstes Kapitel.

Charakteristik der Kolonisten. — Abreise von Port-Jackson. — Rückkunft in England.

Die Umstände, unter welchen diese Kolonie angelegt wurde, und der dabei beabsichtigte Hauptzweck zeigen ihre Wirkung sehr deutlich in den hier herrschenden Sitten, oder in dem, was man überhaupt den Nationalcharakter, von Botanybay nennen kann. Die freien Pflanzer sind daselbst nicht unangesteckt geblieben, und man bemerkt hier nichts von dem Selbstgefühle der Biederkeit oder dem Ehrengefühle, das sonst freie Bürger auszeichnet. Daß es auch Ausnahmen von dieser Regel giebt, wiewohl nicht viele, versteht sich von selbst; denn es finden sich auch Männer unter den hiesigen Pflanzern, die durch ihren Fleiß und ihre Geradheit jedem Lande Ehre machen würden.

In einem Lande wie dieses, ist nichts nothwendiger, als daß die Landleute tugendhaft und fleißig sind. Diese bestehen jetzt hier aus zweierlei Klassen, nämlich theils aus hieher verbannten Verbrechern, die nach Verfluß ihrer Strafzeit oder durch Erlassung derselben frei geworden sind, und die Erlaubniß erhalten haben, sich hier anzusiedeln; theils aus freien Leuten, die mit ihren Familien freiwillig aus England hieher gezogen sind.

Zu der ersten Klasse gehören auch die ersten Ansiedler, Leute von dem verdorbensten Charakter, die während der Zeit ihrer Knechtschaft den Anschein von Besserung gaben, weil Zwang und Furcht vor Strafe sie in Schranken hielten; die aber, sobald sie ihre Freiheit wieder erhalten hatten, ihre unverbesserliche Verdorbenheit durch Müssiggang, Trunkenheit und alle damit verschwisterten Laster aufs neue an den Tag legten.

Ich kann nicht über acht bis zehen solcher Leute anführen, welche noch einige Liebe zur Arbeit äußern. Unter denselben stand der unglückliche Barrington, so lange er noch im Besitze seiner Seelenkräfte war, hoch und glänzend oben an.

Eine andere Klasse von freien Pflanzbürgern machten die Seesoldaten aus, die bei der ersten Anlegung der Kolonie hieher kamen und nachher zur Belohnung für ihre geleisteten Dienste entlassen und mit Gütern zum Anbaue beschenkt wurden. Diese Leute, die an ein mäßiges Leben gewöhnt waren und sich nicht in die Obliegenheiten der Landwirthschaft und des häuslichen Lebens zu schicken wußten, scheueten alle harte Arbeit und da sie jetzt von der Strenge der militärischen Mannszucht befreit waren, so überließen sie sich dem Trunke und allen daraus entspringenden Lastern, die ohnehin in dieser Kolonie schon herrschend genug waren, und in wenigen Jahren wurden ihnen ihre Feldgüter verkauft, um ihre Branntweinschulden zu bezahlen; sie selbst waren nun der Armuth und

dem Elende Preiß gegeben, und genöthigt, sich aufs neue als Soldaten anwerben zu lassen.

Eine andere Klasse von Kolonisten machen die Leute aus, die sammt ihren Familien, mit schweren Kosten für Rechnung der Regierung von England aus als Ansiedler hieher geschickt worden sind.

Von diesen Leuten hatte man sich große Erwartungen gemacht; aber sowohl die Regierung, als die Kolonie wurden hierin schrecklich getäuscht.

Von mehr als hundert Familien, die auf diese Weise hieher gekommen sind, findet man kaum über acht bis zehen, die sich in ihrer Sittlichkeit auch nur im mindesten vor den hieher verbannten Verbrechern auszeichnen. Es ist daher höchst nöthig, sorgfältig darauf zu sehen, was für Leute man als Kolonisten annimmt.

Unter den vielen freien Kolonisten, die hieher geschickt wurden, waren auch viele von sehr verdächtigem Charakter, die durch freiwillige Verbannung einer gewaltsamen zuvorkamen; andere waren schlechte Handwerksleute, welchen es an hinlänglicher Arbeit zur Ernährung ihrer zahlreichen Familien fehlte und die am Ende ihren Kirchspielen zur Last gefallen wären, und noch andere waren lüderliche Bursche, die von ihren Verwandten zu Kolonisten empfohlen wurden, damit sie ihrer los wurden.

Von dieser Art sind beinahe die meisten der hiesigen Pflanzbürger; die wenigsten verstehen die Landwirthschaft, und da sie im Durchschnitte genommen, in ihrem Vaterlande nie an Arbeitsamkeit gewöhnt waren, so konnten sie auch in Neu-Südwallis nicht zu fleißigen Leuten gemacht werden. Sie waren auch als Kolonisten unfähig, sich und die Ihrigen zu ernähren und fielen dann der Regierung und der Kolonie zur Last, obgleich die ihnen bewilligten Güter und Unterstützungen gewiß hinreichend gewesen wären, sie in Wohlstand zu versetzen, wenn sie hätten arbeiten und sittlich leben wollen. Bauern an Arbeit und Mäßigkeit gewöhnt, würden hier sich und der Kolonie großen Nutzen gebracht haben. In Amerika war dies ganz anders; die dahin verbannten Verbrecher, kamen außer der Gemeinschaft mit ihres gleichen, wurden von den fleißigen Pflanzern auch an den Fleiß gewöhnt, und endlich zu brauchbaren Bürgern gemacht. Hier trifft es sich nicht selten, daß freie Pflanzer Mitschuldige der verbannten Verbrecher sind. — Auch würde gewiß die Regierung das Schicksal dieser Kolonisten noch verbessern, wenn die Mehrheit derselben sich auch als Achtungswerthe Staatsbürger bewiesen.

Die Kolonisten klagten oft über die Habsucht reicher Leute, welche den Handel an sich rissen, und die Preise allen Waaren unmäßig übertheuerten, und wollten behaupten, daß dadurch allein alle Wohlthaten, die ihnen die Regierung erweist, fruchtlos gemacht und das Emporkommen der Kolonie gehindert würde.

Da die Reise des Schiffes Kalkutta schon in einer Beschreibung dem Publikum mitgetheilt ist, *) so wäre es unnöthig, von unserer Rückfahrt nach Europa noch etwas Weiteres zu sagen; doch wäre es undankbar von uns, wenn wir es verschweigen wollten, daß wir auf diesem Schiffe mit aller Achtung und Höflichkeit behandelt wurden.

Endlich erblickten wir nach einer Abwesenheit von vier Jahren und ein und dreißig Tagen die Küsten von Albion wieder. Welche Gefühle durch diesen Anblick in unserer Brust erweckt wurden, wird der gütige Leser selbst beurtheilen können.

*) Die von Lieut. Tuckey mitgetheilte Beschreibung dieser Reise, welche auch Nachrichten von dem oben erwähnten Versuche, keine Niederlassung zu Port-Philipp anzulegen, enthält, ist im XXIVsten Bande der Sprengel-Ehrmannschen Bibliothek im teutschen Auszuge geliefert worden. D. H.

Thomas Lindley's

Reise nach Brasilien

und

Aufenthalt daselbst

in den Jahren 1802 und 1803.

Nebst

einer Beschreibung der Städte und Provinzen

Porto-Seguro und San Salvador.

Auszugsweise

aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben

von

T. F. Ehrmann.

Weimar,

im Verlage des F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoirs

1806.

Vorbericht

des teutschen Herausgebers.

Wir haben noch so wenig neue und befriedigende Nachrichten über das doch in mancher Hinsicht so merkwürdige Land Brasilien, daß uns jeder, auch nur einigermaßen brauchbare Beitrag zur Erweiterung der Kenntniß desselben, willkommen seyn muß. Wir haben zwar mehrere neuere Berichte von Reisenden, die auf ihrer Fahrt diesen oder jenen brasilischen Haven besucht haben, wo besonders englische Schiffe oft

anlegen, entweder um Erfrischungen an Bord zu nehmen, oder um nöthige Ausbesserungen zu besorgen. Aber in solchen Fällen ist der Aufenthalt jedes Mal zu kurz, als daß auch die scharfsichtigsten Reisenden hinreichend genügende und hinreichend sichere Nachrichten einsammeln könnten; nicht zu gedenken, daß der Gesichtskreis derselben durch mancherlei Umstände gewöhnlich sehr beschränkt wird, und daß sie überdies nicht im Stande sind, mehr, als gerade den Ort zu schildern, wo sie auf eine kurze Zeit anlanderten.

Von den Portugiesen, als den Besitzern dieses Landes, deren kleinliche Politik den Fortschritten der Erdkunde so sehr zuwider ist, haben wir seit länger Zeit keinen neueren Bericht über den heutigen Zustand des reichen Brasiliens erhalten, und

haben auch nicht sobald einen zu hoffen, da die portugiesische Regierung so sorgfältig und ängstlich die Hauptquellen ihrer Reichthümer in das tiefste Dunkel zu verhüllen sucht, und daher war es auch wohl nie einem Fremden gelungen, dieses unbekannte Land näher zu erforschen, und folglich fehlen uns auch Berichte von diesen.

Zwar hat die portugiesische Regierung neuerlich auf Ansuchen des um die Naturgeschichte so verdienten Herrn Grafen von Hofmannsegg, einem von ihm ausgeschickten teutschen Naturforscher, Hrn. Sieber, die Erlaubniß ertheilt, Brasilien zu naturhistorischen Zwecken zu bereisen; es ist aber nun die Frage, ob die Gewalthaber in Brasilien, wenn sie auch desfalls keine geheime Instructionen

erhalten haben, nicht eigenmächtig, wie es nur zu oft geschieht, dem Forscher jeden Schritt erschweren, oder wenigstens seine Nachforschungen so sehr beschränken, daß für die Länder- und Völkerkunde, wenn anders der genannte Reisende auch hierauf, nach dem Beispiele des Hrn. Prof. Link, Rücksicht nimmt, wenig Gewinn zu erwarten seyn möchte.

Diese Besorgniß ist um so gegründeter, da man in Brasilien, besonders in heutigen Zeiten, jeden Fremden, der sich nach der Beschaffenheit des Landes erkundigt, (wie wir hiernächst sehen werden) ohne weiteres für einen Kundschafter hält, der diese Goldgrube (die portugiesische Regierung fühlt ihre Schwäche) an andere Seemächte verrathen will.

Doch, wenn es auch, wie wir herzlich wün-

schen, dem Herrn Sieber gelingt, uns die trefflichste Schilderung von Brasilien mitzutheilen, und dadurch das Dunkel aufzuhellen, das noch diesen Erdstrich deckt, so dürfte doch inzwischen jeder auch noch so kleine Beitrag zur Kunde dieses Landes, der aus zuverlässiger Quelle floß, würdig seyn, in dem Archive der Erdkunde aufbewahrt zu werden.

Diese Betrachtung bewog den Herausgeber, das hier erscheinende Werkchen in abgekürzter Uebersetzung den teutschen Geographiefreunden vorzulegen.

Es kam im vorigen Jahre (1805) zu London heraus unter dem Titel:

Narrative of a Voyage to *Brasil*; terminating in the seizure of a british Vessel and

the imprisonment of the author and the ships crew, by the Portuguese. With general Sketches of the country, its natural productions, colonial inhabitants etc. and a description of the City and Provinces of *St. Salvador* and *Porto Seguro*. To which are added, a correct table of the latitude and longitude of the ports ou the coast of *Brasil*, Table of exchange etc. By *Thomas Lindley*. — (XXXI. und 298 Seiten in gr. 8.)

Der Verfaſſer kam, wie er hier erzählt, bloß zufälliger Weiſe vom Vorgebirge der guten Hoffnung als Kaufmann nach Braſilien, wo er wegen Verdacht des Schleichhandels in Verhaft kam, und

seines Schiffes beraubt wurde. Sein Aufenthalt in Brasilien dauerte über ein Jahr; er machte eine kleine Reise in das Innere des Landes, besuchte mehrere Ortschaften auf der Küste, und da er während des größten Theils der Zeit seiner Gefangenschaft frei in der Stadt Bahia herumgehen durfte, so fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, mancherlei Beobachtungen zu machen; auch hatte er mehrere Bekanntschaft, und zog, so viel ihm möglich war, Erkundigungen über alle Gegenstände ein, die seine Wißbegierde reizten.

Daraus läßt sich nun auch erklären, warum er für einen Spion gehalten wurde, und erst neuerlich lasen wir in dem Hamburger Correspondenten (1806. Nro. 28) folgende Stelle aus einem Schreiben aus Paris vom 8. Februar d. J.

„Da eine englische Expedition an den Küsten „von Brasilien angekommen ist, so erinnert man „sich jetzt eines gewissen engl. Capitäns Lindley, „der 1803 (nein 1802) ankam, und die dasigen „Küsten aufnahm. Er ward arretirt, und nach „Lissabon gesandt, auf englisches Verwenden aber „freigelassen."

Den Ungrund dieser Angabe beweist unsers Lindley's eigener Reisebericht; auch ist derselbe nicht nach Lissabon gesandt, und eben so wenig auf englisches Verwenden freigelassen worden; sondern er ist von Bahia in Brasilien entwischt, glücklich in Oporto angekommen, und von da hat er sich dann in sein Vaterland zurückbegeben; von wo aus er vergebens bei der portu-

giesischen Regierung um Schadloshaltung für das ihm widerrechtlicher Weise weggenommene Schiff sammt Ladung nachgesucht hat.

Seine Nachrichten von denjenigen Theilen von Brasilien, die er näher kennen gelernt hat, sind gewiß in dem jetzigen Zeitpunkte von unverkennbarem Werthe. Von seinem Tagebuche ist in dieser Uebersetzung bloß das abgekürzt oder ganz weggelassen worden, was seine Privat-Angelegenheiten betrifft, oder sich auf Individualitäten bezieht, welche teutsche Geographiefreunde nicht interessiren können.

Der Verfasser sagt in seiner Vorrede, daß er hinreichende Materialien eingesammelt habe, um ein ausführlicheres Werk über Brasilien herauszuge-

ben; er giebt aber dabei nicht an, was ihn hindert dies zu thun. Möchte es ihm doch gefallen, die hierhergehörigen Nachrichten, die er sich zu verschaffen im Stande war, dem Publikum nicht lange vorzuenthalten!

Er versichert auch, was wohl zu bemerken ist, daß die politischen Berechnungen und Angaben über Brasilien, welche Raynal in seinem bekannten Werke beibringt, Trotz ihres Details, doch ganz grundlos seyen.

Ein gelehrter Brasilianer und Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften zu Lissabon u. s. w. Namens Rocha Pitta hat im J. 1730 in einem starken Quartbande eine Geschichte von Bra-

silien herausgegeben, zu welcher er hauptsächlich die Jahrbücher der Jesuiten benützt hat, und worin die Naturgeschichte und Specialstatistik des Landes ziemlich vernachlässiget ist. Dieses Werk ist jetzt (wie unser Lindley berichtet) in Brasilien strenge verboten. — Die handschriftlichen Nachrichten von den inneren Gegenden, welche die Jesuiten eingesammelt haben, sind jetzt dem Verderben Preiß gegeben.

O wie sehr und oft haben sich die Portugiesen schon an der Erdkunde versündigt! — Man erinnere sich nur der Verheimlichung ihrer Kenntniß des südlichen Afrika! —

Möchte doch bald in jenen noch in Düsterheit verhüllten Gegenden ein schöner Tag anbrechen, der

den Fortschritten der Wissenschaften überhaupt so willkommen wäre!

Dies wird jeder theilnehmende Leser dieser Bogen von Herzen wünschen.

T. F. Ehrmann.

Inhalt.

Seite

Lindley's Reise nach Brasilien und Aufenthalt daselbst. 3

Lindley's Beschreibung von Porto Seguro und St. Salvador. 101

I. Porto Seguro. . . . . Ebd.

II. San Salvador oder Bahia. 120

Thomas Lindley's

Reise nach Brasilien

und

Aufenthalt daselbst

in den Jahren 1802 und 1803.

Thomas Lindley's
Reise nach Brasilien
und
Aufenthalt daselbst.

Als die Nachricht von dem geschlossenen Frieden im December 1801 auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung anlangte, so verbreitete sie einen großen Schrecken unter allen brittischen Kaufleuten, welche sich dort niedergelassen hatten; denn es war daselbst ein ungeheurer Vorrath von Waaren aufgestapelt und der Verkauf gerieth sogleich in Stocken; die Holländer hörten auf einzukaufen, indem sie sich schon im Voraus einbildeten, daß sie dieselben Waaren um den niedrigsten Preiß erhalten würden, sobald die brittischen Kaufleute bei der Räumung der Kolonie genöthigt wären, sie in der Eile loszuschlagen.

Dem zu Folge war es nun mit unserm hiesigen Handel zu Ende und man befrachtete sogleich Schiffe nach Isle de France, dem Platafluſſe und andern Plätz-

zen dieser Gegenden, um die vorräthigen Waaren schnell abzusetzen.

Bei dieser Gelegenheit wagte ich es auch, Antheil an einer Spekulation auf einer Brigg zu nehmen, welche nach St. Helena und weiter zur Besorgung des Absazzes unserer Waaren segeln sollte, und ich unternahm es in Person der Anführer dieser Reise zu seyn. Am 25sten Februar 1802 verließen wir das Vorgebirge der guten Hoffnung und kamen zu Anfang des März auf der Insel St. Helena an; wir hielten uns ungefähr drei Wochen daselbst auf. Wenige Tage nach unserer Abfahrt von da, wurden wir von einem heftigen Windstoße überfallen, welcher unser Schiff beträchtlich beschädigte; weswegen wir genöthigt waren, nach dem nächsten brasilischen Haven zu steuern und um die Mitte des Aprils langten wir zu Bahia oder St. Salvador an.

In dieser Stadt ist es keinem fremden Schiffe, es mag auch Ansprüche haben, welche es wolle, erlaubt, Handel zu treiben oder nur in diesen Haven einzulaufen; es sey denn, daß es im höchsten Nothfall einer Ausbesserung oder eines Vorraths von Wasser oder Lebensmitteln bedarf. Um auch jeder Möglichkeit, Handel zu treiben, zuvorzukommen, werden sogleich bei dem Einlaufen eines Schiffs sechs Zollbeamte an Bord desselben abgeordnet und ein Wachtboot, mit einem Lieutenant und Soldaten besetzt, legt sich an dessen Hintertheil vor Anker. Das Schiff wird nun von einem Gerichtsbeamten, einem

Oberstén, einigen Seeoffizieren, und einem Zimmermann besichtigt; diese untersuchen die Schriften, fragen nach der Ursache, warum das Schiff hier einlief, sie mag nun wahr oder erdichtet seyn, und ein Bericht über dieses Alles wird sogleich zu Papier gebracht. Dieser Bericht wird sodann dem Generalstatthalter vorgelegt, welcher nach Maasgabe der Umstände entscheidet, wie lange das Schiff in dem Haven verweilen darf; welcher Zeitraum, je nachdem es die Noth erfordert, auf vier bis zwanzig Tage bestimmt wird. Hierauf wird auch den Leuten am Bord erlaubt ans Land zu gehen, doch immer unter der Aufsicht des Wachtbootes. *)

Dieser anscheinenden Strenge ohngeachtet, wurde doch hier ein sehr beträchtlicher Konterbandhandel getrieben, indem gewöhnlich der zur Aufsicht angestellte Offizier und die übrigen Beamten, oder ihre Helfershelfer, es insgeheim mit den Schleichhändlern hielten. Dies ist aber jetzt anders; die Gesetze, die bisher nur der Form nach beobachtet wurden, werden jetzt strenge gehandhabt; mehrere Beamte sind zum öffentlichen Beispiele strenge bestraft worden und neue Befehle sind aus Europa angekommen, welche allen Verkauf von fremden Waaren in Bahia strenge verbieten; selbst für Abgaben- und Lebensbedürfnisse dürfen keine Waaren angenommen werden.

*) Man sehe, wie sehr sich Turnbull (in dem 1sten u. 2ten Kap.) seiner Reise um die Welt, über den hiesigen Aufenthalt beklagt. D. H.

Solche Aussichten hatte ich, als mein Schiff in diesem Haven einlief; das Schiff bedurfte einer Ausbesserung und da ich Waaren, aber nicht baares Geld genug zur Bezahlung der Kosten bei mir hatte, so sah ich mich in Gefahr, nach Lissabon geschickt zu werden.

Doch ich überwand glücklich diese Hindernisse und entgieng dieser Gefahr; wir lagen einen Monat in diesem Haven, besserten unser Schiff aus und verließen dann die Allerheiligen-Bai um die Mitte des Mais, in der Absicht nach Rio Janeiro zu steuern, wo ich Hoffnung hatte, meine ganze Ladung an die Spanier abzusetzen, welche von dem Platafluſſe aus dahin handeln, und dann von da nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zurückzukehren. Kaum aber waren wir vor die Bai hinausgesegelt, als der Wind sich südwärts drehte; wir kämpften sechs Tage lang mit ihm, an dieser gefahrvollen Küste, bis endlich sich ein kleiner Wind erhob, welcher gegen das Ufer hin bließ, von welchem wir nicht über fünf englische Meilen entfernt waren. Wir erblickten nun ein vorüberseglendes Fischerboot und befanden uns gerade gegen Porto Seguro über und der Meister des Fahrzeugs erbot sich, uns bei dem Einlaufen in den Haven als Lotse zu dienen. Ich nahm dieses Anerbieten an; denn ich hielt es für rathsamer, eine günstigere Witterung zur Fortsetzung meiner Fahrt abzuwarten.

Als wir in dem Haven einliefen, lauerte eine andere Gefahr auf uns; denn das Schiff stieß auf eine Felsen-

bank, wobei wir unser Steuerruder verloren. Der Civilgouverneur oder Provinzialrichter und der Kapitán Mor, oder obere Militärbeamte empfiengen uns mit der anscheinenden größten Gastfreiheit, ertheilten mir die Erlaubniß zu handeln, und sorgten sowohl dafür, daß ich ein neues Ruder, als auch alle Erfrischungen erhielt, welche hier zu haben waren.

Dieser Richter Señor Joze Dantes Coelho war noch nicht lange in diesem Lande und war erst vor zwei Jahren mit seiner Familie von Liffabon hieher gekommen. Der eine von seinen Söhnen, Señor Gaspar besorgte die unmittelbaren Amtsgeschäfte seines Vaters; der andere, Señor Antonio war nach Rio Grande, einem Bezirk an dem Ende der Kapitanei abgeschickt, um daselbst über die Einkünfte von dem an dem Flüsse gefällten Holze zu wachen.

Am Tage nach meiner Ankunft unterhielt ich mich mit Señor Gaspar, in Gegenwart seines Vaters, und wir sprachen über die verschiedenen Producte des Landes; er sagte mir, daß es hier das in Europa so geschätzte und theure Brasilienholz in unbeschreiblicher Menge gäbe, und erbot sich mir davon gegen einen Theil meiner Waaren zu vertauschen. Dieser Vorschlag schien mir so vortheilhaft, daß ich mich nicht lange bedachte und den Handel eingieng; ich hatte zwar gehört, daß die Ausfuhr dieses Holzes verboten sey, da aber der Gouverneur selbst mir diesen Antrag gemacht hatte und ich folglich in dem

Wahne stand, daß das Verbot nicht so strenge gemeint sey, so verbannte ich dem zu Folge alle Zweifel.

Der Uebereinkunft gemäß kam am folgenden Tage Señor Gaspar an Bord, um ein bestimmtes Quantum Waaren auszusuchen, welche gegen eine Ladung Brasilienholz ausgetauscht werden sollten, sobald dasselbe dazu hergerichtet wäre; er ritt auch sogleich nach dem Rio Grande, um die nöthigen Anstalten zu Herbeischaffung des Holzes zu machen. Nach Verlauf einer Woche kam er aber zurück und brachte die leidige Nachricht mit, daß wir unser Geschäft aufgeben müßten, indem es nun allzubekannt sey, daß sie, welchen die Aufsicht über den Handel anvertraut ist, einen so unerlaubten Verkauf eingehen wollten.

Beide, Vater und Sohn, schienen äußerst betroffen und verdrüßlich über einen Zwischenfall zu seyn, der beiden Theilen so nachtheilig war. Sie trösteten mich jedoch wieder mit der Vorstellung, daß ich ja leicht würde durch einen andern Kanal das Brasilienholz, das ich verlangte, bekommen können, daß ich in diesem Falle weder Hinderniß noch Widersetzlichkeit von ihrer Seite finden würde. Aufgemuntert dadurch, nahm ich ein Anerbieten an, das mir inzwischen gemacht worden war, mir eine kleine Quantität Brasilienholz innerhalb zehn Tagen auf den Platz zu liefern. Ehe aber diese Zeit verstrichen war, wurde ich von einem gefährlichen Fieber befallen, welches mich beinahe weggerafft hätte. Als ich mich dann wieder meiner Genesung näherte, so kam der Mann, mit welchem

ich wegen des Holzes abgeschlossen hatte zu mir, um mir anzuzeigen, daß ein Theil davon bereit liege und daß er mir so viel davon, als ein großes Boot fassen könne, in der folgenden Nacht schicken wolle. Ich theilte diese Nachricht dem Señor Gaspar mit, welcher nun auf einmal seine vorige Gesinnung änderte, und mich in den dringendsten Ausdrücken aufforderte, diese Ladung nicht anzunehmen, indem er hinzusetzte, er habe besondere höchst wichtige Ursachen, mir diese Weisung zu geben. Diesem zu Folge brach ich das Geschäft ab, und bemühte mich nicht weiter, Brasilienholz zu erhalten, da ich fand daß der Handel mit demselben so strenge verboten war und daß man diese Waare nicht ohne Gefahr erhalten konnte.

Ich beschloß nun meine Reise weiter fortzusetzen, da das Steuerruder vollendet war, dessen Verfertigung blos darum so lange gedauert hatte, weil in diesem Orte nur ein einziger Zimmermann zu finden war, welcher noch obendrein ein alter und nicht sehr geschickter Arbeiter war. Als man das Steuerruder befestigte, so fanden sich an dem Sterne oder Hintertheile des Schiffes noch einige andere Gebrechen; da ich aber jetzt sehr eilte, von hier wegzukommen, so ließ ich die schadhaften Plätze ausfüttern und vernageln, und gieng am 25sten Junius in See. Am folgenden Tage war das Wetter zwar sehr schön, aber wir fanden bald, daß wir in unserer Meinung von dem Schaden, den das Schiff erlitten hatte, zu leichtsinnig geurtheilt hatten; denn es fieng so viel Wasser und war so untüchtig zum weitern Segeln, daß wir uns

genöthigt sahen, in dem benachbarten Flusse Carevellos die Anker zu werfen, um das Hintertheil unsers Schiffes genau zu untersuchen und gänzlich auszubessern.

Wir fanden hier geschickte Zimmerleute, welche sogleich den Ausspruch thaten, daß der ganze Bug am Hintertheile völlig verfault sey. Wenige Tage darauf, es war am zweiten Julius, als die Ausbesserung des ganzen Schiffes beinahe vollendet war, wurde ich von einem Offizier und Soldaten überfallen, welche beordert waren, das Schiff in Besitz zu nehmen, dasselbe nach Porto Seguro zu führen und die Mannschaft desselben zu Lande dahin zu schicken.

Hier war jeder Widerstand vergeblich; die Mannschaft wurde sogleich ans Land gebracht; aber als eine besondere Gnade erlaubte man mir und meiner Frau, auf dem Schiffe zu bleiben.

Die Ausbesserung des Schiffes war nun bald vollendet und am 13 Julius kam ich zum zweiten Male nach Porto Seguro, zu welcher Ueberfahrt wir nur Einen Tag gebrauchten; ich fand daselbst eine Kommission von der Regierung von Bahia, welche abgeschickt war, mich zu verhören und alle mich betreffenden Angelegenheiten zu untersuchen.

Ein Einwohner von Porto Seguro hatte nämlich, um sich an dem Civilgouverneur dieser Stadt wegen einer Schuld zu rächen, welche dieser nicht be-

zahlte, die Reise nach Bahia gemacht, um der dortigen Regierung anzuzeigen, daß dieser Gouverneur mit mir einen Handel mit Brasilienholz abgeschlossen habe, und daß mein Schiff damit beladen sey. Dieser Ankläger sagte ferner, die beiden Söhne des Civilgouverneurs hätten in Verbindung mit dem Kapitän Mor, von Bedienten, Indianern und andern begleitet, eine Reise nach dem Rio Grande gemacht, um an den Ufern desselben eine Diamantenmine zu untersuchen, und daß sie eine ansehnliche Menge von Edelsteinen mit zurückgebracht hätten; endlich klagte derselbe auch noch den Civilgouverneur an, wegen Erpressungen und Unterdrükkungen des Volkes.

Auf diese Anklagen wurde ein Schiff abgesandt, und bei unserer Ankunft zu Porto Seguro wurde ich mit meiner Frau, meiner Schiffsmannschaft, so wie den beiden Söhnen des Gouverneurs, dem Kapitän Mor und mehreren Unterbeamten, ins Gefängniß geworfen.

Wir wurden, meine Frau und ich, in ein tiefes schlechtes Loch gesteckt, wo wir bald die Folgen einer solchen elenden Gefangenschaft empfanden und beide krank wurden. Man behandelte uns dabei sehr hart und unmenschlich.

Am 14ten wurde ich erst ins Verhör gebracht und wegen aller Umstände befragt, wo ich denn erklärte, daß kein Brasilienholz jemals auf mein Schiff gekommen sey; zwar gestand ich, daß es meine Absicht gewesen sey, wel-

ches einzukaufen; daß ich aber darauf Verzicht gethan hätte, sobald ich erfahren, wie streng die Ausfuhr dieser Waare verboten sey. Meine Schiffsmannschaft war, wie ich nachher hörte, völlig darin mit mir einstimmig.

Auf meine dringenden Vorstellungen erhielt ich endlich mit meiner Frau ein luftiges Zimmer in dem obersten Stockwerke des Gefängnisses.

Als ich gefangen genommen wurde, hatte man auch meine Brieftasche weggenommen, worin man etwas Weniges von ächtem Goldsande, mit goldfarbigem Sande vermischt, fand, welchen mir ein Einwohner von Puerto Seguro als Muster gebracht hatte. Dieses zog besonders die Aufmerksamkeit der Kommissärien auf sich, welche mich sehr angelegentlich darüber ausforschten. Ich machte kein Geheimniß daraus, wie ich zu diesem Pröbchen gekommen sey; erklärte aber dabei, daß ich weder den Namen noch den Wohnort des Mannes wüßte, von welchem ich dasselbe erhalten hätte und daß er vielleicht wohl zu einer entfernten Niederlassung gehören könne. Die Kommission erwiederte hierauf, daß sie entschlossen sey, diesen Mann aufzusuchen, und daß ich deshalb mit ihnen reisen müßte. Ich machte keine Einwendungen dagegen, weil ich zum voraus wußte, daß sie vergeblich wären, war aber auch fest entschlossen, den armen Teufel nicht zu verrathen, falls wir ihn auch antreffen sollten.

Tags darauf, es war der 2te August, begannen wir die

Reise zu Pferde, es waren unser sieben und nahmen den Weg südwärts am Ufer hin. Nachdem wir eine Stunde lang so fortgeritten waren, nahmen wir plötzlich unsern Weg gegen Westen Landeinwärts; und indem wir eine steile Anhöhe hinauf ritten, kamen wir zu der Kapelle Nossa Senhora de Judea auf dem Rücken derselben. Von hieraus hat man eine weite und schöne Aussicht, nicht nur auf das ganze umliegende Land, sondern auch auf den Ocean hinaus, wo die weißen Wände dieser Kapelle den Schiffen zu einem merkbaren Kennzeichen dienen; auch wird die Patronin dieser Kapelle, die heilige Jungfrau, besonders von den in der Nachbarschaft schiffenden Küstenfahrern und Fischerbooten in jedem Falle einer Verlegenheit, oder bei widrigem Winde angerufen; eben so steht sie im Rufe, alle Krankheiten heilen zu können, wenn sie mit rechtem Glauben angefleht wird. Das Innere des Gebäudes ist mit rohen Abbildungen von Schiffen, die in Gefahr schweben und Krankenzimmern verziert, wobei unter jedem Stücke der Fall angezeigt ist, in welchem die heilige Jungfrau hülfreiche Hand geleistet hat.

Nachdem wir ein Stück Zwieback gegessen und einen Schluck von des guten Pfarrers Wasser zu uns genommen hatten, so besuchten wir mehrere Plantagen und Zuckermühlen in der Nachbarschaft, zu deren jeder uns ein Indianer den Weg wies. Wir eilten längs dem Flusse hin, durch eine angenehme und sehr schöne ländliche Gegend welcher es nur am Anbaue fehlte, um das schönste Wiesenland zu seyn; der Boden bestand aus schwarzer

Dammerde, hie und da mit Kießboden, Lehm und sandigen Plätzen abwechselnd. Wir verließen darauf das offne Land und drangen in wilde Wälder ein, durch welche bloß ein schmaler Pfad führte, auf welchem immer nur ein Pferd nach dem andern gehen konnte; dieser Pfad war undurchdringlich vor den Sonnenstrahlen verwahrt, in dem er von den überhängenden Zweigen der Bäume ganz bedeckt war; diese hiengen aber auch oft so weit herunter, daß sie den Reitern sehr lästig werden mußten. Nach einem beschwerlichen Ritte von zwei Stunden öffnete sich das Land wieder vor uns und wir kamen zu verschiedenen Plantagen von Zuckerrohr, Maniokwurzeln u. s. w.; auch sahen wir mehrere schöne Grundstücke, die durch den Anbau in die schönsten Aecker und Wiesen verwandelt werden könnten. Nun änderte sich diese Scene und wir kamen zu einer Reihe kleiner niedriger Hügel, die sich ost- und westwärts längs dem Flusse hinzogen und auf der einen Seite sich sanft gegen dessen Ufer hin verloren, auf der andern aber steile Abhänge bildeten, die mit einem nie verwelkenden Grün bedeckt waren. Da wir längs diesen Hügeln hinreiseten, so gelangten wir zu der Plantage und Zuckermühle des Joao Fortado. Hier stiegen wir ab, indem wir hier eine bessere Bewirthung erwarten durften, als in dem, etwas weiter hin liegenden Villa Verde, welches eine Gränzniederlassung ist, die bloß von dem Missionär, drei Weißen und einigen wenigen bekehrten Indianern bewohnt wird.

Unser Wirth war ein alter Junggeselle von sie-

benzig Jahren, der hier mit seiner ebenfalls unverheurathe-
theten Schwester von beinahe gleichem Alter wirthschaf-
tete. Dieser alte Mann erzählte mir, daß er nahe bei
diesem Flecke geboren sey, daß sein ganzes Leben bloß
eine Reihe von Arbeitsbeschäftigungen gewesen sey; und
daß er die Zuckermühle, Gebäude, Geräthschaften u. s.
w. alle mit eigenen Händen verfertiget habe. Ich fand
daß er in der Naturgeschichte des Landes um ihn her,
wohl bewandert war, besonders in der Ornithologie. Es
that mir leid, daß mein kurzer Aufenthalt mir nicht erlaub-
te, mehrere Erkundigungen von diesem wohlunterrichteten
Manne einzuziehen.

Die Portugiesen in diesem Lande, nennen die Zuk-
kermühlen und überhaupt die Plantagen, welche Zucker-
werke haben, Ingenios. Die Zuckermühlen sind sehr
einfach, und bestehen bloß in drei Walzen von schwerem
Holze, jede von zwei Fuß im Durchmesser und drei Fuß
Länge, welche horizontal in einem Gestelle liegen und
durch einen Baum, woran zwei Pferde gespannt sind, um-
getrieben werden. Diese Walzen pressen das Zuckerrohr
aus und der Saft fließt in einen langen quer darunter
stehen den Trog, aus welchem derselbe in einen nicht
tiefen Kessel geleitet wird, welcher sechs Fuß im Durch-
messer hat; hier werden alle Unreinigkeiten abgeschäumt,
sodann wird derselbe in einem andern Gefäße abgekühlt
und ein Laugensalz hinzugethan; so bleibt dann dieser
Saft einige Tage stehen und wird zu einer reinen Flüs-
sigkeit, die hierauf wieder zum Abdampfen in den Kessel
gebracht wird, woraus sodann der Zucker entsteht. Aus

dem Bodensatz wird ein sehr starker Branntweit verfertigt. Wie sehr ist diese einfache Zuckerbereitung von dem ungeheuern Maschinen- und Arbeitswesen, Werkzeugen u. s. w. die auf unsern westindischen Inseln gebraucht werden, verschieden!

Ich fand in diesem Hause weit mehr Bequemlichkeit, als ich bei der zu Porto Seguro allgemein herrschenden Armuth vermuthet hätte; auch muß ich gestehen, daß dies das beste Haus war, das ich in ganz Brasilien getroffen habe. Unser Empfang war offen und freimüthig; die Speisen waren für dieses Land gut zubereitet und alles ziemlich reinlich. Wir nahmen unser Mittagsmal auf der Erde ein; doch waren Matten auf dieselbe gelegt und ein reinliches Tischtuch auf letztere ausgebreitet. Die Geschirre waren, was hier selten ist, von Thon; Löffel, Messer und Gabeln aber von Silber. Auf die Nacht erhielten wir hübsche und gute Betten.

Am dritten August stand ich Morgens frühe mit Tagesanbruch auf und war entzückt von der ganzen Gegend um diese Plantage her. Das Haus selbst war mit Pisangbäumen, Baumwollenstauden, Kokos- und Pomeranzenbäumen umringt; weiterhin waren die eingeschlossenen Pflanzungen von Zuckerrohr, Maniok u. s. w.; gegen Westen lag ein weiter Strich von Wiesenland, das zum Grasen diente, und mit innländischen Bäumen bewachsen war; auf der abhängigen Seite waren einige schöne Hohlungen, die mit Gruppen von Bäumen besetzt,

nebst dem Strome und dem Viehe, das an seinen Ufern weidete die ganze Gegend äußerst malerisch machten. Ich gieng am Rande des Waldes hin und sah mehrere Vögel, ungefähr von der Größe einer wälschen Henne, mit dem prächtigsten Gefieder. Unter diesen zeichnete sich besonders der Moutou durch seine Schönheit aus; sein Gefieder ist dunkelblau, ja beinahe schwarz, sein Kopf und seine Augen sind von auffallender Schönheit; Tukane waren hier zahlreich; auch gab es manche andere sehr niedliche Vögel. In jedem Busche befanden sich schöne graue und silberfarbige Meerkatzen, deren durchdringendes Geschrei sehr unangenehm ist und in der Nähe das Gehirn ganz erschüttert. Ich glaubte auch aus der Ferne her das Brummen der Unzen zu hören, welche hier sehr zahlreich sind, viele Verheerungen anrichten und nebst den Schlangen die größte Plage der Pflanzer in dieser Gegend ausmachen.

Nach dem Mittagsessen traten wir unsere Rückreise auf dem nämlichen Wege an und kamen durch verschiedene zerstreute Plantagen, welche, um des leichtern Transports ihrer Produkte nach Porto Seguro willen, alle in der Nähe des Flusses liegen. Das ganze Land in dieser Gegend bis zu den nächsten Seehäven hin, ist äußerst vernachlässigt. Es ist sehr gut von mancherlei Flüßchen und Bächen bewässert, so daß es beinahe ohne alle Mühe mit Zuckerrohr, Baumwolle, Maniokwürzeln und überhaupt allen den mannichfaltigen tropischen Gewächsen bepflanzt werden könnte; kurz, ein Land, in welchem die Natur nur Menschenhände erwartet, um ihnen ihre

köstlichen Gaben auszuspenden; denn diese reizende Gegend, eine der fruchtbarsten in der Welt, liegt vernachlässigt aus Mangel an Einwohnern, an Anbau und an Gewerbsfleiß. Minen liegen hier vergraben, welche alle Metallgruben an Reichthum übertreffen!

In diese Gedanken vertieft, ritt ich den Weg hin und meine Gesellschafter waren in Stillschweigen versunken; wahrscheinlich aus Aerger, weil ihnen die Auffindung des verruchten Verbrechers mißlungen war, der es gewagt hätte, seine Hand an Gold zu legen; der Vogel war zwar ausgeflogen, doch war sein reiches Nest noch vorhanden; denn die Herren fanden doch wenigstens den Fluß an dessen Rande das Gold war entdeckt worden; es wurden daher sogleich Wachen dahingestellt und Jedermann, in dem furchtbaren Namen Seiner allergetreuesten Majestät, die Annäherung an die Ufer desselben verboten. Von dem Goldsande wurde auch eine noch anderweitige Probe mitgenommen, welche die Kommission bei ihrer Rückkunft nach Bahia genau untersuchen und probiren lassen wollte.

Erst späte Abends kamen wir nach Porto Seguro zurück, wo ich sehr ermüdet wieder in mein Gefängniß gebracht wurde.

Als meine Brigg das erstemal zu Porto Seguro ankam, wurde ich beinahe von allen Bewohnern dieser Stadt aus Neugierde besucht, welche gerade wie die Affen, Alles was sie sahen, aus naseweiser Unwissenheit

beguckten; kaum hatten sie meine Arzneikiste erblickt und gehört daß ich der Eigenthümer derselben sey, so mußte ich wohl oder übel ein Doktor seyn, und da ich ein Fremder war, so galt ich sogleich für einen berühmten Arzt.

Ehe es noch Nacht wurde, kamen damals eine Menge Menschen an mein Schiff mit Kranken, Lahmen und Blinden beladen, alle in großer Noth und alle, wie sie sagten, arme Leute welche im Namen Gottes und der heiligen Jungfrau um Hülfe anfleheten; ich mußte nun wider meinen Willen Krankheiten kuriren, und da sie es einmal angefangen hatten, die ärztliche Hülfe unentgeldlich von mir zu fordern, so blieb es auch dabei und so gieng es fort, bis ich ein bösartiges Fieber von einem armen Manne erbte und selbst krank liegen blieb; da verlor ich nun alle meine Patienten.

Jetzt aber da ich wieder gesund, obgleich gefangen war, wurde die Zahl der Kranken, die sich um Hülfe an mich wandten, wieder größer als jemals; zwar war es mir verboten mit Jemanden zu sprechen; aber jede Schildwache war entweder selbst kränklich, oder hatte einen kranken Freund oder Nachbar, der zu mir gebracht wurde, und überdies wußte sich mancher die Erlaubniß des Kommandanten, mich sprechen zu dürfen, auszuwirken. Die Zahl meiner Patienten nahm so schnell und so sehr zu, daß meine Arzneikiste allmälig erschöpft wurde, und daß Senhor Thomas (so nannte man mich hier) von Herzen wünschte, nie sich mit der Heilkunst befaßt

oder sie doch wenigstens mehr Handwerksmäßig und für gute Bezahlung getrieben zu haben.

Am 13ten August schickte der Kommandant zu mir, mit der Bitte, einen kranken Mann in dem Dorfe unterhalb der Stadt zu besuchen. Ein Soldat begleitete mich dahin. Der Patient gab sich mir als Sr. Rodriguez de Fonta zu erkennen, mit welchem ich schon einigermaaßen bekannt war; er hatte am Tage vorher einen Anfall von einem Schlagflusse bekommen, und ich fand ihn jetzt sehr übel; sein Athem war keuchend und schwer; sein Puls schwach, zitternd und zuweilen unterbrochen, kurz jedes Sympton zeigte, daß seines Lebens Ende herannahe; die topischen und innerlichen Mittel, die ich bei ihm anwandte, blieben ohne alle Wirkung; denn die Natur hatte schon alle Kraft und Reiz verloren. Der arme Mann lag in einem engen dicht verschlossenen Zimmer, in welches weder Luft noch Licht zugelassen wurde; über seinem Haupte wurde eine brennende Kerze gehalten, und er lag ohne sich zu bewegen auf einer Seite in einem breiten Bette. Die Bettstelle stand in einer Ecke des Zimmers, so daß der Kopf und die eine Seite gegen die Wand gerichtet waren, doch blieb zwischen dieser und dem Kranken noch ein schmaler Raum, in welchem seine Frau und eine andere Weibsperson sich nieder gehockt hatten, die, wenn es der Nothfall erforderte hervorzugehen, über den Kranken hinüberschreiten mußten. An dem Kopfende des Bettes sah man allerlei Heiligenbilder und Reliquien, und ein geflochtener hölzerner Kranz hieng von oben herunter; so bil-

bete das Ganze eine seltsame Mischung von Elend, Dummheit und Aberglauben. Das Zimmer war angefüllt mit Freunden, Besuchenden und Aufwärtern, so daß die Hitze unausstehlich und ich froh war, von hier wegzukommen, da ohnehin meine Hülfe hier nichts mehr nützen konnte.

Der Kranke starb auch in der darauf folgenden Nacht und Tags darauf kündigte ein unaufhörliches Glockengeläute diesen Todesfall und die Beerdigung dieses Verstorbenen an. Das Leichenbegängniß wurde auch sehr feierlich, Nachts um acht Uhr, gehalten; bei 150 Personen außer den Priestern, Sängern und Musikanten begleiteten mit brennenden Wachskerzen in der Hand, die Leiche, welche mit einer Franziskanerkutte angethan in einem offenen Sarge lag. Die Kirchenfahne und mehrere silberne Kreuze wurden vorangetragen.

Tags darauf erhielt ich die nachgesuchte Erlaubniß, mit meiner Frau einen Spaziergang zu machen, um frische Luft zu schöpfen. Um vier Uhr Nachmittags kam der Dollmetscher, um uns abzuholen und uns zugleich als Wächter zu dienen. Wir nahmen unsern Weg nach dem angenehmen Thale, wo vormals ein Franziskaner-Kloster stand, und welches in jeder Hinsicht ungemein reizend ist. Bei unserer Rückkehr giengen wir längs dem Ufer hin durch die Stadt quer über den Hügel, welcher sich gegen das einwärts liegende Dorf erstreckt, wo wir uns niedersetzten, um die unbegränzte Aussicht der weiten Gegend umher und des Thals unter uns zu be-

wunbern. Die Strahlen der untergehenden Sonne wurden von den Krümmungen des Flusses zurückgeworfen, die gar sehr gegen die düstern Wälder kontrastirten, hinter welchen sich die untergehende Sonne verlor.

Unsere Wachen bestanden abwechselnd theils aus Soldaten, theils aus Bürgern. Unter anderen stand einmal ein Bürger bei uns Wache, welcher schon volle neunzig Jahre alt war, und sich noch im völligen Genusse aller seiner Leibes- und Seelenkräfte befand, welches hier bei dem heißen Klima wohl ein seltener Fall seyn mag.

Am 17ten August kam die Nachricht von Tranquoso, daß die Indianer am Tage vorher, da sie am Rande des Waldes bei diesem Dorfe umherschweiften, zwei Mulatten erschossen hätten, wovon der eine von einem Pfeile in den Schenkel, und von einem anderen in die Brust getroffen ward, welcher sogleich stürzte, und auf der Stelle völlends ermordet wurde; sein Kamerad wurde in den Arm und Rücken verwundet, und entwischte, aber nur auf kurze Zeit; denn er starb noch denselben Tag. Man schickte sogleich den Bewohnern dieses Dorfes zehn Flinten nebst Pulver und Blei zu, um sich gegen diese Wilden zur Wehre setzen zu können.

Die Bogen dieser Indianer sind den langen Bogen, die man in England kennt, ähnlich, ungefähr sechs Fuß, sechs Zoll lang, sehr stark gemacht von schwerem, doch besonders elastischem Holze; er wird mit der ge-

trockneten Sehne von einem Thiere, oder zuweilen auch mit einer Schnur von Baumwolle bespannt. Die Pfeile sind drei bis vier Fuß lang, wohl befiedert, und bestehen aus einem einzigen Stücke von leichtem Holze; die Spitze der größeren Art von Pfeilen besteht bloß aus dem Ende des Holzes selbst, welches zugespitzt und ungefähr acht Zoll rückwärts eingekerbt ist, damit ein solcher Pfeil nicht so leicht wieder aus der Wunde herausgezogen werden könne. Die kleineren Pfeile haben an ihrer Spitze die Gestalt einer Schaufel, ungefähr vier Zoll lang, und in der Mitte einen Zoll breit, auf allen Seiten gegen die Spitze hin abgeschärft, und so auch gegen den Schaft des Pfeiles hin; diese Pfeile haben eine scharfe Schneide und sind sehr gefährliche Waffen; die Spitze wird im Feuer gehärtet, und obgleich dieselben so leicht aussehen, daß man nicht glauben sollte, daß sie in einiger Entfernung noch Schaden thun könnten, so tödten sie doch beinahe in einer Weite von einem europäischen Musketenschusse.

Ich fand die hiesigen Leute sehr zudringlich und unverschämt; sie kamen ohne alle Ceremonie zu jeder Zeit in unser Zimmer, und bedienten sich hier aller Freiheiten. Der Stadtrichter, welcher täglich die Gefängnisse besuchte, kam eines Morgens zu mir, und brachte mir ein Körbchen voll Eier, wogegen er aber ein seidenes Schnupftuch verlangte; inzwischen erblickte er eine Kleiderbürste auf der Mauer, und ohne Complimente nahm er sie, und bürstete sich in unserer Gegenwart den Hut aus.

Die Morgenkleidung der Männer ist höchst unanständig. Sie liefen in dem Gefängnisse in dünnen kattunenen Schlafhosen herum, welche kaum bis auf das Kniee reichten, wobei das Hemde frei herabhieng, übrigens ohne Strümpfe oder Mütze; bei kaltem, oder regnerischem Wetter werfen sie bloß einen Mantel, oder Schlafrock darüber, der ganz lose um sie her flattert.

Bald nachher wurden noch mehrere Gefangene von Carevellos herbei und in dasselbe Gefängniß gebracht, so daß kaum noch Raum darin übrig blieb. Diese Leute hatten häufigen Zuspruch, spielten beinahe den ganzen Tag in Karten, und lebten dabei sehr armselig, wie es überhaupt hier Landessitte ist.

Einst ward ich zu einem kranken Pflanzer gerufen, welcher sich hauptsächlich von dem Maniokbaue nährte, und wobei ich Gelegenheit hatte, die so kostbare Maniokwurzel, welche den Südamerikanern Mehl und Brod liefert, und ihre Behandlungsart genau kennen zu lernen. Die Maniokpflanze ist ein knotiger Strauch, der eine Höhe von sechs Fuß und drüber erreicht, aber keine Zweige hat. Die Wurzel, welche der einzige nutzbare Theil des ganzen Gewächses ist, gleicht einigermaaßen den Pastinakwurzeln, ist aber viel größer. Man pflanzt dieses Gewächs, indem man den Stamm des Strauches in kurze Stücken zerschneidet, welche man in die Erde steckt; sie schießen sogleich wieder auf, und nachdem sie ungefähr zwölf Monate gewachsen sind, ist die Wurzel völlig ausgebildet; doch richtet sich ihre Größe

und Dicke nach der Verschiedenheit und Güte des Bodens; sie wird von sechs Zoll bis zwei Fuß lang, und hat im Durchmesser einen bis zwanzig Zoll. Wann die Wurzeln aus der Erde gezogen sind, so wird ihre äußere Rinde abgeschält, und es bleibt eine mehligte und klebrigte Substanz übrig; diese wird dann auf einem großen Reibeisen zerrieben, und das Zerriebene fällt in einen untergestellten Trog; hierauf wird dasselbe in flachen Pfannen über einem langsamen Feuer gedörrt, bis alle Feuchtigkeit verdunstet ist, wo dann diese Substanz trockene Körner bildet, und zum Gebrauche fertig ist. Tapikoa nennt man den Saft, welcher aus der abgeraspelten Wurzel gezogen, und auf gleiche Weise bei einem langsamen Feuer gekörnt wird. — Dieses Maniokmehl war schon zur Zeit der Entdeckung von Amerika in diesem Lande bekannt, und der Gebrauch desselben wurde dann auch von den Eroberern angenommen, da diese Pflanze hier nicht nur besser gedeihet, als der Waizen, sondern auch der Anbau derselben kaum den hundertsten Theil der Mühe und Kosten des Getraidebaues erfordert. —

Eine hier herrschende Sitte, die mir sehr auffiel, und die ich ohne Beschämung nicht erwähnen kann, ist die, daß hier sowohl Vornehme, als Geringe, sich ungescheut in Gegenwart anderer das Ungeziefer auf dem Kopfe aufsuchen und abnehmen lassen. *) Ich kam einst

*) Daß diese Sitte in Spanien und Portugal üblich ist, bestätigen mehrere Reisebeschreiber, wenn schon Andere (man

in das Zimmer eines meiner Mitgefangenen, der vormals ein sehr angesehener Mann war, und sah, daß er, während er sich mit mir unterhielt, den Kopf bedächtlich auf die Kniee seiner Frau legte, und sich in den Haaren herumgrübeln ließ, ohne daß meine Anwesenheit beiden dabei hinderlich zu seyn schien.

Eben so wenig wird es hier, wie jedoch bei uns, für eine Schande gehalten, mit der Räude, oder Krätze behaftet zu seyn, da diese Hautkrankheit in Brasilien sehr häufig ist, und man sieht Frauenzimmer, die ohne Scheu ihre zarten räudigen Finger vorweisen, und sich über den Schmerz, den sie daran leiden, beklagen. Gewöhnlich sieht man sich hier in dieser Krankheit nicht eher nach Hülfsmitteln um, als bis sie in einen schuppigen Aussatz ausartet, den sie ebenfalls nicht vor Anderen zu verbergen suchen.

Ich könnte noch mehrere Fehler, und Gebrechen der Bewohner von Brasilien aufzählen, und besonders auch ihres Hanges zu dem schändlichsten geheimen Laster erwähnen; doch ich habe schon Schatten genug in das Gemälde gebracht, und will es nicht noch dunkler ausmalen.

Eine Bemerkung über die hiesigen Krankheiten und

sehe Link's Reise nach Portugal, III. B.) behaupten wollen, die Leute lassen sich bloß um eines besonders angenehmen Gefühls willen im Kopfe krauen. D. H.

die verkehrte Heilmethode muß ich aber hier noch beifügen. Nämlich zu meiner Zeit richteten die Kinderpocken hier große Verheerungen an, und rafften viele Menschen weg; worüber man sich aber gar nicht verwundern wird, wenn ich sage, daß die Hauptmittel, die als specifisch dagegen angewandt wurden, nichts anders als Aderlässe und Klystire von Menschenmilch waren. Die hiesigen Aerzte sind gar große Liebhaber von dem Aderlassen; bei den geringsten Unpäßlichkeiten wird zwei bis drei Male zur Ader gelassen; in gefährlicheren Anfällen acht bis zehen Male; ja ich kam zu einem armen Teufel, dem man in einer Brustkrankheit innerhalb neun Tagen ein und zwanzig Mal die Ader geöffnet hatte; ich fand ihn aber auch in den letzten Zügen. — Gegen diese fatale Gewohnheit darf man hier durchaus nichts einwenden; denn das Vorurtheil für diese Kurart ist schon zu tief gewurzelt.

Reise nach Bahia.

Am 23sten September wurden die sämmtlichen Gefangenen auf Schiffe gebracht, um von Porto-Seguro nach Bahia (oder San Salvador) geführt zu werden. Ich kam mit meiner Frau an Bord meiner Brigg, die aber jetzt mit Portugiesen bemannt war, und portugiesische Flaggen führte.

Nach einer glücklichen Fahrt ankerten wir am 26sten

darauf in der Allerheiligenbai; aber erst am 28sten wurde die Mannschaft ans Land gebracht. Ich wurde nebst meiner Frau in einer Barke nach dem Fort de Mar gebracht, welches mitten in der Bai, der Stadt gegenüber liegt. Hier ward uns ein elender Kerker zur Wohnung angewiesen; doch durch die menschenfreundliche Fürsorge des Stadtkommandanten Bras Carbozo erhielten wir am folgenden Tage ein ordentliches Zimmer und die Freiheit, in dem Fort umherzugehen. Der Capitain Velozo, der hier kommandirte, ein Mann von vielen Kenntnissen, behandelte uns sehr freundschaftlich, so daß wir beinahe unsere traurige Lage darüber vergaßen.

An demselben Tage benutzten wir noch die uns ertheilte Freiheit, und giengen Nachmittags auf den Wällen der Festung spazieren, von welchen man eine sehr schöne Aussicht auf den Eingang der Bai gegen Süden hat; auf der Ostseite zieht sich die Stadt mit der umliegenden Gegend hin bis zu der Spitze von Montserrat, und hier ist die Küste sehr schön mit Landhäusern, Klöstern u. s. w. besetzt; nordwärts eine Gruppe kleiner Inseln, von welchen die vorzüglichsten dos Fratres, Mai de Dios, das Fontanas und Maahuim heißen; und westwärts von dem Forte sieht man die reiche Insel Itaporica.

Das See-Fort (Fort do Mar) wiederholt die Signale aller in den Haven einlaufenden Schiffe, welche zuerst zu St. Antonio de Bar gemacht und hier

durch einen Kanonenschuß angezeigt werden; dabei wird eine dreifarbige Flagge aufgesteckt, wenn das einlaufende Schiff ein dreimastiges ist, eine rothe bezeichnet eine Brigg, und eine weiße deutet ein Schmack an. Zur Wache und anderen Diensten des Forts liegen hier zwei und zwanzig Mann nebst einem Unteroffizier von dem hiesigen Artillerieregimente, welche jedesmal am ersten und fünfzehnten jedes Monats abgelöst werden.

Mehrere Freunde und Bekannte besuchten den Capitän Velozo, wahrscheinlich auch aus Neugierde, um uns kennen zu lernen. Wir wurden zu der Gesellschaft geladen; Abends wurde in Karten gespielt; nachher sangen die jungen Frauenzimmer verschiedene Kantaten und wir brachten den ganzen Tag sehr vergnügt hin; denn wir sahen uns hier unter lauter Freunden.

Tags darauf wurden wir sammt der ganzen Gesellschaft zum Mittagsessen gebeten; eine Menge Schüsseln voller Speisen wurden aufgetragen; das Essen war besser als wir es zu Porto Seguro gefunden hatten; auch waren die Gäste gesitteter und dennoch beobachteten alle den widerlichen Landesgebrauch, daß sie sich ihrer Finger statt der Messer und Gabeln bedienten, obgleich solcher Werkzeuge genug vorhanden waren. Zuerst nehmen sie ein kleines Stückchen Fleisch zwischen die Finger, welches so weich gekocht ist, daß es sich leicht von einander theilen läßt; dann nehmen sie Zugemüse und Brod; dieses rollen sie dann zusammen in der Brühe, dem Oele oder der Fleischbrühe herum, womit ihre Schüsseln reich-

lich versehen sind; sodann nehmen sie es in die flache Hand, drücken es und ballen dasselbe bis es die Gestalt und Größe einer Seifenkugel hat, die sie hierauf mit einem Male in den Mund stecken und während sie daran essen, wieder eine andere Kugel bilden.

So ekelhaft und widerlich auch diese Schilderung scheinen mag, so ist sie doch gewiß nicht übertrieben und diese Sitte wird sowohl von beiden Geschlechtern, als auch den meisten Personen aller Stände beobachtet; denn wenn sie sich auch vor Fremden scheuen und Messer und Gabel in die Hand nehmen, so vergessen sie sich doch den Augenblick wieder und nehmen das Essen nach ihrer alten Gewohnheit zu sich. Zwar wird vor und nach Tisch ein Becken mit Wasser zum Händewaschen herum gegeben; doch diese anscheinende Reinlichkeit kann jenen garstigen und widerlichen Gebrauch unmöglich rechtfertigen.

Die Weiber von allen Ständen, eben so auch die Negerinnen schmücken sich hier mit goldenen Halsketten, die ihnen über den Busen hinabhängen und gewöhnlich eine bis drei englische Ellen (Yards) lang sind und einigemal nach Maßgabe ihrer Länge um den Hals gewunden werden; an denselben hängt gewöhnlich ein Kruzifix oder ein Heiligenbild oder zwei viereckige goldene Skapuliere und dergleichen. — An der Arbeit und Schwere dieser Ketten und ihrer Verzierungen und Anhängsel erkennt man allein Verschiedenheit des Standes und Reichthums derjenigen, die sie tragen. So trug z. B. die

Frau des Capitän Velazo eine goldene Kette von vollem Gewichte, während eine arme Frau, die in Geschäften zu ihr kam, bloß eine einfache goldene Schnur mit zwei seidenen Skapulieren trug. In diese Skapuliere werden allerlei sympathetische Mittel gethan, welche vor Krankheiten und anderen Zufällen schützen sollen. *)

Bei einem heftigen Fieberanfalle hatte mir ein Herr von Carevellos ebenfalls ein solches Skapulier als ein unfehlbares Heilmittel aufgedrungen, das ich sehr gern, allen abergläubischen Seelen zum Troste, mittheilen würde, wenn es mir nicht mit meinen andern Schriften abhanden gekommen wäre.

So groß auch der Aberglaube und die Unwissenheit sind, so findet man doch hie und da einen Lichtstrahl der Aufklärung, der durch das dichte Dunkel hindurch gedrungen ist. Ich erwähne hier bloß des Paters Franz Augustin, eines Geistlichen zu Bahia, bei welchem ich schon während meines letzten Hierseyns Zutritt erhalten hatte. Dieser Mann ist der Sohn eines reichen Kaufmanns, der ihn dem geistlichen Stande widmete, da er schon frühe bemerkte, daß sein Sohn große Lust zum

*) Der Gebrauch solcher mystischen und mirakulösen Anhängsel, Amulete und Skapuliere ist schon alt, und in der ganzen katholischen Christenheit eingeführt, ja auch bei den Muhamedanern, Negern und mehreren heidnischen Völkern üblich. Unser Verfasser irrt daher, wenn er glaubt (wie im Originale gesagt wird) die Brasilianer hätten diesen Aberglauben den Negern abgelernt. D. H.

Studieren hatte. Nach dem Tode des Vaters erbte der Sohn ein beträchtliches Vermögen und entsagte daher zwar den Verrichtungen des geistlichen Standes, aber nicht den Wissenschaften, welche er aus Lieblings-Neigung mit allem Eifer betreibt. Er ist zwar überhaupt in den meisten Wissenschaften bewandert, aber am meisten hat er sich auf die Botanik gelegt und gewiß hätte er auch zu seinem Lieblings-Studium in diesem Lande keine Wissenschaft erwählen können, die ein weiteres unbebauetes Feld urbar zu machen hat; denn hier findet man den unerschöpflichsten Vorrath von noch unbekannten vegetabilischen Produkten, mit deren Kenntniß die Wissenschaft bereichert zu werden verdient, und worunter gewiß noch viele sind, welche großen Nutzen der menschlichen Gesellschaft gewähren könnten. — Um desto gründlicher alle Zweige seiner Lieblingswissenschaft studieren zu können, hat dieser Gelehrte auch durch eigenen Fleiß ohne fremden Unterricht, Englisch und Französisch gelernt, und besitzt in seiner Bibliothek einen reichen Schatz von auserlesenen Schriften beider Nationen; seine Sammlung besteht hauptsächlich aus naturhistorischen, ökonomischen, philosophischen Werken und Reisebeschreibungen. Dabei besitzt er einen vollständigen astronomischen Apparat, den er sich hat von London kommen lassen, und ein schönes, von ihm selbst gesammeltes Naturalienkabinet. Seine Kräutersammlung, die nach dem Linneischen Systeme geordnet ist, enthält mehrere ganz neue Species. —

Es ist zum Erstaunen, wie weit in diesem Lande der

Mangel an Subordination bei allen Ständen gehet, so daß ich überzeugt bin, daß die Insubordination selbst in Frankreich, zur Zeit des höchsten Standes der Revolution nicht weiter getrieben wurde, als hier; so spricht z. B. die Aufwärterin mit ihrem Herrn ganz vertraulich, widerspricht ihm, wenn er befiehlt, und zankt sich mit ihm herum, wenn sie etwas besser zu wissen glaubt, und der Herr muß dann nachgeben. Dies erstreckt sich sogar auch auf die Mulatten und Negern. Nirgends findet man wirkliche Demüthigung der Untergebenen, als bei den Knechten und Taglöhnern, welche eingeborne Indianer sind. Dieselbe zügellose Freiheit herrscht auch unter den Land- und Seetruppen. Auf den Schiffen wird ein Befehl selten eher vollzogen, als bis die Matrosen auch ihre Meinung darüber gegeben haben, und nicht selten entsteht daraus Zank und Verwirrung. Deswegen gehen auch die Offiziere beständig mit einem tüchtigen Stocke in der Hand, als dem Zeichen ihrer Würde, auf dem Verdecke herum, und treiben, wo es nöthig ist, die Seeleute damit zur Arbeit an. — Der Kapitän in dem Fort, in welchem ich als Gefangener war, gieng gewöhnlich in groben kattunenen Hosen und einer gleichen Jacke, mit einer Gerte in der Hand, umher und munterte die Artilleriearbeiter, die er jedoch Kameraden nannte, zum Fleiße auf. Ich nahm mir die Freiheit, ihm vorzustellen, daß sich sein Zuchtinstrument nicht wohl hiezu schicke; aber er antwortete mir, daß ohne dieses Werkzeug keine Ordnung erhalten werden könnte. — Zu Porto Seguro sah ich oft den Lieutenant mit dem Sergeanten und einem gemeinen Soldaten gemeinschaftlich in Karten spielen; auch schon

den sich weder der Kapitän Mor, noch die angesehensten Bürger, Theil an dem Spiele zu nehmen und Wetten dabei anzustellen. Diese ungezügelte Freiheit erzeugt ganz natürlich mancherlei Unannehmlichkeiten; kein Befehl wird auf der Stelle vollzogen und ein Fremder, welchem dieses nicht anständig ist, setzt sich Grobheiten aus. Bei all' diesem sind die Brasilianer sehr hochmüthig und zurückhaltend, und diese Zulassung von Insubordination kann nur dem Mangel an feiner Erziehung zugeschrieben werden. —

Was uns in dieser Gefangenschaft unser Leben noch etwas aufheiterte, war die Lage des Forts, von welchem aus, wir alle Schiffe umher übersehen konnten, wo eine beständige Thätigkeit unsere Aufmerksamkeit fesselte. Die europäischen Schiffe haben hier die Gewohnheit bei dem Aus- und Einlaufen sowohl, als bei dem Einnehmen der Waaren Banden von Musikanten an Bord zu haben, welche bei solchen Gelegenheiten aufspielen; auch ist es hier gebräuchlich, daß an festlichen Tagen große Boote mit Musikanten gefüllt, zu den benachbarten Ortschaften an der Bai hinfahren und den ganzen Weg über spielen, welches besonders auf dem Wasser sehr angenehm lautet.

Diese Musikanten sind lauter Schwarze, welche von den Barbierern, die ebenfalls Schwarze sind, geübt und unterhalten werden; diese Barbierer waren auch immer dabei umherziehende Musikanten; jeder derselben hält eine vollständige, jeden Augenblick dienstfertige Bande und

dabei mehrere Schüler, deren Mißtöne die Ohren beleidigen, wenn man an den Häusern, worin sie gelehrt werden, vorbeigeht. So zahlreich auch diese schwarzen Söhne der Tonkunst sind, so haben sie doch vollauf Beschäftigung; denn außer den genannten Gelegenheiten versehen sie auch die Kirchenmusiken und spielen darin vor dem Gottesdienste lustige Stückchen ohne Rücksicht auf Ort, Zeit und Gegenstand.

Am vierten November wurde ich durch die Ankunft eines Gerichtsdieners überrascht, welcher mich ans Land abholen mußte, um mit den übrigen, in meine Angelegenheit verwickelten Gefangenen konfrontirt zu werden. Ich kam zu frühe in dem Stadtgefängnisse an, und mußte mehrere Stunden warten, bis das Verhör angieng, welches eine starke Stunde dauerte, und erst am folgenden Tage geschlossen wurde.

Das Confrontationsverhör heißt hier Cariacao, ein Zeuge Coriente und der Angeklagte Cariade. Ein Angeklagter wird hier sogleich ergriffen, eingesetzt und die Aussagen gegen ihn angenommen; erst nach einer unbestimmten kurzen oder langen Zeit, deren Dauer sich nach seinem Einflusse oder Gelde richtet, wird er verhört; seine Aussagen werden alle zu Papier gebracht und dann unterschrieben; hierauf wird er wieder zurück in das Gefängniß geführt. Nun verfließt wieder einige Zeit, je nachdem die Sache wichtig oder unwichtig ist, bis es zur Konfrontation kömmt, wo ihm dann der Ankläger gegen über gestellt, die Anklagspunkte ihm vorgelesen

werden und der Angeklagte aufgefordert wird, sich zu verantworten und zu vertheidigen. Nachdem diese Antworten zu Papiere gebracht sind, werden die Aussagen des Beklagten, die bei seinem ersten Verhöre niedergeschrieben worden sind, dem Zeugen vorgelesen und dessen Bemerkungen darüber ebenfalls aufgeschrieben; die Schriften müssen sodann von beiden Theilen unterschrieben werden. Diese Verhöre werden von einem Richter und zwei Schreibern gehalten, welche ebenfalls mit unterschreiben, um das Ganze zu beglaubigen. Die Akten werden sodann dem Gerichtshofe übergeben, welcher in der Sache den Ausspruch thut, von welchem in einigen Fällen an den obersten Gerichtshof in Lissabon, oder an die Gnade des Prinzen-Regenten appellirt werden kann.

Schriften, besonders Memorials, welche man hier vor den Statthalter bringen will, werden in dessen Pallast in ein Loch im Vorsaale geworfen, durch welches sie in die Kanzleistube hineinfallen.

Das mehrerwähnte Sao-Fort (Foz do mar) in welchem wir gefangen waren, ist zugleich ein Magazin für die Schiffe, welche, die Kriegsschiffe ausgenommen, allen ihren Pulvervorrath bei ihrer Ankunft hier abladen müssen; auch enthält das Fort selbst ein beträchtliches Pulvermagazin von wenigstens 500 Fässern, deren Zahl oft verdoppelt wird. Der ganze Vorrath wird in vier gewölbten Kasematten unter der obern Batterie verwahrt, jede hat doppelte Thüren, eine Gitterthüre und eine so-

liche Thüre, welche von außen schließt. Ein großer Theil dieses Pulvers ist immer feucht, weil das ganze Fort der Feuchtigkeit so sehr ausgesetzt ist. Kapitán Belozo ist daher immerwährend mit diesem Pulver beschäftigt, indem er es beinahe täglich an die Sonne bringen, reinigen und dann wieder in die Fässer thun läßt; zu dieser Arbeit werden die Soldaten gebraucht. Der Platz, wo diese Operation mit dem Pulver vorgenommen wird, ist nicht zehen Ellen (Yards) weit von seiner Küchenthüre, in freier Luft. Dieser Umstand, und die Nachlässigkeit der Soldaten, die mit dem Pulver umgehen und dabei auch die Thüren der Magazine offen lassen, machte mir oft große Besorgnisse, die ich dem Kapitán mittheilte. Er stimmte mir vollkommen bei; aber er setzte hinzu, es könne nicht anders seyn, denn wenn er die Soldaten an einem andern Platze diese Arbeit vornehmen ließe, wo sie weniger unter seiner unmittelbaren Aufsicht wären, so würden sie diese Gelegenheit benutzen, um von dem Pulver zu stehlen! —

Während ich mich in diesem Fort als Gefangener aufhielt, lief ein Kriegsschiff von 74 Kanonen in die Bai ein, das die Flagge eines Commodore's oder Geschwader-Chefs führte; es begrüßte das Fort mit 21 Kanonenschüssen, worauf ihm mit 19 Schüssen geantwortet wurde. — Ungefähr eine Stunde darauf kam ein Bote aus dem Pallaste, welcher meldete, daß der Kommodore sich bei dem Statthalter darüber beschwert habe, daß man seinen Gruß nicht mit einer gleichen Zahl von Kanonenschüssen beantwortet habe, und daß der Statthal-

ter nun die Ursache davon wissen wolle. Kapitän Velozo antwortete darauf, daß nach dem an alle Festungen ertheilten Befehle des Prinz-Regenten einem Kommodore zwei Schüsse weniger zurück gegeben werden sollten, als die Zahl ist, mit welchen er gegrüßt hat. Nachher berichtete mir Kapitän Velozo, daß seine Verhaltungsbefehle lauteten, er solle einem Admiral die nämliche Zahl von Begrüßungsschüssen, einem Kommodore zwei und einem Schiffskapitän vier weniger erwiedern; fremden Kriegsschiffen aber dieselbe Zahl. Fremde Kauffahrtheischiffe erhalten vier Schüsse weniger, als ihre Begrüßung; einheimische aber gar keine.

Wenn schon der erwähnte Kommodor wenig Achtung für diese bestimmten Verhaltungsbefehle bezeugte, so gab doch sein Schiff die gleiche Zahl von Schüssen zurück, als ein in die Bai einlaufendes Portugiesisches Kauffahrtheischiff mit neun Schüssen salutirte. Dies brachte meinen Kapitän in dem Fort in Rücksicht seiner Etikette ganz in Verwirrung; er erklärte jedoch fein genug, er sähe das Fort wie den Hut des Statthalters an, den er nicht bei jeder geringen Gelegenheit abnehmen wollte.

Am 14ten November Morgens wurde die Nachricht gebracht, daß der mehrerwähnte Kommodor, welcher Campbell hieß und ein Nordbritte war, an diesem Tage das Fort besuchen würde. Er erschien auch wirklich mit dem See-Intendanten, Kommandanten Braz Carvozo und einigen andern Seeoffizieren. Nachdem er

das Fort besehen und die nöthige Erläuterung über die eingeführte Weise, die Begrüßungen zu erwiedern u. s. w. erhalten hatte, stattete er auch uns einen Besuch ab; er erkundigte sich, warum und wie lange ich schon hier gefangen wäre; unsere Unterredung endigte sich damit, daß er mich versicherte, ich könne mich ganz auf seine Dienstfertigkeit verlassen, und mich ersuchte, an ihn zu schreiben, wenn nach Verfluß von einigen Tagen keine Schritte zu meinen Gunsten geschehen wären.

Dieser Kommodor Campbell ist ein sehr feiner, gebildeter und im Umgange ganz ungezwungener Mann; doch weiß er immer seine Würde zu behaupten, besonders gegen die Portugiesen, deren Sprache er ganz inne hat. Als Offizier rühmt man seine Thätigkeit und Erfahrung; auch ist er ganz der hohen Stelle würdig, die er bekleidet.

Entweder hatte sich der Kapitän unsers Forts nicht hinreichend rechtfertigen können, vielleicht lag die Schuld an seinen Verhaltungsbefehlen, welche der Statthalter nicht anerkennen wollte, oder was sonst die Ursache seyn mochte; kurz er mußte am folgenden Tage auf das Linienschiff von vier und siebenzig Kanonen, um den Kommodore wegen des Versehens um Verzeihung zu bitten und nach seiner Rückkunft mußten die zwei unglücklichen Kanonenschüsse nachgeholt werden. — Ich weiß ganz gewiß, daß Kapitän Velozo die ihm ertheilten Verhaltungsbefehle pünktlich befolgt hatte, und dennoch

mußte er sich jetzt zu einer so erniedrigenden Anerkennung eines Fehlers verstehen, dessen Schuld nicht an ihm lag. Doch unter einer despotischen Regierung müssen auch widersprechende und ungerechte Befehle strenge befolgt werden.

Am 15ten desselben Monats, gegen Abend, kam der Statthalter mit großem Pomp, um dem Kommodor Campbell am Bord seines Schiffes einen feierlichen Besuch abzustatten; er wurde mit großen Ehrenbezeugungen und einer königlichen Begrüßung empfangen, welche unser Fort erwiederte. — Die Nacht war schon eingebrochen, als der Statthalter nach Hause zurückkehrte und zum großen Schrecken des Kapitäns Velozo abermals mit ein und zwanzig Schüssen begrüßt wurde; diesen Gruß konnte der Kapitän nicht zurück geben, denn er hatte nur zehn Kanonen geladen; er schickte daher sogleich zu dem Statthalter, um sich deshalb entschuldigen zu lassen, weil es bei der stockfinstern Nacht unmöglich wäre, die Kanonen zu laden, und versprach den Grüß am folgenden Morgen zu erwiedern; aber der Statthalter schickte eine donnernde Antwort zurück, und befahl ohne weiteres die ein und zwanzig Schüsse zu erwiedern; er verlangte also das Unmögliche. Der arme Kapitän brachte unter den mühsamsten Anstrengungen zwei volle Stunden damit zu, noch eilf Kanonen zu laden und endlich Nachts um zehn Uhr konnten die ein und zwanzig Schüsse zum großen Schrecken der Stadt und der umliegenden Gegend abgefeuert werden. —

Die verschiedenen Detaschemente von der königlichen

Artillerie, die ich bisher in dem Fort gesehen hatte, sind die armseligste Art von Menschengeschöpfen, die jemals mit dem Namen Soldaten beehrt worden sind. Ihre sogenannte Uniform besteht in einer abgetragenen, gestickten oder zerrissenen blauen Jacke, einem Westchen von grobem, weißem Kaliko, Hosen von demselben Zeuche, einem weißen Schnupftuche und dem Ueberreste eines zerlumpten Hemdes, das jedoch auch nur wenige haben. Ihr Haar ist reichlich gepudert, die Hüte sind aber von so verschiedener Art, als die Leute selbst, und die Beine sind in Kamaschen von gemalter Leinwand eingezwängt. Um diese kostbare Kleidung zu schonen, müssen diese Soldaten, so wie sie in dem Fort ankommen, dieselbe ausziehen, die Schildwachen ausgenommen, und verrichten dann ihre Arbeit in zerrissenen Hemden, wenn sie welche haben, und in einem alten Paar Unterhosen. Diese Soldaten bestehen hauptsächlich aus Jungen oder vielmehr aus Schatten von Männern; kaum sind fünf brauchbare unter zwanzigen, und alle sind elende schmutzige, kränkliche und faule Geschöpfe; man findet auch alle Leibesfarben unter ihnen, von der Weiße des Europäers bis zu dem dunkelsten Schwarzbraun des brasilianischen Mulatten. Ich wundere mich nicht sowohl über ihren elenden Zustand, als darüber, daß sie nur leben können, da ihre einzige Nahrung aus Bananas und Maniokmehle besteht, wozu dann und wann noch ein oder zwei kleine Fischchen kommen; denn da sie nicht mehr täglichen Sold als zwei englische Pfennige (ungefähr 14 Pfennige sächs.) und sonst gar nichts dazu haben, und ihnen auch noch die Kleidung von diesem kärglichen

Gold abgezogen wird, so können sie unmöglich besser leben.

Am 19ten machte mir der Dollmetscher einen förmlichen Besuch, um mir die Antwort des Statthalters mündlich zu überbringen, welche darin bestand, daß, statt uns nach Lissabon zu schicken, wir durchaus hier bleiben müßten, bis eine Antwort auf seine erst dahin abgeschickte Depesche von Lissabon einliefe; doch seyen Seine Excellenz geneigt, uns zu unserer Erleichterung zu erlauben, frei in der Stadt herum zu gehen, aber ich müßte, um diese Erlaubniß zu erhalten, wie der Statthalter mir selbst rathen ließ, ihm Bescheinigungen von einem Arzt und Chirurgus vorlegen, daß ich krank wäre; auch müßte ich in der Bittschrift, welcher ich diese Bescheinigungen beilegen sollte, vorgeben, mein Leben würde in Gefahr seyn, wenn ich länger so eingesperrt in diesem Gefängnisse bliebe. Nur unter diesem Vorwande könne mir der Statthalter, so setzte der Dollmetscher hinzu, diese Erlaubniß verwilligen; auch wolle er es dahin bringen, daß ich in der Stadt wohnen dürfe. Dieser Vorschlag, eine so niedrige und verächtliche Ausflucht, die mir der große und mächtige Statthalter der Provinz angeben ließ, versetzte mich in das größte Erstaunen. Ich glaubte Anfangs nicht anders, als daß das Ganze eine Erdichtung des Dollmetschers sey; da derselbe aber dieses Alles so ernstlich bekräftigte, und mir noch mancherlei Anderes darüber sagte, so gab ich bald diese Meinung wieder auf und entschloß mich, nach kurzer Ueberlegung mir den Betrug gefallen zu lassen. Nur hegte ich noch Zweifel wegen der

Bereitwilligkeit der Aerzte, solche Scheine auszustellen; aber der Dollmetscher beruhigte mich hierüber, und versicherte mich, daß er mir für vier Milreis (etwas über einen Karolin) die benöthigten Scheine herbei schaffen wolle, ohne daß ich nöthig hätte, mich von den Aerzten besuchen zu lassen. Ich willigte darein, und er gieng fort, um das Geschäft zu besorgen.

Wirklich kam auch der Dollmetscher am folgenden Tage in das Fort, und brachte richtig die zwei Bescheinigungen mit, unterzeichnet von den Senhors Joao Dias da Costa Cirurgeo, und Isidoro Joze de Lima, Medicus, beide Männer von großem Ansehen in der Stadt, welche bei den heiligen vier Evangelisten bescheinigten: „Daß Senr. Thomas Lindley heftig von „einer allgemeinen Hitze über den ganzen Leib befallen „sey, welches von Hämorrhoiden herkomme, die auf„serdem noch seine ganze Leibeskonstitution angegriffen „haben, so daß sein Leben in Gefahr sey; und daß die „Freiheit in der Stadt sich aufzuhalten, wo er ärztliche „Hilfe und sonstige Bequemlichkeiten finden könne, in die„sem Falle durchaus nöthig sey, um ernsthafteren Folgen „zuvorzukommen."

Diese glaubwürdigen Certificate schickte ich sogleich von einer Bittschrift begleitet, an den Statthalter ab.

Am 21sten desselben Monats wurde das Fest der Kirche Penöguia de la Concellion, welche dicht am Ufer liegt, mit großem Pomp und einer sehr feierlichen Prozession

begangen, die wir mit Hülfe von Fernröhren von unserm Fort aus sehen konnten. Die Prozession bestand wie gewöhnlich aus einer Menge von Kirchenfahnen, silbernen Kreuzen, Bildern und Zierrathen. Alle geistlichen Orden wohnten ihr bei und trugen große Wachskerzen und ein Regiment folgte dem Zuge nach. Unter den Heiligenbildern bemerkte ich vorzüglich die des Erzengels Raphael, des H. Joseph, U. L. Frauen zum Rosenkranz und U. L. Frauen der Conception. Alle diese Bilder waren von völliger Menschengröße; die beiden letztern waren besonders kostbar geschmückt und mit Edelsteinen überladen; auch hatten sie Glorien von Edelsteinen um ihre Häupter. Diese Edelsteine sind jedoch nicht alle das Eigenthum des Kirchenschatzes, sondern viele derselben werden auch von den Eingepfarrten dazu geborgt. — Es geht über alle Begriffe, welche tiefe, göttliche Verehrung diesen Bildern erwiesen wird. — Bei dem Vorübergange wurde die Prozession von den Schiffen und den Forts mit Kanonenschüssen begrüßt.

Am 3ten December erhielt ich die längst gehoffte Erlaubniß, frei in der Stadt umherzugehen, die ich, wie man mich versicherte, bloß der gütigen Fürsprache des Komodore Campbell zu danken hatte; doch hätte der Statthalter die Bedingung dabei gemacht, daß ich nicht in der Stadt wohnen dürfe, sondern die Nacht jedesmal in einen mir zur Gefangenschaft angewiesenen Zimmer in einem von den Forts, welches ich mir hiezu wählen könnte, zubringen müsse. Ich erwählte mir zu meinem Aufenthalte das Fort Barbalho, das ich auch am 4ten die-

ses bezog, wo ich aber kein so hübsches Zimmer und auch nicht die Bequemlichkeiten fand, die ich im See-Fort gehabt hatte.

Das Fort Barbalho liegt auf einer Anhöhe auserhalb der Stadt und bestreicht zwei wichtige Pässe von dem Innern der Halbinsel. Es ist ein unregelmäßiges Viereck, dessen vier Seiten gegen die vier Weltgegenden gerichtet sind; zwei von den Winkeln bestehen jeder aus einem vierekten Bastion, die beiden andern aus einem halben Monde. Der Graben umher ist tief; eine Zugbrücke führt zu dem Eingange. Der ganze Bau ist massiv und noch gut erhalten; einige wenige zerstreute Kanonen sehen über die Schießscharten hinaus, sind aber durch Vernachlässigung und die Länge der Zeit gänzlich zu Grunde gerichtet. Das Haus des Kommandanten ist auf der Südseite am Walle erbaut; aber nicht so gut erhalten, als die Festung; denn es ist in einem vernachlässigten, baufälligen Zustande. Durch einen tiefen und engen Thorweg kömmt man in das Fort selbst, durch ein äußeres Thor; ein anderes führt auf einen grünen Platz neben dem Walle, längs dessen hin auf allen Seiten in den Kasematten verschiedene Kammern mit Schwiebbogen angebracht sind. Diese Kammern dienten in dem letzten Kriege mehr als dreihundert Franzosen, welche an diesen Küsten gefangen worden waren, zum Gefängnisse. Sie würden auch sehr gut dazu taugen, wenn sie reinlich gehalten würden; denn ihre Fenster gehen auf einen Platz, welcher hinreichend lüftig und zum Spazierengehen geräumig genug ist; auch ist ein Wasserbehälter in dessen Mitte. —

Soldaten sieht man hier nicht, sondern blos die friedlichen Bewohner des Forts, und der gedachte Platz wird des Wasserbehälters wegen, nur von schwarzen Wäscherinnen besucht.

Was mich sehr überraschte, war, daß der Kommandant dieses Forts, Kapitän Senr. Joaquin Alberto Mattos mich einlud, seine Fabrik zu besehen. Was er darunter verstände, konnte ich nicht errathen, bis ich hörte, daß er eigentlich ein Gold- und Silberschmidt war und dies Gewerbe noch jetzt öffentlich, aber fabrikmäßig forttrieb, ohne daß es ihn herabwürdigte, oder ihm so wohl in seinem Range und Ansehen bei dem Artillerie-Regimente, zu welchem er gehört, noch als Kommandanten des Forts nachtheilig wäre. Er beschäftigte vier und zwanzig Arbeiter, deren jeder, wie es in den Fabriken üblich ist, immer nur einerlei Arbeit verfertigt. Diese Arbeiter sind meistens Weiße oder freie Mulatten, welche einen geringen Taglohn nebst freier Wohnung in einem Theile der Kasematten haben, die besonders dazu eingerichtet sind. Die Werkstätten dieser Arbeiter nehmen beinahe das ganze Haus des Kommandanten ein.

Dieser Mann betreibt seine Geschäfte mit glücklichem Erfolge. Sonderbar bleibt aber immer diese widersinnige Vermischung so verschiedener Stände, in die sich ein Fremder nicht leicht zu finden weiß, und gewiß ist der Gedanke schon bisarr: Der Kommandant einer kleinen Festung ist .... ein Goldschmidt, der seine Profession dabei fort treibt — einer so wichtigen Festung, da sie

einer von den Schlüsseln zu der Stadt Bahia ist. —
Er mag ein geschickter Künstler seyn, wird er aber dabei auch alle erforderliche Eigenschaften eines guten Festungs-Kommandanten besitzen, besonders wenn es darauf ankömmt, den Posten zu vertheidigen? — Dem sey wie ihm wolle; genug, die Ernennung des Gen. Mutos ist in Lissabon bestätigt worden und er bekleidet diese Stelle nun schon zwei und zwanzig Jahre ungestört. —

Der Dollmetscher hatte schon einige Tage lang mich nicht besucht; ich schickte daher nach ihm, und da erfuhr ich, daß ein häusliches Unglück ihn betroffen hätte; seine Frau hatte nämlich mit einem Unteroffizier Ehebruch getrieben und nun kam es zum Scheidungsprozesse.

Der gesetzliche Gang solcher Prozesse ist hier folgender. Die erste Anzeige von dem begangenen Ehebruche wird bei dem gewöhnlichen weltlichen Gerichte gemacht, welches sogleich den strafbaren Theil bis zu Ausgang der Sache in Verhaft bringen läßt; dann wird das Zeugenverhör, die Konfrontation u. s. w. vorgenommen, und hierauf werden die Acten dem geistlichen Gerichtshof übergeben, welcher die Sache entscheidet und das Endurtheil spricht, doch nur in Betreff des Ehemanns und der Ehefrau; die Bestrafung des Ehebrechers behält sich das weltliche Gericht vor, und diese besteht in einer schweren Geldbuße und in Gefängnißstrafe für die, welche jene nicht aufbringen können. In dem gegenwärtigen Falle aber wird der Ehebrecher ohne Zweifel degradirt und nach

Angola gebracht werden. — Ein solcher Prozeß wird schnell beendigt, und wenn das Verbrechen offenbar erwiesen ist, so wird die ehebrecherische Frau auf Lebenslang in ein Kloster gesperrt, wo der Ehemann täglich 10 engl. Pfennige (beinahe 6 Groschen sächs.) Kostgeld für sie zu bezahlen hat. Die Geschiedenen dürfen sich nicht wieder verheurathen, so lange eines von beiden lebt. *)

Dem Feste von Nolla Senhora de Conceſſion wohnte ich (am 8ten dieses Monats) in einer benachbarten Kirche bei. Nach dem Hochamte wurde von einem vollständigen Musikchore eine geistliche Musik mit Gesang aufgeführt. Bei solchen Gelegenheiten wird der Mangel an Stühlen, in den katholischen Kirchen besonders empfindlich; denn dies Mal dauerte die ganze gottesdienstliche Feierlichkeit volle drei Stunden; wenn man nun eine so lange Zeit hindurch stehen muß, so verliert sich am Ende alle Theilnahme und Aufmerksamkeit.

Die weiblichen Zuhörerinnen hatten sich in der Mitte der Kirche, nach der besondern Weise, die den hiesigen Frauenzimmern eigen ist, auf ihre Ferſen niedergehockt. Für einige angesehene Mannspersonen waren Stühle nahe bei dem Altare gestellt; diesen wurden auch kleine Kupferstiche, worauf das Herz Jesu, von Cherubim getragen, abgebildet war, und Sträuße von künstlichen Blumen

*) Wie überhaupt bei den Katholiken, ausser in Frankreich. D. H.

ausgetheilt; den Frauenzimmern, welche etwas weiter davon entfernt waren, wurde diese Höflichkeit nicht erwiesen. Ueberhaupt habe ich bemerkt, daß das schöne Geschlecht in Brasilien bei allen Gelegenheiten vernachlässigt und hintangesetzt wird.

Einige Tage darauf stand ich Morgens frühe auf und gieng aus, um mir die Grillen zu vertreiben. Ich durchstrich den Kräutermarkt, der am Ufer liegt, wo täglich viele kleine Kähne mit allerlei Vegetabilien beladen, anlanden, die von den zahlreichen Buchten und Küstenflüssen im Innern der Bai und von den benachbarten Küsten herkommen. Die mannichfaltigen tropischen Produkte, die man hier in reicher Menge ausgebreitet sieht, bieten einen ungemein schönen und köstlichen Anblick dar. Die ganze Fläche des Marktplatzes war bedeckt mit Ladungen von Kokosnüssen, Wasser- und Bisam-Melonen, Kürbissen, schweren Büscheln von Pisangfrüchten, köstlichen Bananas von San Tome, süßen Pomeranzen von europäischen Stämmen, kleinen sinesischen und trefflichen säuerlichen Pomeranzen, die aus diesem Lande nach Sevilla verpflanzt worden sind, u. s. w. Die hiesigen Ananas werden nicht sehr geschätzt; auch sind sie nicht so gut, als die, welche bei uns durch Kunst gezogen werden. Ferner findet man hier noch eine außerordentliche Menge von anderen Baumfrüchten, als: Jakas *), Mameisfrüchte **), amerikanische Nüsse ***), Kujavabirnen,

*) Eine Art Brodfrucht. (Arthocarpus.) D. H.

**) Mammaea. D. H.

***) Engl. *Jenapappe.* Melicocca? — Lindley. D. H.

Tamarinden, Mangofrüchte, Ingwer, und viele andere mehr. Eben so wenig fehlt es hier an allerlei Arten Küchenkräutern, Gartengewächsen und Zugemüsen, als Kohl, Yamswurzeln, Manick, Erbsen, Bohnen, Gurken, Salat u. s. w. Dieses Alles findet man hier in reichem Ueberflusse, und der Anblick dieser vegetabilischen Reichthümer wird noch durch die Wohlgerüche erhoben, welche die von brasilischen Mestizinnen hier zu Markt gebrachten Blumen ausdusten, vorzüglich Schasmin, Nelken und Rosen, welche alle sehr stark riechen.

Während der Kühle des Morgens durchwandelte ich mit aufmerksamen Blicken diese bunte Scene; doch als die Sonnenstrahlen anfiengen eine beschwerliche Glut zu verbreiten, da entfernte ich mich, um nicht die widerlichen Ausdünstungen der verfaulenden Pflanzen einzuathmen, welche noch von den vorigen Märkten hier beisammen lagen; denn kein Mensch kümmert sich darum, diesen Unrath wegzuschaffen. —

Ich hatte gehofft, in diesem Fort eben so wie in dem See-Fort, Abends die Erholungsstunden in Zeitkürzenden Unterhaltungen mit dem Kommandanten hinzubringen; aber hierin hatte ich mich sehr geirrt; denn der fromme Kapitán Matos, der den ganzen Tag mit seinen Fabrikarbeiten beschäftigt war, brachte jede Nacht zwei ganze Stunden mit seinen Arbeitern und Sklaven in seiner Hauskapelle, die jedesmal dazu erleuchtet wurde, im Gebete und in anderen Andachts-Uebungen zu. Das laute eintönige Geplapper der Litaneien war mir

unausstehlich und ich war froh, wenn ich schlafen konnte. —

Die Besoldungen der Kommandanten in den hiesigen Kastellen sind sehr gering. Der Kommandant eines Signal-Forts, der beständig im Dienste seyn muß, hat täglich nicht mehr als 3 Schilling 4 Pf. Sterl. (ungefähr 1 Thlr. sächs.) nebst einer kleinen Portion Maniokmehl, und der eines andern Forts, das keine Garnison hat, wie z. B. Barbalho, San Pedro u. s. w. erhält täglich nur einen Patak oder 1 Sch. 10 Pf. (10 Gr. sächs.) für seinen Sold. —

Die besten Landstrecken um die Stadt her sind das Eigenthum entweder von Klöstern, oder der Regierung. Einige dieser letztern sind zu wohlthätigen Anstalten verwendet; besonders sind mehrere dieser Grundstücke zur Unterhaltung eines Hospitals des H. Lazarus angewiesen, welches ungefähr eine starke Viertelstunde von dem Fort liegt. Es ist ein sehr weitläufiges Gebäude, das hauptsächlich für Aussätzige bestimmt ist, die hier aller Hülfsmittel zu ihrer Wiedergenesung, einer reinen Luft und aller Erfrischungen genießen, welche die Gegend anbietet. Das Hospital unterhält eine große Zahl Milchkühe und weit ausgedehnte Maniok-Pflanzungen umgeben dasselbe auf allen Seiten; auch ist hier ein großes Gebäude besonders dazu eingerichtet, um die Maniokwurzeln in Mehl zu verwandeln.

Zu diesem Hospitale gehört eine niedliche kleine Kir-

che, welche auf einer Anhöhe liegt, aber allzuweit von dem Krankenhause entfernt ist, als daß sie von Kranken besucht werden könnte. —

Wir giengen am liebsten in dieser Gegend spazieren, da wir hier einen weit fleißigern Anbau fanden, als wir schon geraume Zeit zu sehen gewohnt waren.

Unter andern Aeckern fanden wir hier auch einen, auf welchem mehrere Negern beschäftigt waren, Pfefferstauden zu pflanzen, wozu die Setzlinge kürzlich auf unmittelbaren Befehl des Statthalters aus Indien hieher gebracht worden waren. Man hatte schon früher einen Versuch damit gemacht, und die Pflanzen waren sehr gut gediehen; aber der damalige Statthalter fand Anlaß den Anbau derselben zu verbieten; ein Anlaß, der jetzt wohl nicht mehr vorhanden seyn muß. —

Die Aussicht von dem Fort Barbalho wäre würdig mit Kenneraugen überblickt und von der geschickten Feder eines Gilpin geschildert zu werden; so malerisch schön und reich an mancherlei ländlichen Gegenständen, ist die ganze Gegend umher. Ich wage es kaum, eine schwache Skizze von derselben zu entwerfen.

Wenn man über die Zugbrücke gegen Süden hinaus kömmt, so windet sich die Straße nach der Stadt über eine grüne Fläche hin, die mit Gärten und Plantagen umgeben ist. In einiger Entfernung, dem Fort gegenüber, erblickt man ein Paar kleine Häuschen mit Mauern

umgeben, wo man Pferde grasen sieht an Ruinen, die von Fußwegen durchschnitten sind. Dies Alles zusammen bildet ein niedliches Ganzes, das mit manchen kleinen Weilern in England viele Aehnlichkeit hat.

Westwärts von dem Fort liegt ein tiefes, angebautes Thal, über welches sich die vielen Thürme und Gipfel der Häuser der Stadt erheben, und deren glasirte Ziegel, womit sie gedeckt sind, in der Sonne schimmern. — Wenn das Auge dann sich gegen Westen wendet, und über die grünen Wälle des Forts San Antonio hinüberstreift, so wird es von dem Anblicke der äußern Bai überrascht, welche lazurblau, still und helle wie ein Süßwassersee in der Tiefe da liegt und mit den dreieckigen Segeln der Kanote und Fischerboote bedeckt ist.

Quer durch die Bai streckt sich die schmale Halbinsel von Montserrat hervor, welche mit Kirchen, Klöstern und Landhäusern überstreuet ist; jenseits derselben erblickt man stolze Thürme und eine andere Bai; aber das Auge verliert sich zwischen den fernen Inseln, hinter welchen sich die Berge des festen Landes mit ihren blauen Gipfeln erheben und die Aussicht begränzen.

Nordwärts von Barbalho liegt das Kloster und die Kirche von Solidad, dem Anscheine nach auf der Ostseite in Bäume eingehüllt; von da zieht sich ein tiefes Thal herab; in dessen Hintergrunde die noch unangetastete rohe Natur und die uralten Wälder durch ihr majestätisches Grün die Mannichfaltigkeit der Scene vermehren und dem Ganzen eine eigene Würde geben.

der Superior des Klosters, unterstützt von dem Guardian und Provedor, alle kostbar in lange Röcke von schwarzem Sammet gekleidet, welche beinahe ganz mit schweren goldenen Borten besetzt waren. In einer geringen Entfernung zum Haupte der Leiche befanden sich zwei Mönche an Lesepulten, und seitwärts von ihnen hin zog sich auf jeder Seite am Altare hin eine doppelte Reihe von Mönchen, welche in ihren gewöhnlichen Kleidern da saßen und Quartbände in den Händen hielten. Die Leiche lag auf einer pyramidenförmigen Todtenbahre, welche auf Pfeilern ruhete und worauf der Sarg stand; alles war mit schwarzem Sammet bedeckt, der mit doppelten Reihen von goldenen Borten besetzt war und auch die Pfeiler waren auf gleiche Weise umwunden.

Der Verstorbene lag hier in seiner Kleidung als Ritter des Christordens, in einem weißen Taffetkleide mit einem kurzen scharlachenen Charmantel und einer Schärpe von Atlas; an den Füßen hatte er rothe saffianene Halbstiefeln, auf dem Kopfe einen mit Silber verzierten Helm, Handschuhe an den Händen; die rechte hielt ein kostbares Schwert; das Gesicht war unbedeckt und diesem nach, schien der Mann ungefähr 40 Jahre alt geworden zu seyn.

Nachdem das Amt unter Begleitung der Orgel und einer vollstimmigen Musik abgesungen war, wurde die Bahre zu der Gruft getragen, welcher die Mönche und alle Anwesenden mit großen Wachskerzen in der Hand, bis in den Mittelpunkt der Kirche nachfolgten, wo sodann

die Leiche eingesenkt und hierauf die Thüren geschlossen wurden.

Der Christtag wird hier von allen Ständen sehr hoch gefeiert; doch ist es hier nicht, wie bei uns Sitte, sich mit reichlicherm, besserm Essen und Trinken gütlich zu thun; dies ist dem hiesigen Volkscharakter nicht angemessen, dagegen werden hier an diesem Tage Lustpartieen nach den benachbarten Dörfern unternommen und dann einige Tage lang fortgesetzt; hier fällt bei Musik, Tanz, Kartenspiel und Liebesintriguen, alle Zurückhaltung weg. Die Kirche von Boa Fim, auf der Halbinsel Montserrat ist zu dieser Zeit ein berühmter Sammelplatz für die Lustbarkeiten, wo die Leute zusammenkommen, um nach vollbrachter Andacht, ihren Vergnügungen in der Nachbarschaft nachzujagen; auf diese Art vereinigen sie Religion und Wollust mit einander und nachdem sie ihr Gewissen von alten Sünden gereinigt haben, machen sie sich bereit, neue zu begehen. Die Lage dieser Kirche wird als sehr schön und sehenswerth geschildert.

Um einige Arzneipflanzen zu suchen, begab ich mich einst in einen nahen Wald, wo ich lange umher irrte, mich schrecklich an den Dornen zerriß, und doch nicht fand, was ich suchte; ich drang in das düstre Dickicht ein und verlor mich weit von dem Wege ab; endlich kam ich zu einem Hause, welches ein Landsitz war, Matatu genannt, in einer reizenden Gegend; ich wandte mich dahin, um mich auf den Rückweg in die Stadt leiten zu lassen, und wurde durch einen mit Jasmin und Rosen

besetzten Pfad wieder auf die Straße geführt, die von hohen Jakitakaba-Bäumen besetzt war, die mit schweren Früchten beladen waren; auch kam ich noch an mehreren anderen schönen Landhäusern vorbei.

Am h. drei Königstage (1803) gieng ich aus, um zu sehen, wie dieses Fest hier gefeiert würde. Wandernde Musikanten begannen schon die Nacht vorher, mit Zithern, Trommeln und andern Instrumenten in Truppen durch die Straßen zu ziehen und ohne alle Komplimente in jedes Haus zu gehen, wo sie eine, die Ohren beleidigende mißtönende Musik machten, alles auf sehr alberne Weise, und dann in das nächste Haus giengen, um dort ebenfalls die Leute zu beunruhigen; dies setzten sie die ganze Nacht hindurch fort, besonders in der Nachbarschaft der Stadt; wobei der Pöbel seine ausgelassene Freude äußerte und den Lärm noch vermehrte. Bei Tage fuhren sie dann, dem Anscheine nach, mit unverminderter Lustigkeit in ihren Thorheiten fort. Wer über die Straße gieng, wurde von den lustigen Brüdern angehalten und mit Possen überhäuft; kurz daß Ganze würde einem verwirrten italienischen Karneval geglichen haben, wenn mehr Witz und wahre Lebhaftigkeit bei diesen Scherzen gewesen wäre. Ich habe nicht erfahren können, in welcher Beziehung diese Possenspiele mit dem Feste der sogenannten heiligen drei Könige ständen; doch kann ich nicht umhin, es von Herzen zu bedauern, daß man in unsern Zeiten noch solche Tollheiten duldet. —

Bald darauf hatte ich zu mehreren Malen Gelegen-

heit, als Augenzeuge zu sehen, was für getreue Bundesgenossen wir an den Portugiesen haben, und was für Gastfreiheit hier gegen brittische Schiffe geübt wird, die durch Noth gezwungen werden, in diesen Hafen einzulaufen. Einige brittische Schiffe kamen, von Stürmen beschädigt, bald nach einander hieher, um Hülfe und Beistand zu suchen; aber sie wurden nicht nur unfreundlich, sondern wirklich unmenschlich behandelt; man erschwerte ihnen ihre Ausbesserung, man verweigerte ihnen alle Hülfe, ja man brachte sogar einige Offiziere und andere angesehene Leute, welche an Bord eines der englischen Schiffe gegangen waren, in Verhaft; man erlaubte diesen Schiffen auch nicht, nur so viel von ihren Waaren verkaufen zu dürfen, als erforderlich war, um die Ausbesserungskosten bezahlen zu können; sie mußten daher wieder absegeln, ohne die nöthige Ausbesserung vollendet zu haben. *)

Gegen das Ende des Monats Januar 1803 machte ich eine Excursion gegen Ober-Tapagippe und gieng an dem Rande der düstern Wälder hin, die sich in das innere Land hinein erstrecken. Ich bemerkte hier, daß die Bäume häufiger mit Bienenstöcken beladen waren, als ich in der Nachbarschaft von Porto Seguro gesehen hatte; sie bestanden aus schweren, runden Ballen von Lehm, die wie die Nester der Mauerschwalben gemacht waren;

*) Turnbull (in seiner Reise um die Welt 1stes und 2tes Kapitel) führt dieselbe Klage über die Portugiesen von Bahia. Derselbe war im Jahr 1800 hier, also vor unserm Lindley. D. H.

sie ragten ungefähr einen Fuß dick an den hohen Bäumen hervor und bildeten eine ovale Masse von völlig zwei Fuß im Durchmesser. Wenn man sie zerbricht, so findet man die Zellen darin, wie in unsern Bienenstöcken und Honig in Menge, der aber hier nicht geschätzt wird, weil man Zucker im Ueberflusse hat; auch das Wachs wird von den Brasilianern vernachlässigt, da sie es in großer Menge aus den portugiesischen Besitzungen in Afrika erhalten.

Am 28sten Januar machte ich mit meiner Frau in der kühlern Tageszeit, einen Spaziergang nach dem bereits erwähnten Garten, nahe bei Solidad, welcher einem Kaufmanne gehört und für eines von den Pracht- und Wunderwerken von Bahia gehalten wird. Die Lage ist wirklich sehr reizend, aber der Garten selbst ist im schlechtesten Geschmacke eingerichtet und im alten französischen Style verziert; er bestand aus kleinen Blumenparterren von verschiedenen Formen, an jeder Ecke eine plumpe Statue, welche überhaupt hier in unzähliger Menge wären, denn alle Wege, die Mauer am Eingange, die Stufen, die Terrasse vor dem Hause, kurz alles war mit Statuen bedeckt. In der Mitte eines innern Gartens, war ein kleiner Springbrunnen und dabei eine erbärmliche Grotte angelegt, die mit schlechten Muscheln verziert war, ob man gleich in dieser Gegend einen so großen Reichthum von schönen und kostbaren Muscheln findet. — Mehr als dieses alles, zog ein mit immer grünen schönen Gesträuchen bewachsenes Sommerhäuschen meine Aufmerksamkeit auf sich; eben so ergözte ich mich

auch an der Mannichfaltigkeit der Blumen, unter welchen ich mehrere noch nicht beschrieben fand. Die Felsen um den Garten her, lagen bis jetzt noch unberührt und hätten in dem besten Geschmacke angelegt werden können, zumal da der Eigenthümer unermeßlich reich ist und eine besondere Vorliebe für diesen Garten hat; aber um ein solches Werk auszuführen, dazu wird viel richtiger Geschmack erfordert.

Ein Paar Tage darauf, gieng ich Nachmittags aus, um einige schöne Schmetterlinge und Raupen zu sammeln, welche um diese Tageszeit hier häufig zu finden sind; aber bald nöthigte mich die Hitze, ganz erschöpft zurückzukehren. — Ich gieng daher auf den Abend um desselben Zweckes willen, wieder aus, und machte einen weiten Weg; in einem buschigen Winkel erblickte ich einen ältlichen Indianer, mit seiner Flinte auf dem Anstande; ich erschrak; doch beruhigte ich mich wieder, als ich fand, daß er auf Tatus oder Armadillos lauerte, welche selten vor der Dämmerung sich sehen lassen; man stellt diesen schweinartigen Thieren nach, weil ihr Fleisch für einen Leckerbissen gehalten wird, ich aber fand es unschmackhaft, denn es hat ungefähr einen Mittelgeschmack zwischen einem Spanferckel und einem Kaninchen. Dieses brasilianische Wildprät wird gewöhnlich in seinem Harnische gebraten.

Unmöglich können unter irgend einem Himmelsstriche die Abende schöner seyn, als hier, und dieser Theil des Tages, der oft auf die glühendste Hitze folgt, ist zu ein-

ladend zu Spaziergängen, als daß man ihm widerstehen könnte. An einem dieser Abende spazierte ich mit meiner Frau nach bereits erwähntem Hospitale von St. Lazarus. Unser ausländischer Aufzug, zog die Aufmerksamkeit des Direktors auf sich, welcher uns höflich ersuchte, uns einen Augenblick niederzulassen und uns die gewöhnliche Abendbewirthung der Brasilianer, nämlich Obst, Konfekt, Brod, Wein und Liqueur vorsetzte. Nachdem wir uns erquickt hatten, begleitete ich ihn allein, durch das ganze Hospital durch. Das Gebäude ist meines Erachtens ganz dem Zwecke der Stiftung entsprechend; denn es genießt einer herrlichen Luft und hat ein mineralisches Wasser, dessen Eigenschaften zu der Kur des Aussatzes sehr heilsam sind. Die Flügel des Gebäudes sind für die männlichen Kranken bestimmt und das Mittelgebäude allein für die Weibspersonen; die Zimmer sind reinlich und unter denselben sind mehrere Bäder und Arbeitsstuben. Dieses Gebäude ist vor ungefähr siebenzig Jahren, auf königliche Kosten aufgeführt worden. Die dazu gehörigen umliegenden Güter sind mehr als hinreichend, diese wohlthätige Anstalt zu unterhalten. Wir wurden eingeladen, dieselbe am folgenden Tage zu besehen.

Die Plantagen von St. Lazarus beweisen hinreichend, daß der Boden von Brasilien fähig ist, die Produkte aller Erdtheile hervorzubringen; denn hier sieht man in üppigem Wuchse die aromatischen Gewächse aus den Molukken, den Reiß aus Asien, das Getraide und alle Arten Gemüsekräuter und Gartengewächse

aus Europa und dabei die vegetabilischen Reichthümer von Amerika.

Dieser trefflich angebauete Landstrich, wurde besonders von drei auf einander folgenden Statthaltern begünstigt, welches ihnen sehr zur Ehre gereicht, indem sie hier ein Muster vorlegten, das nicht nur das Land bereichern, sondern auch zu einem wahren Paradiese machen müßte, wenn es allgemein befolgt würde. Der alte Mann, welcher diese ganze Anlage dirigirt hatte, war ein Europaer; er begleitete uns auf unserm Spaziergange durch diese schönen Pflanzungen. Er sagte uns, daß die Pomeranzen und Limonienbäume, zwei Jahre nachdem die Schößlinge gesetzt worden, schon Früchte trügen und in vier Jahren hübsche Bäume seyen, wovon er uns mehrere Beispiele wies. Ein großer Theil der jungen Bäume ist den schrecklichen Verwüstungen der großen braunen Ameisen ausgesetzt, welche, wenn sie einmal einen Baum in Besitz genommen haben, denselben nicht eher wieder verlassen, als bis alles Laub innerhalb wenigen Tagen rein abgefressen und die zarte Rinde so sehr zernagt ist, daß der junge Baum sich nie wieder erholen kann; dagegen hilft weder Räuchern, noch sonst ein anderes Mittel. Man hat daher angefangen, alle junge Bäume mit einem kleinen zirkelförmigen Graben zu umziehen, worin man in den ersten Jahren Wasser unterhält, bis die Bäume so weit erwachsen sind, daß sie nichts mehr von den fatalen Zerstörern zu befürchten haben, die jedoch nicht bloß die Pomeranzenbäume, sondern auch alle andere junge Bäume anfallen, weswegen man sorgfältig alle Ameisenhaufen zu vernichten sucht. —

Einen Beweis von den Fortschritten der Einwohner von Bahia in der feinern Kultur gab die zu Anfang des Februars dieses Jahres errichtete öffentliche Gesellschaft, die sich zweimal in der Woche zu einem Konzert und zu Kartenspielen versammelt. Der Direktor dieser Anstalt ist der hiesige Kapellmeister, ein Italiener von Geburt. Die dabei festgesetzte Ordnung scheint zu versprechen, daß die Versammlung immer aus einer auserlesenen Gesellschaft bestehen werde, und diese Anstalt läßt hoffen, daß sie den Zwang verbannen werde, der hier noch in dem gesellschaftlichen Leben herrscht. Ueberhaupt nimmt die Sittenverfeinerung hier zu, und die Frauenzimmer nehmen täglich mehr die europäischen Kleidertrachten an.

Die um die Stadt umherliegenden Thäler sind mit Pomeranzenbäumen angefüllt, welche in diesem Monate Februar alle in voller Blüte stehen. Eine schwere niedrige Regenwolke zog vorüber und drückte die ausstrigenden Dünste nieder, und die Wohlgerüche verbreiteten sich über die ganze Gegend umher; aber bald löste sich die Wolke in Regen auf und der süße Zauber war verschwunden.

Die Regenschauer kündigten uns jetzt den nahen Eintritt der schlimmen Jahreszeit an, welche im März beginnt und bis in den Mai anhält, so daß dann die schönen Tage höchst selten sind.

Wir benutzten zu dieser Zeit die angenehmeren

Abende zu botanischen Exkursionen, und sammelten die merkwürdigsten und seltensten Pflanzen ein; aber leider hatten wir kein systematisches Werk bei der Hand, das uns bei dieser Pflanzensammlung hätte leiten können. —

Die Küste von Brasilien wimmelt von Wallfischen; doch nur wenige werden in großen Booten getödtet, welche von dem Lande auslaufen, wohin sie dann mit ihrer Beute wieder zurückkehren, um den Thran auszusieden, aber der dadurch gewonnene Thran ist bei weitem nicht hinreichend für den Verbrauch im Lande und ist daher auch theuer. Einige hiesige Kaufleute, die mehr Spekulationsgeist besitzen, als hier gewöhnlich ist, sind auf den Gedanken gerathen, Schiffe auf den Wallfischfang auszuschicken, und nach englischer Art den Thran am Borde sieden zu lassen. Wenn dieser Plan ausgeführt wird, so muß es gewiß großen Vortheil bringen; denn da die Zahl der Wallfische hier so außerordentlich groß ist, so können sie dann den Thran nicht nur im Lande selbst um einen wohfeilern Preis verkaufen, sondern auch noch weichen ausführen.

In den letzten drei Tagen vor der Fastenzeit treiben die Einwohner von Bahia, vermöge einer alten hergebrachten Gewohnheit, allerlei närrische Possen, sowohl mit den Vorübergehenden, als unter sich selbst. Man findet zu dieser Zeit eine Menge gemalter Eier zum Verkaufe ausgestellt; dies sind aber keine wirklichen Eier, sondern von dünnem Wachs gemachte, inwendig mit Was-

ret gefüllt und am Ende wieder zugeklebt. Diese Eier werfen die Frauenzimmer den Mannspersonen an die Köpfe und bei der geringsten Berührung zerspringen sie und der Getroffene wird bespritzt. Beinahe aus jedem Fenster wird Puder auf die Vorbeigehenden geworfen; falsche Münzen werden, um die Leute zu täuschen, an das Pflaster genagelt und dergleichen Possen mehr. Diese närrischen Ausschweifungen, werden hier das Aufdringen (Intrudes) genannt. Dies ist ohne Zweifel ein Ueberbleibsel von den in Süd-Europa üblichen Karnevalsthorheiten.

Die Regierung, welche alle Sorge darauf verwendet, um diese Kolonie noch einträglicher zu machen, begnügt sich nicht nur, ausländische Gewächse hieher zu verpflanzen, wie bereits gemeldet worden ist, sondern sucht auch aufs beste die Produkte des Landes zu benutzen. Dahin gehört nun auch die Eröffnung der inländischen Salpetermienen, die vielleicht die ersten in der Welt sind. Dies ist jedoch keine neue Entdeckung; denn sie wurden zuerst im Jahre 1695 unter der Statthalterschaft des Don Joao de Lancastro aufgefunden, aber wegen ihrer Lage im Innern des Landes in einer allzu großen Entfernung von der Küste, wurde ihre Bearbeitung für unausführbar gehalten, und darum blieben sie ganz vernachlässigt, bis vor ungefähr drei Jahren man den Entschluß faßte, Straßen dahin zu führen, deren Bau der Aufsicht eines von Lissabon zu dem Ende abgeschickten Ingenieurs anvertraut wurde. Diese Minen liegen 60 Seemeilen (= 45 geogr. Meilen) westsüdwestlich von

Bahia entfernt, und die Kommunikationsstraße dahin soll, wie man hofft, bald vollendet seyn. Wie man versichert, so ist dieser Salpeter von der allerbesten Qualität, und derselbe wird in Substanz gefunden. —

Der Geizhals ist sich doch überall gleich. Ich hatte eine Anweisung, um bei einem gewissen Senhor Antonio de Oliveira etwas Geld zu empfangen. Ich gieng deswegen zu ihm hin. Als ich in das Haus trat, kam ich in ein schmutziges Vorzimmer, wo ein hagerer, ausgemergelter und leichenfarbiger Schreiber an einem elenden Tische schrieb. Dieser meldete mich Einem in den innern Zimmern, in welches ich, nach gehörig gebrauchter Vorsicht, eingeführt wurde; ich fand daselbst einen Mann, welcher einige goldne Knöpfe abwog, die ein neben ihm stehendes armes Geschöpf ihm wahrscheinlich zum Kauf, oder als Unterpfand gebracht hatte; er hieß mich in einem mürrischen Tone warten; ich stand an einer Thüre welche in das Zimmer führte, worin, wie ich hörte, sich der Prinzipal befand. Ich ward endlich zu diesem Herrn Oliveira selbst eingeführt; es war ein alter, mit Runzeln und grauen Haaren bedeckter Mann, welcher gerade in diesem Augenblicke zwei Frauenzimmern einige Stücke Zitz verkaufte; mit scharfen Augen bewachte er sie, als sie seine Waaren besahen. Das Zimmer war groß und mit alten Bildern von Heiligen und Evangelisten behangen, welche über und über mit Staub bedeckt waren, und aus ihren Rahmen herabzufallen droheten, so wie auch ein Jesusbild, das an seinem Kreuze wackelte. In einer Ecke war ein Bret an-

gebracht, auf welchem ein Hirschfänger mit einem silbernen Gefäße, ein silbernes Becken und andere, ehemals wenigstens, hübsche Kostbarkeiten lagen, welche aber jetzt beinahe ganz mit Koth bedeckt waren. Einige altmodische Stühle, ein ungeheuer großer Schrank und ein zerbrochner Tisch, machten die übrigen Mobilien des Zimmers aus; außerdem standen noch zwanzig Kisten rings in der Stube umher.

Auf dem Tische lag eine zerschnittene Wassermelone — ein wohlfeiles, kühlendes, frugales Essen, nebst einem Teller voll Maniokkuchen. Der alte Mann hieß mich sitzen, doch wußte er es so einzurichten, daß er mich eben so wenig aus den Augen verlor, als seine beiden Kundleute; er bat mich Geduld zu haben, bis dieselben abgefertigt wären. Diese verursachten ihm aber viele Mühe, denn sie konnten in ihrer Wahl nicht mit sich selbst einig werden; um sich ihnen gefällig zu beweisen, öffnete der Alte drei oder vier Kisten, indem er sorgfältig das Herausgenommene wieder hinein that, und nicht eher eine andere öffnete, als bis er die vorige wieder verschlossen hatte. Nachdem sich die Frauenzimmer endlich wieder entfernt hatten, überreichte ich ihm meine Anweisung, und fand daß die Summe in Silbergeld, pünktlich gezählt und zusammen gepackt, schon bereit auf einem Stuhle hinter ihm lag, aber mit einem Tuche bedeckt war. Da ich ihm sagte, daß man mir Gold versprochen hätte, so nahm er das Silber wieder weg, und trug es in den großen Schrank, von welchem ich eben gesprochen habe; als er denselben öffnete, so erstaunte ich

über die große Menge von Säcken, die darin standen, und die wahrscheinlich alle mit Gold gefüllt waren, außer einigen Haufen von Gold und Silber, die offen, aber von einander abgesondert, da lagen. Er machte einen von den Goldsäcken auf, und zählte mir die Summe in Golde hin. Ich gieng hierauf fort, aber der Eindruck begleitete mich, den der Anblick eines Mannes auf mich gemacht hatte, welcher sein Leben bloß auf das Anhäufen von Schätzen verwendet, ohne einen vernünftigen Gebrauch davon zu machen, und der seine Glückseligkeit darein setzt, Geld zusammen zu scharren.

Es ist merkwürdig, welche beträchtliche Summen die hier herrschende katholische Religion, als Almosen und milde Spenden von ihren treuen Anhängern fordert, und wie gutmüthig solchen Aufforderungen Gehorsam geleistet wird. Jeden Tag kommen die heiligen Brüder der Orden von Sanct Franziscus, vom Karmel, von Sanct Theresia, von Sanct Benedict u. s. w., und pochen an die Thüren oder Fenster der Einwohner, sie mögen reich oder arm seyn, und weichen nicht, bis sie ihren Tribut empfangen haben, oder wenigstens am Ende unverschämt zudringlich werden. Außer diesen privilegirten Plünderern giebt es noch ein Heer von untergeordneten Agenten, wie z. B. die Brüder vom heiligen Grabe, von der Barmherzigkeit, die Kapuziner, und die schlimmsten von allen, die Brüder von dem allerheiligsten Sakramente; diese letzteren tragen über ihrer gewöhnlichen Kleidung einen kurzen blauen, oder karmosinrothen seidenen

Chormantel, einen silbernen Stab in den Händen, und einen großen sammtnen Beutel, worin eine silberne verschlossene Opferbüchse sich befindet; so fordern sie auf ihren Umgängen in einem gebietenden Tone von jedermann ein Opfer, das ihnen auch selten abgeschlagen wird — Ich war doch schon ziemlich allgemein als ein englischer Ketzer bekannt, und dennoch wendeten sie sich auch mit ihrer Bettelei an mich, und wurden dabei so zudringlich, daß ich nicht umhin konnte, die bettelnden Söhne der heiligen Kirche etwas hastig abzuweisen, wofür dann auch, wie ich ziemlich deutlich noch hören konnte, der Fluch über mich ausgesprochen wurde. —

Die Stadt ist reichlich mit Fischen versehen; aber sie sind dennoch theuer. Die Fastenzeit erfordert eine besondere Anstrengung der Fischer, und es ist merkwürdig zu sehen, welche ungeheure Menge von Fischen zu dieser Zeit auf den Markt gebracht wird, und dennoch bleibt der Preis derselbe; denn die Nachfrage ist stark genug, um den ganzen Vorrath desselben wegzunehmen. — Die Allerheiligen-Bai hat einen grossen Reichthum von schuppigen Wasserbewohnern, und zwar von unbeschreiblicher Verschiedenheit. Ich habe nirgends Fische von so schönen Farben gesehen, wie hier, z. B. ein gelb und schwarzer Fisch, der Soldat genannt, ein großer purpurfarbiger Fisch, von dem Geschlechte der Karpfen, ein durchsichtiger flacher weißer Fisch, und mehrere andere, welche, wie ich dafür halte, noch nicht beschrieben sind, oder sollten sie auch schon bekannt seyn, so sind sie doch sehr sonderbar, und da ich kein ichthyolo-

gisches Werk bei der Hand hatte, das mir hierin Aufschluß hätte geben können, so kann ich nichts weiter davon sagen.

Schalenthiere giebt es auch in Menge, als: Austern, Muscheln u. s. w., so auch Schildkröten, die aber hier als Speise nicht geachtet, sondern bloß wegen der Schalen getödet werden; sie sind vorzüglich von der Art der Karetschildkröte. *) Die Sklaven werden dazu gebraucht, diese Schildkröten auf dem sandigen Strande zu fangen; aber auch diese Leute verschmähen das Fleisch derselben, das doch bei uns für eine seltene Leckerspeise gehalten wird. In den verschiedenen Gegenden der Bai findet man überdies mancherlei seltsame Muscheln.

Das Insekt, das in Westindien Chegoe und hier Bische genannt wird, **) ist hier nur allzuhäufig; es ist eine arge Qual, wenn es einmal sich unter die Haut hinein gedrängt hat, und ist schwer auszurotten. Ich machte selbst die Erfahrung davon, da mir ein solches Ungeziefer in die Fußsohle eingedrungen war. —

Im Monat Januar 1803 hatte ein brittisches, auf den südlichen Wallfischfang ausgeschicktes Schiff, das Unglück, an der Küste von Brasilien, in einiger Entfernung von Bahia, Schiffbruch zu leiden und zu sinken. Die Mannschaft wurde jedoch geborgen, und

*) *Hawksbill-Turtle*, Testudo imbricata. D. H.

**) Phalangium arauoïdes? D. H.

dieselbe wurde mit ihrem Capitän, Namens Smith, nach Bahia gebracht. Mit diesem Capitän Smith, einem sehr rechtschaffenen Manne, machte ich Bekanntschaft, und kaufte ihm endlich sein Recht an das Wrack ab. Um nun zu sehen, was noch etwa davon zu erhalten seyn möchte, schickte ich meinen vormaligen Ober-Schiffer, William Barker dahin ab. Dieser kam aber mit sehr ungünstigen Nachrichten wieder zurück.

Ich entschloß mich daher, selbst dahin zu reisen und den Zustand des Wracks zu untersuchen, um zu sehen, ob denn gar nichts mehr davon zu retten wäre. Zu dem Ende hielt ich bei dem Statthalter um die Erlaubniß an, mich auf zehen Tage von Bahia zu entfernen, und diese erhielt ich auch, wider Erwarten, und zugleich meinen Reisepaß aus der Kanzlei. Ich miethete daher sogleich eine Barke mit drei dreieckigen Segeln, wie sie hier zur Küstenfahrt ausgerüstet werden.

Am 31sten März (1803) giengen wir bei Tages Anbruch unter Segel, und nach einer hübschen Fahrt von zehen Stunden langten wir an dem Morro *) von Sanct Paul an. Ich hatte diesen vorher bloß in einer weiten Entfernung gesehen, wo er sich als ein hoher, plumper, ungleicher Hügel darstellt; aber in der Nähe fand ich, daß er mit einem schönen Grün bedeckt war; auf seinem äußern Ende ist eine Befestigung an-

*) Ein niedriger Bergrücken, der sich in das Meer hinauszieht. D. H.

gebracht, die aber vernachlässiget wird. Weiterhin zieht sich eine kleine, aber tiefe Bai in das Land hinein, deren Wasser durchsichtig und so ruhig, wie das in einem Teiche war.

Am Landungsplatze zeigt sich noch ein anderes Fort, das in einem ziemlich guten Zustande ist, und eine Besazzung von 150 Mann hat. In der Nähe liegt ein elender Flecken, der aus Lehmhütten besteht, dessen Lage aber an der Seite des Hügels sehr reizend ist.

Dieser Flecken ist der Hauptort des Presidio (Gouvernements) der Sanct Pauls-Insel, welche einen Gouverneur hat, unter welchem noch verschiedene andere nahgelegene kleine Flecken oder vielmehr Dörfer stehen. Wir wurden genöthiget, hier anzulegen, da der Wind so schwach war, daß wir nicht an der Außenseite der Insel hinfahren konnten, sondern einen andern Weg durch einen inländischen See, den das Land hier bildet, nehmen mußten, den jedoch die Schiffe nicht befahren dürfen, wenn sie nicht vorher auf dem Morro ihre Bestimmung und Zweck angezeigt haben.

Wir hielten uns hier nicht lange auf, und bei unsrer Fahrt auf dem gedachten Wege schifften wir an dem offenen Ufer der Insel hin, welche eine große Aehnlichkeit mit der Insel Sanct Helena hat, indem man hier eben so tief ausgehöhlte Thäler sieht, und in Gedanken stellte ich mir Jamestown, Mundens-Fort u. s. w. vor; aber hier zeigt sich die Natur sanfter und die Landschaft ist grüner und malerischer.

Die Nacht überfiel uns, nachdem wir in die Enge eingelaufen waren, welche hier das Meer in die Breite eines Flusses einzwängt. Unser Schiffer (Mestre) wollte nun die Fahrt in der Finsterniß nicht fortsetzen und wir giengen daher vor Anker. Unser Nachtessen bestand in Geflügel, das am Bord zubereitet ward, und nachdem ich ein gutes Glas mit Wasser verdünnten Brantwein getrunken hatte, so wickelte ich mich in meinen Mantel und legte mich auf dem Obertheile des Schiffsterns *) zur Ruhe, unter einem kleinen Dache von Palmblättern geflochten, das auf solchen Schiffen die Kajüte bildet. Da die Nacht sehr helle war, so hielt ich mich bei diesem Klima für hinlänglich geschützt; aber noch vor Mitternacht ward diese angenehme Vorstellung vernichtet. Ein Sturm weckte mich plötzlich auf, der Regen fiel in Strömen herab; er drang bald durch unser armseliges Wetterdach, und bis zum Morgen waren wir völlig durchnäßt.

Am folgenden Tage brachte uns eine angenehme Stunde Sonnenschein wieder zurechte, und ich begann schon wieder das Andenken an die vergangene Nacht über der schönen Fahrt zu vergessen, die wir jetzt machten. Wir sahen an dem Ufer, an welchem wir hinschifften, eine endlose Reihe von immergrünen Mangrovenbäumen, zuweilen in einer Entfernung von 2 bis 3 englischen Meilen (½ bis 1 Stunde) oft nur von einer Viertelmeile (¼ Viertelstunde) und am äußersten Rande des

*) D. i. des Hintertheils.

Wassers hin. Die zahllosen Landspitzen und Buchten am Ufer hin, die Hütten und Landhäuser auf der Küste, und die kleinen Kanote mit ihren lateinischen *) Segeln, die in mancherlei Richtungen über die Fluten des Meeres dahin gleiteten; dieses alles bildete zusammen einen sehr reizenden Anblick. Abends langten wir bei dem Flecken Sanct Antonio de Boypeka an, bei welchem die Klippen liegen, an welchen die Brigg des Capitäns Smith Schiffbruch gelitten hatte.

Wahrlich diese Küste ist zu dieser Zeit ein Unglücksplatz! denn bei meiner Ankunft dahier erfuhr ich, daß erst einige Nächte vorher in beinahe derselben Gegend, wo die Brigg gesunken ist, ein spanisches Schiff, das von Buenos-Ayres nach Bahia und Europa bestimmt war, mit einer sehr reichen Ladung von Häuten, Kakao, Kaskarillenholz, Kupfer u. s. w. gescheitert sey, und dieser Schiffbruch geschah so schnell, und so vollständig, daß die Schiffsmannschaft kaum noch Zeit hatte, sich selbst und ihr kleines Gepäcke zu retten. Ich fand sie in einem sehr bedauernswürdigen Zustande; besonders war ein Herr zu bemitleiden, welcher der Eigenthümer von beinahe der ganzen Schiffsladung war, und der durch diesen Unfall nun völlig zu Grunde gerichtet ist.

Die englische Brigg hatte an einem Felsenriffe Schiffbruch gelitten, welches Morrera genannt wird

*) D. h. dreieckigen. D. H.

und an der Barre von Boypeka liegt, und das spanische Schiff an der Spitze der Kastilianer (Punta dos Castellanos), welche drei Seemeilen (2¼ geogr. Meilen) weiter gegen Süden liegt. Dies letztere ist ein fataler Fleck für die Seefahrer, da sich verborgene Klippen unter dem Wasser eine beträchtliche Strecke von genannter Landspitze, in das Meer hinaus ziehen; weswegen auch die Schiffe sich gewöhnlich innerhalb eines halben Grades dieser Küste nicht zu nähern getrauen; denn alle unsre Charten von der Küste von Brasilien, südwärts von Bahia, sind fehlerhaft. Ich sah einige schätzbare handschriftliche portugiesische Charten von Brasilien; die beste englische ist eine kleine Charte, die bei Laurie und Whittle in der Fleetstreet zu London erschienen ist.

Ich fand Capitän Smith's vormalige Brigg völlig verloren, obgleich noch ganz; aber meine Hoffnungen, sie wieder empor zu bringen, waren alle fruchtlos, und meine Reise hieher wäre ganz vergeblich gewesen, wenn nicht das Vergnügen, das ich dabei genoß, diese schöne Gegend von Brasilien zu sehen, mich schadlos gehalten hätte.

Der Palmsonntag wird in diesem Lande, so wie die ganze Charwoche, sehr hoch gefeiert. Obgleich hier nur eine ländliche Kirche war, so wurde doch das Hochamt mit Musik gehalten u. s. w. und nach dem Gottesdienste theilte der Priester ungefähr zwei Fuß lange weiße, mit Zindel umwundene und Büscheln von gefärbtem Papiere

verzierte Palmzweige, die vorher geweihet wurden, unter die sämtlichen Einwohner des Ortes aus. Dieses Geschenk heben sie mit größter Sorgfalt auf; denn sie versicherten mich, daß es ein zuverlässiges Sicherheitsmittel bei Donnerwettern ist; wenn ein solches ausbricht, so verbrennen sie in vollem Glauben den Palmzweig, und glauben dann vor dem Einschlagen des Blizzes vollkommen gesichert zu seyn. *)

Am Tage darauf fuhr ich nach dem Wrack, brachte aber nur unbedeutende Dinge von wenigem oder gar keinem Werthe herauf. Ich kehrte sehr ermattet zurück, und fühlte mich von einem Fieberfroste befallen, weswegen ich beschloß, eiligst nach Bahia zurückzukehren.

Ich hatte dem Schiffer zu wissen thun lassen, daß ich am 5ten April frühe Morgens, bei hohem Wasser, in der Barke absegeln wollte, und deshalb kam er um halb fünf Uhr mich abzuholen; als er aber an Bord kam, weigerte er sich unter Segel zu gehen, indem er sagte, des Wasser sey nicht hoch genug, um über die Barre hinüber zu kommen. Meine Krankheit hatte sich während der Nacht verschlimmert; und da ich wußte, daß, wenn ich hier bliebe und endlich nicht mehr im Stande wäre, mich weg zu begeben, ich zu Boypeka kein Mittel zu meiner Wiederherstellung finden würde, so wurde ich äußerst böse auf den Herrn Schiffsmeister; doch we-

*) Derselbe Aberglaube herrscht auch im katholischen Teutschlande. D. H.

nahe das Kanot überwältigt hätte, weswegen wir genöthigt wurden, nach Itaporica zurückzukehren. Ich stieg ans Ufer, um einige Fische für unser Nachtessen einzukaufen und gieng durch den Flecken, welchen ich beträchtlicher und volkreicher fand, als ich erwartet hatte; denn dieser Ort treibt lebhaften Handel und Wallfischfang, hat Branntweinbrennereien u. s. w. und ist zugleich der Hauptmarkt von der Insel und der Sammelplatz aller Barken und Boote, welche durch die mancherlei Buchten und Eingänge auf dieser Seite der Bai fahren.

Ein starkes Kastell bestreicht die Spitze, auf welcher der Flecken liegt; nahe dabei stehen zwei Kirchen, wovon die eine gerade jetzt nach einem großen Maaßstabe neu erbauet wurde. Die Waarenniederlagen, Schiffswerfte u. s. w. sind groß und bequem und manche Privathäuser sind wirklich hübsch, aber sie sind auch hier, wie in allen Flecken und Städten dieses Landes häufig mit elenden Hütten vermischt.

Ich fand keine bequeme Herberge am Ufer und nach dem Nachtessen blieb mir, trotz meines schlimmen Fiebers, keine andere Wahl übrig, als mich auf den bloßen Boden des Kanots zu legen. Dennoch schlief ich ein; aber bald wurde ich wieder von einem Windstoße und Regen aufgeweckt, der uns plötzlich überfiel und so heftig war, daß ich mich unter einem Schuppen am Ufer, in Schirm begeben mußte. Kaum hatte ich mich aber eine Minute hier aufgehalten, als ich ganz mit Sandfliegen bedeckt ward, deren durch-

dringende Stiche mich wieder in die freie Luft hinaustrieben, indem ich mich bei der Wahl von zwei Uebeln lieber der Wuth der Elemente, als diesen Insekten aussetzte.

Ungefähr um Mitternacht legte sich der Wind und Regen; ich beredete daher meine Schiffer diesen Umstand zu benutzen und zur Fortsetzung unserer Fahrt sich der Ruder zu bedienen. Wir fuhren daher an dem Ufer der Insel hin, gegen die Stadt zu; aber nur mit Mühe konnte ich sie dahin bringen, auch bei dieser Windstille quer über die Bai hinüber zu fahren. Wir hatten ungefähr die Hälfte des Wegs zurückgelegt, als wieder ein Windstoß kam, welcher so heftig war, daß wirklich unser zerbrechliches Fahrzeug in größter Gefahr war, und uns kein Hülfsmittel übrig blieb, als unsern einzigen Anker, d. h. einen großen an ein Seil gebundenen Stein auszuwerfen und den Vorübergang des Sturmes, der zu heftig war, um lange dauern zu können, abzuwarten; dennoch erforderte es die größte Anstrengung unserer Ruderer während des Ueberrestes der Nacht hindurch, um am folgenden Morgen um 8 Uhr in Bahia anzulangen.

Als ich mich von den Strapazen meiner Reise wieder erholt hatte, machte ich am 9ten dieses Monats einen Spaziergang durch die Stadt und wurde auf demselben durch einen großen Zusammenlauf des Volks aufgehalten. Ich erkundigte mich daher nach der Ursache davon und erfuhr, daß es nichts geringeres betreffe, als die Hinrichtung des armen Judas Ischarioth in effigie;

denn der hiesige Pöbel begnügt sich nicht mit allen den Bannflüchen, die an diesem Tage gegen ihn losgedonnert werden, und mit der ewigen Pein die er in der Hölle leidet; sondern macht ein ausgestopftes Bild von ihm, und erbauet einen Schnellgalgen, an welchem er ihn eben so hinaufziehet, wie man auf den Schiffen die Raaen hisset. Um 11 Uhr Morgens wurden dann Flinten auf den Verräther abgefeuert, und die Raketen, die auf seinem Rücken befestigt waren und die Schwärmer, die man in seine Kleider verborgen hatte, in Brand gesteckt.

Bei der Vorstellung dieser Art, welche ich mit ansah, begnügten sich die guten Katholiken nicht damit, den armen Judas aufgehängt und in die Luft gesprengt zu haben, sondern sie ließen auch noch ihren Zorn an seinen Ueberbleibseln aus, die sie im Triumph in den Straßen umherschleppten. So lange die Wuth des brasilischen Pöbels noch auf eine so unschuldige Art befriedigt werden kann, mag sich die Regierung glücklich schätzen. *)

Am Ostertage sieht man allgemein aus den Blicken des guten Volkes Heiterkeit hervorleuchten; wahrscheinlich weil nun die traurige Fastenzeit vorüber ist und man sich wieder satt an Fleischspeisen essen kann, die

*) Erinnerte sich unser Verfasser hierbei nicht an ein ähnliches und noch skandalöseres Possenspiel des Pöbels zu London? An die öffentliche Beschimpfung und Verbrennung des Pabstes in effigie? D. H.

auf diesen Tag auch in großer Menge herbeigebracht werden.

Sollten unsere brittischen Epikuräer zu vierzigtägigem Fasten verbunden seyn und die Enthaltung von Fleischspeisen eben so pünktlich beobachten, als die meisten Leute in Brasilien, welch eine wichtige Epoche würde dann nicht Ostern in ganz Großbrittannien seyn!

Die Processionen der Geißler und Büßenden hatte ich versäumt, doch ließ ich mir sie von einem Freunde beschreiben;*) auch wurden Processionen gehalten, um vom Himmel Regen zu erflehen, der auch bald, wie man leicht voraussehen konnte, eintraf, und das Volk schrie: Mirakel!

Als ich um diese Zeit einst am Strande stand, wurde ich von einem so heftigen Regen überfallen, wie ich noch keinen je erlebt hatte; ich suchte daher Schirm unter einem Schöppen. Hier bemerkte ich, daß die Luft ganz mit einem fliegenden Insekte angefüllt war, welches, wie ich von neben mir stehenden Leuten hörte, hier asiatische Ameise (Vermigues de Asia) genannt wird. Dies ist der Zeitpunkt, wo sich diese Thierchen begatten; worauf sie dann wieder verschwinden. Wann sie mit ih-

*) Da solche abergläubische Excesse auch in Europa noch bekannt sind, so lassen wir die Beschreibung derselben hier weg. D. H.

ren durchsichtigen Flügeln an der feuchten Erde kleben bleiben, so machen sie gewaltige Bewegungen und lassen endlich dieselben zurück. Das Insekt sieht dann einer kleinen Made gleich, welche sich zertheilt, und von welcher jeder Theil die lockere Erde aufsucht und sich verkriecht; einige größere verlieren ihre Flügel, während die kleinern sich nach der Trennung wieder in die Luft erheben. Bei meiner Rückkunft in dem Fort hörte ich, daß diese Insekten auch dort in Myriaden umhergeschwärmt seyen.

Die große hiesige Ameise ist also um diese Zeit in ihrem Nymphen-Zustande. Während dieser Veränderung wird sie um vieles größer, und nachdem sie einige Zeit in der Luft zugebracht hat, wirft sie ihre Flügel ab und kehrt zur Erde zurück, wie ich schon bemerkt habe. Einige, welche diese Veränderung nicht bewirken können, bleiben ohne Veränderung liegen und sterben bald darauf.

Zu Ende des Monats April fand ich die Straßen und öffentlichen Plätze der Stadt mit Negern angefüllt, welche vor den Thüren der Kaufleute, welchen sie gehörten, zum Verkaufe ausgestellt waren; denn innerhalb dreien Tagen waren fünf Sklavenhändlers Schiffe hier eingelaufen. Bei der außerordentlichen Menge dieser zugeführten Sklaven und der großen Zahl der schon vorhandenen, sollte man glauben, daß die öffentliche Ruhe in Gefahr sey, besonders wenn man an die Vorfälle auf St. Domingo denkt; aber hier ist dies

ganz anders; denn die Negern sind hier lustig und zufrieden, weil man ihnen sehr viele Freiheit läßt, ihnen nicht zu viel Arbeit aufbürdet und sie dieselben Speisen erhalten, an welche sie in ihrem Vaterlande gewöhnt sind. Die Ursache dieser milden Behandlung der Negern ist bei den portugiesischen Kolonisten nicht sowohl Menschlichkeit, als feine Politik; denn sie haben eine fürchterliche Erfahrung gemacht, ehe sie das jetzige Betragen gegen ihre Negersklaven annahmen. Ich will diese Geschichte hier aus einem portugiesischen Schriftsteller einschalten. *) Vor ungefähr hundert Jahren, als sich die Streitigkeiten mit den Holländern endigten, faßten die Negersklaven in der Nachbarschaft von Fernambuko, die nun an Strapazen gewöhnt und kriegerisch geworden waren, und welche der Freiheitsgeist, den die Holländer um sie her verbreiteten, entflammt hatte, den Entschluß, die Freiheit, die sie so brünstig liebten, in den entferntern Wäldern und Ebenen des Landes zu suchen. Vierzig derselben führten dieses Vorhaben aus, und nachdem sie so viele Feuergewehre und andere Waffen, als sie heimlich wegbringen konnten, entwendet hatten, so entliefen sie von ihren Herren und flüchteten sich in eine dazu ausersehene vortheilhafte Gegend, ungefähr unter dem 9ten Grad S. Breite, nicht weit von Porto do Calvo und nahe bei den reichen und wohlangebaueten Bezirken von Alagoas und Fernambuko. Hier wurden sie bald durch eine große Zahl von Mulatten und andern Negern verstärkt. Ein Theil derselben legte den Grund zu einer

*) America Portugueza. VIII. Buch.

Stadt, während die übrigen sich auf den fruchtbarsten Stellen umherzerstreueten und anfiengen, sich auf den Ackerbau zu legen.

Bald aber fühlten sie den Mangel des andern Geschlechts, und sowohl aus politischen Gründen, um ihre Unabhängigkeit auch weiter fortzupflanzen, als auch von dem Naturtriebe gereizt, beschlossen sie, diesen Mangel durch gewaltsamen Raub auf den herumliegenden Plantagen zu ersetzen. Gewiß ist der Raub der Sabinerinnen nicht allgemeiner und vollständiger gewesen als dieser; denn auf einem weiten Landstriche umher, nahmen sie alle farbigen Weibespersonen weg, und nicht zufrieden mit dieser Entführung, schändeten sie auch die Weiber und Töchter der Pflanzer, wahrscheinlich weil sie Widerstand gefunden hatten, und schleppten alles was sie von Werthe vorfanden mit sich fort, worauf sie sich dann in ihre Stadt zurückzogen, welche sie Palmares genannt hatten, weil sie von ihnen mit Palmen umpflanzt war.

Dieser erste gelungene Versuch hatte in ihnen die Lust zum Rauben erweckt und nun plünderten sie, so lange sie noch nicht in eine bürgerliche Gesellschaft vereinigt waren, alle Plantagen der umliegenden Gegend; denn sie waren in kurzer Zeit allzu mächtig geworden, als daß man ihnen hätte Widerstand leisten können. Mehrere angesehene Portugiesen in der benachbarten Gegend, suchten sich daher ihre Freundschaft zu verschaffen, indem sie ihnen insgeheim Schießpulver, Kugeln, Flinten und europäische Manufakturwaaren lieferten, woge-

gen sie die Zusicherung ihres Schutzes und zum Theil auch Gold, Silber und gemünztes Geld, das sie Andern geraubt hatten, empfiengen. In kurzer Zeit wuchsen sie zu einem Volke an, das sich den Namen der Palmaresen gab, und da sie fanden, daß unaufhörliche Verwirrung bei einer Völkerschaft herrschen müsse, die weder Gesetze noch Regierungsform hat, so gaben sie sich selbst eine Staatsverfassung, und begannen damit, daß sie sich einen Fürsten erwählten, dem sie den Namen Zombi (d. h. der Mächtige) beilegten; seine Würde aber sollte nur auf Lebenszeit seyn, und der Nachfolger immer aus den erfahrensten, tapfersten und klügsten Männern der Nation gewählt werden; die Benennung Zombi sollte auch der Titel aller künftigen Regenten seyn. Hiernächst erwählten sie Richter, verfaßten Gesetze und errichteten eine Miliz aus allen waffenfähigen Mannspersonen. Die Religion war in dieser Konstitution auch nicht vergessen; die christliche sollte die herrschende seyn; doch (merkt der Geschichtschreiber hiebei an) war dieselbe bei ihnen abscheulich entstellt, und da sie das heilige Sakrament der Priesterweihe nicht hatten, so konnten die Gebräuche und Zeremonien der katholischen Kirche nicht allein ihre Seelen von der ewigen Verdammniß retten.

Dieses neue Volk machte nun immer weitere Fortschritte; die Bevölkerung nahm außerordentlich zu, und der Anbau des Landes hielt gleichen Schritt mit derselben; da sie aber befürchteten, die Portugiesen möchten am Ende sie überfallen, so legten sie jedes Dorf auf ei-

nur Anhöhe oder sonst in einer vortheilhaften Lage an, und befestigten es aufs beste. Die Stadt Palmares hatte zu dieser Zeit über anderthalb Stunden im Umfange und war mit einem doppelten Pfahlwerk von dem stärksten Zimmerholze umgeben, wozu sie die schweren Stämme der größten Bäume in den umliegenden Wäldern nahmen, die sie, nachdem sie behauen waren, auf einander reiheten bis zu einer beträchtlichen Höhe; woraus sie bisweilen auch regelmäßige Bollwerke bildeten; dieser hölzerne Wall hatte drei weite Eingänge oder Thore von demselben Holze, deren jedes oben eine Altane hatte, und in Friedenszeiten immer von 200 Mann Soldaten und einem Hauptmanne von erprobter Tapferkeit bewacht wurde.

Innerhalb dieser Wälle lagen die Wohnhäuser ohne Ordnung zerstreut und ein großer Theil des unbebauten Landes war für den Feldbau aufbehalten. Die Einwohner wurden durch einen fischreichen See und mehrere Bäche, die sich in verschiedenen Richtungen ausbreiteten, mit Wasser versehen. In der Mitte der Stadt lag ein einzeln stehender Berg, der so hoch war, daß man die ganze Gegend umher, von demselben herab übersehen konnte. Eine Seite desselben hob sich senkrecht in die Höhe. Der Pallast des Fürsten war sehr groß; die Häuser einiger Privatleute waren auch nach ihrer Art prächtig, und die ganze Bevölkerung belief sich auf volle 20,000 Seelen. Kurz das Glück dieses Volkes hatte einen so hohen Grad erreicht, es war so mächtig geworden, seine Räubereien dehnten sich so weit aus, und seine Rache, wenn sie auf-

gereizt wurde, war so schrecklich, daß das ganze Land dadurch in Angst und Schrecken versetzt wurde, und man am Ende befürchten mußte, dieses Volk möchte mit der Zeit die europäischen Kolonien in Brasilien überwältigen. Die Regierung gerieth daher in große Besorgniß und wandte alle ihre Aufmerksamkeit auf die Unterwerfung der Palmaresen, die zu dieser Zeit (im J. 1696) schon 60 Jahre lang unbelästigt geblieben waren und bereits die dritte Generation erlebt hatten. Caetano Mellor damaliger Gouverneur, von Fernambuko schickte diesem zu Folge einen Plan zu einer Unternehmung gegen dieses Volk an Don Joao de Lancastro, Generalkapitän und Statthalter von Bahia, welcher zur Ausführung dieses Vorhabens sogleich tausend Mann abschickte, um die Truppen von Fernambuko, zu verstärken, welche letztere allein sich auf 3000 Mann beliefen, ohne einen Armeehaufen von Indianern, bewaffneten Knechten und Freiwilligen; so daß das ganze Heer aus 6000 Mann bestand, welche mit allen Kriegsbedürfnissen hinreichend versehen waren; nur hatten sie keine Artillerie.

Die Palmaresen, welche von dem gegen sie gerichteten Angriffe schon benachrichtiget waren, hatten alle ihre kleinen Hülfsquellen aufgeboten, um einen tapfern Widerstand zu leisten; sie hatten ihre Miliz aufgerufen; die Dorfbewohner verheerten die ganze umliegende Gegend und suchten überhaupt den Marsch der feindlichen Armee auf jede mögliche Weise zu erschweren. Nichts desto weniger rückten die Portugiesen schnell an; aber als sie

den starken hölzernen Wall von Pfahlwerk erblickten, womit die Stadt umgeben war, so wurden sie von Erstaunen ergriffen und ihr Muth sank, da sie die Soldaten sahen, welche auf den Bollwerken postirt waren und die Zurüstungen bemerkten, die zu einem hartnäckigen Widerstande getroffen waren. Während dieses geschah und die Armee noch nicht geordnet war, machte der Fürst Zombi mit einem starken Detaschement einen heftigen Ausfall, und wagte einen Angriff, welcher sich mit einem beträchtlichen Verluste des angreifenden Theils endigte.

Der Ort wurde nun förmlich berennt und verschiedene Versuche gemacht, mit schweren Aexten eine Bresche in den hölzernen Wall zu hauen, während andere Truppen mit Leitern Sturm laufen wollten; aber alle diese Versuche waren fruchtlos; denn die Belagerten machten ein schreckliches Feuer auf sie. Unglücklicherweise fieng jetzt das Schießpulver an, den Palmaresen auszugehen; doch dies schlug ihre Standhaftigkeit nicht nieder, und sie setzten mit dem kleinen Reste ihres Munitionsvorraths die Vertheidigung fort; wobei sie auch während der Stürme, die sie aushalten mußten, auf die Belagerer Pfeile abschossen, ungeheure Steine wälzten, und siedendes Wasser ausgossen, wodurch so viele Portugiesen getödtet und verwundet wurden, daß ihr Muth gar sehr fiel. Hiezu kam noch der Mangel an Lebensmitteln und anderen Bedürfnissen, welches ein allgemeines Murren unter der Belagerungsarmee erregte; denn sie sahen sehr wohl ein, daß diese Unternehmung fehl-

schlagen müßte, wenn sie nicht eine Unterstützung von frischen Truppen, Artillerie und Proviant erhielten. Ein Eilbote war daher sogleich an den Gouverneur von Fernambuko abgeschickt, um diesen Beistand zu verlangen, welcher nur mit Mühe erhalten werden konnte. Zu derselben Zeit lebte die Hoffnung der Palmaresen wieder auf; denn sie glaubten, die Feinde wären auf dem Punkte sich zurückzuziehen, weil sie ihre Angriffe nicht mehr fortsetzten, und diese Aussicht allein konnte noch ihren Muth aufrecht erhalten; denn nicht nur war jetzt ihr ganzer Pulvervorrath erschöpft, sondern sie fiengen auch an, alle Schrecknisse einer Hungersnoth zu fühlen, die um so schneller um sich griff, da sich eine so große Zahl von Landleuten in die Stadt geflüchtet hatte.

Sie hielten diese Leiden mit großer Standhaftigkeit aus; denn die Stadtbewohner erwarteten täglich den Augenblick, in welchem sie wieder ihre Freiheit genießen würden, und ihre Freunde vom Lande schmeichelten sich mit der Hoffnung bald wieder zu ihren Dörfern und zu ihrer ländlichen Ruhe zurückkehren zu können. Aber leider wurden alle diese Erwartungen getäuscht; denn es kam ein frisches Detaschement zur Verstärkung der Belagerer, nebst Artillerie, Munition und Proviant an. Von dem Gipfel des Berges in der Mitte der Stadt herab, konnten die Palmaresen diese Verstärkungen und Zufuhren in verschiedenen Richtungen anrücken sehen, und als sie die schweren Kanonen und die frischen Truppen sahen, welche zum Beistande der Belagerer herbeikamen,

dann, ja dann erst entfiel ihnen der Muth und sie konnten nun voraus sehen, was für ein Schicksal ihrer wartete.

Nun wurde von den Belagerern ein allgemeiner Sturm unternommen; der Widerstand der Einwohner war nur schwach, denn sie fühlten, daß er vergeblich war. Ein Thor wurde gewaltsam erbrochen und die Portugiesen drangen ein; der erste Anfall war blutig, aber er dauerte nicht lange; denn die Palmaresen flohen. Fürst Zombi, nebst dem größten Theile seiner übriggebliebenen Waffenbrüder war fest entschlossen, den Verlust der Freiheit nicht zu überleben; als die Stadt übergieng, so stürzten sie sich daher mit einander auf der steilen Seite von dem Berge herab, und fanden so im Tode ihre Freiheit wieder.

Die Portugiesen waren zwar unwillig darüber, daß diese Kriegshelden ihrer Rache entgangen waren; übrigens hatten sie jedoch ihren Zweck erreicht, und die Trophäen ihres Sieges bestanden in den Verwundeten, Greisen, Weibern und Kindern nebst Gold, Silber und anderen Vorräthen. Die Armee zog nun wieder nach Fernambuko zurück, wo die Gefangenen, ausgenommen einige wenige Männer und die verwundeten Krieger, als Sklaven verkauft wurden; die übrigen wurden, sobald sie wieder hergestellt waren, ebenfalls zum Verkaufe nach Bahia, Rio Janeiro und anderen entfernten Theilen der Küste gebracht. Auf diese Weise gelang es den Siegern durch die Zerstreuung dieser, von einem Freiheits-

gefühle beseelten Leute, das für eine despotische Regierung so gefährlich ist, ihrer zu befürchtenden Wiedervereinigung zuvorzukommen. — —

Am Sonntage vor Christi Himmelfahrt hatte der Capitän unsers Forts Besuch und hielt, wie man es hier nennt, ein Banket; dieser Name war auch hier ziemlich passend; denn am Ende wurde das Fest mit wahren bachanalischen Orgien beschlossen. Die Frau vom Hause, ihre Tochter und ihre Freundinnen zogen in Processionrings um den innern Hof des Kastells herum; die Mutter trug eine große Flasche, wahrscheinlich mit Wein, und jede Person ihres Gefolgs trug ein Glas in jeder Hand; sie giengen in die engen Gemächer hinein, an welchen sie vorbei kamen, sangen förmlich Chorus und schwangen dabei sehr ausdrucksvoll die Gläser und die Flasche. Die Flasche war durch die öftern Besuche bald geleert und nachher begannen sie den begeisternden brasilianischen Negerntanz, den sie mit innigem Vergnügen tanzten, bis der Capitän dazu kam, welcher, wie ich vermuthe, aus Scham über eine solche Verletzung der Ehrbarkeit dieser Belustigung sogleich ein Ende machte. Ich weiß nicht, ob diese Ceremonie zur Feier des Tages gehört, oder ob sie hier bloß aus Muthwillen eine Folge des Weines war. —

Capitän Velozo aus dem See-Fort machte uns im Mai dieses Jahres ein Geschenk mit einem Körbchen voll schöner Trauben aus seinem Weinberge und dies war das zweitemal, daß er uns so beschenkt hatte; denn im Januar hatte er uns ebenfalls mit gleich vortreflichen

Trauben aufgewartet. Er sagte mir dabei, daß er zu Ende Septembers das drittemal in demselben Jahre reife Trauben haben werde; folglich trägt hier der Weinstock dreimal im Jahre; aber die Trauben von dem letzten Herbste sind allemal schwächer, als die früherern, weil denselben die größere Sonnenhitze fehlt, welche die Trauben so schnell zur Reife bringt. Man sollte glauben, daß diese üppige Fruchtbarkeit der Erde die Einwohner anreizen würde, sich auf den Weinbau zu legen, um den köstlichen Dingen, welche Amerika hervorbringt, auch noch den Wein beizufügen; aber mein Berichtgeber sagte mir, daß die Hitze allzu heftig sey, um die erforderliche Gährung in dem Safte der Weinbeeren hervorzubringen und daß alle Versuche, die man bisher gemacht hatte, um Wein daraus zu gewinnen, fehl geschlagen wären und nur die Trauben dadurch verwüstet worden seyen. Doch in so weit ich das hiesige Klima kennen gelernt habe, glaube ich, daß, wenn es hier nicht an Betriebsamkeit fehlte, diesen Hindernisse durch Kunst abgeholfen werden könnte; denn wo Gewerbsfleiß fehlt, da kann Eigennutz ihn nicht ersetzen. Es könnten jedoch Trauben zum Verspeisen gezogen und verkauft werden, um der hier herrschenden Seltenheit derselben abzuhelfen; denn zur Zeit findet man hier die Weinstöcke nur in den Gärten von Liebhabern.

An einem schönen Maitage benutzte ich das angenehme Wetter, um mit meiner Frau eine Spazierfahrt in dem Boote zu machen, das ich kürzlich gekauft hatte. Wir fuhren längs der Halbinsel von Montserrat hin, um

die Spitze derselben herum, und kamen an der andern Seite zu der Kirche von Boa-Fim, welche der heiligen Jungfrau geweihet ist und wunderthätige Reliquien erhält. Das Gebäude ist hübsch, inwendig aber mit kleinen Malereien überladen, welche Beweise der Dankbarkeit seyn sollen, für geleistete Aushülfe. *) Vor der Kirche ist ein großer gepflasterter Hof mit einer Mauer eingefaßt, an welcher steinerne Bänke angebracht sind; von hieraus genießt man einer sehr weit ausgedehnten Aussicht über die Plantagen hin, welche sich stufenweise bis zu der Bai hinabziehen, über welche das Auge frei hinschweift bis in den Ocean hinaus; hier sieht man vor sich die vor Anker liegenden Schiffe, zur linken die Stadt und zur rechten die Insel Itaporica. Die Lage ist so ausnehmend schön und die Luft so gesund, daß an allen festlichen Tagen die meisten Lustpartieen hieher gethan werden; indem die ganze Gegend umher mit Landhäusern angefüllt ist, deren Eigenthümer ihre Freunde empfangen, während Fremde sich in den benachbarten Schenken (Casas de liqueur) belustigen. Eine breite hübsche Straße führt zu dem Ufer hin, und von da in die Stadt. Dieser Weg schien uns so angenehm und der Abend war so schön, daß wir lieber auf demselben zurückkehrten, als in dem Boote. Wir hatten nachher wirklich Ursache uns zu dieser Wahl Glück zu wünschen; besonders als wir längs dem Ufer hin giengen, zwischen welchem und der Stadt wir an einer vernachlässigten Kirche und Kloster der

*) Man nennt solche Malereien Votiv-Tafeln.

D. H.

Jesuiten vorbei kamen, deren Lage meines Dafürhaltens ihres gleichen nicht hat. — Es liegt nämlich in der Mitte des Amphitheaters, welches die Halbinsel hier bildet, und die beiden Bogen des Halbzirkels ziehen sich regelmäßig umher und bilden ein ganz vollendetes Gemälde. Ein grüner Rasen führt auf einem sanften Abhange zu einer ausgemauerten Terrasse hin, welche ein Damm gegen die Einbrüche des Meeres ist. Ich saß hier auf einer Bank, betrachtete die in Ruinen dahin sinkende Kirche, zwischen deren Ritzen Bäume und Gesträuche hervorragen und die Vernachlässigung dieses Gebäudes beurkundeten; und überblickte die Gegend umher, wo zu meiner Rechten ein steiler Hügel sich gegen die obere Gegend erhob, der mit dem schönsten Grün bedeckt war; auf der andern Seite zieht sich die Stadt hin, unterhalb welcher die Schiffe liegen, die an dem heutigen Tage (es war der Himmelfahrtstag) dem Feste zu Ehren prächtig geschmückt waren; die milden Strahlen der hinter den Hügeln von Itaporica untergehenden Sonne, vergoldeten das ganze Gemälde. Die gedachte Jesuitenkirche trägt das Datum vom Jahr 1753 und war kaum ausgebauet, als die Gesellschaft aufgelöst wurde. — Meiner Meinung nach, übertrifft dieses Gebäude alle andere zu Bahia in Rücksicht der Regelmäßigkeit des Baues, und die Lage desselben zeugt von dem feinen Geschmacke und der Kunst, eine glückliche Wahl zu treffen, welche diese Herren gewiß in einem höhern Grade besaßen, als ihre Zeitgenossen.

Wir verließen nun die Jesuitenkirche, giengen lang-

sam den Hügel hinauf, und traten in das finstere Thor von Barbalho, gerade als die Betglocken in der Stadt erschallten.

Das Fronleichnamsfest wurde am 9ten Junius mit einer großen Procession gefeiert, welcher alle Truppen der Stadt, ausgenommen diejenigen, welche auf der Wache waren, der Statthalter, der Senat, die Richter des Tribunals, die Inquisitoren u. s. w. mit der sämmtlichen Klerisei beiwohnten. Ein Bild des heiligen Georgs, des Schutzpatrons von Portugal, zeichnete sich besonders aus; es trug eine kostbare Ritterkleidung und saß auf einem Pferde, das von zwei Männern auf jeder Seite geführt und gehalten wurde. Der Heilige sah trefflich aus, mit dem schwankenden Federbusche auf seinem Kopfe; das Lächerlichste dabei aber war, daß ein lebendiger Schildknappe vor ihm her und ein Junge in Pagenkleidung hinter ihm drein ritt. Ich dachte, es fehle nichts dabei als der Drache, um die Hudibras-Kavalkade vollständig zu machen.

Das Fest des heiligen Antonius, welcher der Lieblingsheilige der Portugiesen ist, weil er von Lissabon gebürtig war, wurde nicht minder prächtig gefeiert.

Bei einem Spaziergange durch die Stadt begegnete ich einem fürchterlichen Preßgange, der umher zog, um Matrosen für das kürzlich hier gebauete Linienschiff von 74 Kanonen aufzutreiben. Man bediente sich aber hier zu

dem Pressen nicht der Mattosen wie bei uns, sondern der Soldaten, deren hier ungefähr 50 mit einander zogen, mit ihren Seitengewehren bewaffnet, und die ihr Geschäft mit aller Brutalität vollzogen, die überall bei einer solchen Verletzung der Menschenrechte gewöhnlich ist. — Ein armer Seemann, den dieses gewaltsame Auffangen so sehr erschreckt hatte, daß er in konvulsivische Zuckungen verfallen war und hier in der Straße lag, zog hauptsächlich meine Aufmerksamkeit auf sich; die Soldaten standen in kalter Gleichgültigkeit um ihn her, und warteten bis er sich wieder erholt hatte; was mich aber am meisten empörte, war, daß von allen Leuten in der Straße, auch nicht ein Mensch ihm Beistand leistete; sie warfen einen flüchtigen Blick auf ihn, zuckten die Achseln und giengen dann weiter. —

Die regnerische Jahreszeit, brachte ein äußerst quälendes Insekt herbei, das in der Gegend um Barbalho herum, besonders, wenn zuweilen die Sonne schien und der Regen nachließ, äußerst häufig war. Es ist so klein wie ein Punkt oder eine unserer Milben und bewegt sich mit großer Geschwindigkeit. Diese fatalen Insekten hängen sich an alles Leinenzeuch, das man auf dem Leibe trägt, bedecken dasselbe in einem Augenblicke, und dringen nachher in die Haut ein, wo sie ein ganz unerträgliches Jucken erregen. Man zieht sie nur mit Mühe heraus und dann lassen sie eine große schwarzgelbe Blatter zurück, welche einen oder zwei Tage bleibt. Ich halte dafür, dieses Plagethierchen sey demjenigen ähnlich, das auf der Muskito-Küste und rings um die Bai von

Honduras gefunden und daselbst der Doktor genannt wird, und das eben so sehr die Holzfäller als die Pflanzer plagt.

Die Einwohner von Bahia haben eine sonderbare Weise den Vorabend vor dem Johannistage zu feiern, indem sie eine große Zahl von geraden, schlanken, langen Bäumen, die den Pappeln ähnlich sind, dicht an der Wurzel abhauen und dann in allen Straßen der Stadt und der umliegenden Gegend in den Boden stecken, und hierauf dürres Holz bis zu den Zweigen hinauf um diese Bäume herum aufschichten, welches am Abend angezündet wird, so daß dadurch eine unzählige Menge Freudenfeuer gebildet werden. Ich konnte nicht erfahren, aus welchem Grunde man den Heiligen so warm begrüßt. *)

Es waren inzwischen Depeschen aus Lissabon angekommen, von deren Inhalte ich aber nichts weiter mich Betreffendes erfuhr, außer daß Capitän Velozo mich versicherte, es sey ein ausdrücklicher Befehl der Regierung angekommen uns in engere Gefangenschaft in dem See-Fort zu bringen. Dieser Befehl wurde jedoch nicht befolgt; warum dies aber nicht geschah, konnte ich unmöglich errathen.

Endlich brach der Tag der Befreiung für uns an.

*) Freudenfeuer am Johannistage sind auch in vielen Gegenden Europa's gebräuchlich. D. H.

Der Capitän eines hier eingelaufenen großen englischen Schiffes, das nach Oporto bestimmt war, bot mir sein Schiff zur Flucht an, und ich ergriff diese Gelegenheit mit größer Begierde. Wir brachten das Vorzüglichste unserer Habe nach und nach in Sicherheit, und es gelang uns, am 5ten August mit meinem ehemaligen Schiffer und meinen Bedienten unbemerkt und glücklich am Bord des Schiffes zu gelangen, das schon außerhalb der Bai lag und dann sogleich die Segel aufspannte.

Thomas Lindley's Beschreibung von Porto Seguro und St. Salvador.

I.

Porto Seguro.

Der Haven, welcher den Namen Porto Seguro (d. h. der sichere Haven) erhalten hat, wird durch ein Riff oder vielmehr eine Schicht von Felsen gebildet, welche von einer vorspringenden Landspitze ausläuft und sich in paralleler Richtung mit dem Lande, ungefähr eine engl. Meile ($\frac{1}{5}$ teutsche) in dem Meere hinzieht und auf diese Weise ein natürlicher Havendamm ist. Diese Klippen sind, bei niedrigem Wasser trocken, zeigen sich scharf abgeschnitten, und sind in einer Entfernung von einer halben engl. Meile kaum bemerkbar. Der Raum zwischen

dem Ende dieses Felsendammes und dem Lande bildet die Barre oder den Eingang, außerhalb dessen das Wasser bei hoher Flut 20 Fuß, innerhalb aber nur 12 Fuß tief ist. Dieses letztere ist die gewöhnliche Tiefe des Havenwassers, außer in einiger Entfernung, etwas weiter hinauf, wo sich ein Fluß ergießt, wodurch das Wasser tiefer wird. Der Grund besteht aus feinem Sande, und erhebt sich allmälich zu einem flachen breiten Strande.

Bei dem Einlaufen in diesen Haven ist die Aussicht auf die umliegende Gegend ungemein schön, und reizend. Nahe am Rande des Wassers zieht sich eine Reihe von Fischerhütten hin, die auf der Vorderseite von den schwankenden Zweigen der Kokospalmen beschattet werden, und bei deren jeder sich ein kleiner Pomeranzengarten befindet. Hinter diesen Hütten fängt das wilde Gebüsche an, das von zahllosen Pfaden durchschnitten, einen Lustwald vorstellt, durch welchen sich immergrüne Alleen hinziehen, wo man Vögel von dem schönsten Gefieder, mitunter auch Singvögel findet. Auf der Nordseite erhebt sich ein steiler Hügel, auf welchen sich ein Pfad hinauf windet, und auf dem Rücken desselben, ist die Stadt erbaut.

Die Straßen dieser Stadt sind hinreichend breit und ziemlich gerade; aber schlecht geordnet; die Häuser sind, überhaupt genommen, nur ein Stockwerk hoch, niedrig und von schlechter Bauart; sie sind von schwachen Lehmziegeln aufgeführt und auch mit Lehm ausgemauert, und dann übertüncht; sie sehen alle schmuzig und elend aus.

Ungefähr ein halbes Dutzend derselben hat zwei Stockwerke; das größte Gebäude ist das viereckte Stadthaus mit dem großen Gefängnisse; das Haus des Civil-Gouverneurs war vormals das Jesuiten-Collegium; außerdem giebt es hier noch einige größere Privathäuser. Die Häuser haben keine Fenster mit Rahmen, sondern nur Gitter von gespaltenem Rohre.

Die Kirche hat Glasfenster, sie ist zwar ganz einfach gebaut, dennoch aber ist sie das beste Gebäude der Stadt; eine neue Kirche ward (zu meiner Zeit) beinahe vollendet; ich hielt diese letztere, anfangs für eine Scheuer oder Waarenlager; ich wunderte mich damals über die schönen Baumaterialien, die aus Werksteinen und rothen Backsteinen bestanden; man hatte, wie ich erfuhr, dieselben von einem längst eingegangenen Franziskaner-Kloster genommen, das im J. 1550 zugleich als die Stadt angelegt ward, erbaut wurde. Die armen Patrès hatten aber nach Bahia wandern müssen, um den Jesuiten zu weichen, welche hier die Aerndte nicht mit ihnen theilen wollten; diese Jesuiten waren schon ungeheuer reich und wurden es noch immer mehr, als plötzlich ihrem Wachsthume Schranken gesetzt, und sie zu derselben Zeit aus Porto-Seguro vertrieben wurden, zu welcher ihr Orden in Europa aufgelöset ward.

Unterhalb an den Ufern des Flusses liegt ein Dorf, das völlig so groß ist, als die Stadt, indem es aus vierhundert Häusern oder vielmehr Hütten besteht und 3000

Einwohner enthält, die Sklaven und Indianer mit eingerechnet. Ihre einzige Beschäftigung besteht in der Fischerei auf den Inselchen und Klippen von Abrolhos,*) wo sie große Fische von der Gattung der Salmen (Garope) fangen, welche sie einsalzen und nach Bahia zu Markte bringen. Ungefähr fünfzig große gedeckte Boote fahren auf diesen Fischfang aus, und halten vier bis sechs Wochen See, bis sie ihre volle Ladung haben.

Die Besorgung der nöthigen Ausbesserungen dieser Boote und die Verfertigung der erforderlichen Netze und Leinen ist das Geschäft derjenigen Leute, welche in dem Orte zurückbleiben und nicht selbst Fischer sind. Ihre Leinen oder Angelschnüre sind die besten von der Welt; sie werden aus Baumwolle gut gedreht und dann verschiedene Male mit der innern Rinde eines Baumes gerieben, die ein klebriges Harz enthält, das in der Sonne sogleich hart wird und die Leinen vor dem Zerfressen des Seewassers sichert; dadurch werden dieselben auch besonders stark und dabei elastisch.

Das Eigenthum der Boote und ihrer Ladungen gehört einigen wenigen Leuten, welche folglich verhältnißmäßig reich sind; gegen die Fische, die sie verkaufen, erhalten sie baares Geld, Lebensmittel und Kleidungsstücke,

*) D. h.: Oeffne die Augen! — Mit diesem Namen werden mehrere Stellen in verschiedenen Theilen des Weltmeeres benannt, wo viele verborgene Klippen beisammen sind. D. H.

welche sie dann wieder an ihre ärmeren Untergebenen verhandeln, die sich, wie hier beinahe allgemein der Fall ist, ihre Bedürfnisse nicht selbst anschaffen können. Zum Glücke wohnen diese Leute in einem so schönen Klima, wo es nie allzu heiß und nie zu kalt wird, und wo man beinahe ohne alle Kleidung leben kann.

Die gewöhnlichen Nahrungsmittel der hiesigen Einwohner sind eingesalzene Fische und Maniokmehl (Farinha), von welchem letztern der Scheffel (von 32 Quart) 3 Schill. 6 Pf. Sterl. (ungefähr 1 Thaler 4 Gr. sächs.) kostet; ferner Pomeranzen, Bananas und Kokosnüsse, welche Früchte hier in solchem Ueberflusse sind, daß sie beinahe gar keinen Werth haben.

Unsre englischen vegetabilischen Nahrungsmittel sind hier fremde; Kartoffeln kennt man gar nicht; Zwiebeln werden von Bahia gebracht; Kohl ist hier selten; ich fand bloß welchen in dem Garten des Pfarrers.

Frische Fische giebt es zwar in großer Menge an der Küste; aber die Einwohner sind zu nachlässig sie zu fangen; sie sind daher auch theuer und selten zu bekommen.

Das alleinige Schlachtfleisch, das man hier haben kann, ist Rindfleisch. Jede Woche wird aber nur ein einziges Stück Rindvieh auf den Sonntag geschlachtet; die besten Stücke desselben erhält der Gouverneur und die Beamten der Stadt; das Uebrige wird dann, das Pfund

zu 3 Vintems (2 Gr. 6. Pf.) an die Einwohner verkauft. Schweine und Schafe könnten hier in Menge seyn, wenn man sich auf die Zucht derselben legen wollte; denn an Futter fehlt es hier nicht, da die Wälder einen unerschöpflichen Vorrath davon enthalten; aber die Einwohner sind hierin so thöricht, daß man selten ein Ferkel und Ziegen und Schafe gar nicht bei ihnen findet. Doch muß man auch bedenken, daß es den Einwohnern allzusehr an jeder Art von Aufmunterung fehlt, und daß sie wenig Lust haben können, Vieh zu halten, wenn dasselbe vor der Raubsucht der Beamten nicht sicher ist, wie dies bei dem letzten Gouverneur der Fall war, der ihnen Vieh und Geflügel wegnahm, ohne ihnen einen Ersatz dafür zu geben; auch geht hier die Unterdrückung so weit, daß die Unterdrückten sich nicht einmal beklagen dürfen.

Die vornehmsten Einwohner haben alle Landgüter, welche größten Theils an den Ufern des Flusses liegen, und sich in einer Reihe von 5 See- (4½ geogr.) Meilen von der Mündung desselben an, bis nach Villaverde aufwärts gegen Westen erstrecken. Auf diesen Gütern haben sie Plantagen von Zuckerrohr und Maniokstauden; auch haben sie daselbst Vieh und Geflügel in Menge, dennoch ist die Lebensart auf diesen Gütern nicht viel besser als in der Stadt, und, kaum sollte man es glauben, aber es ist völlig wahr, außer dem Gouverneur und dem Pfarrer genießt Niemand Milch. Verlangt ein Fremder darnach, so müssen sie vorher eine Nacht über, die Kuh von ihrem Kalbe absondern, und dann können sie am fol-

genden Morgen melken. Wenn ich ihnen sagte, daß Milch und Milchspeisen in Europa einen großen Theil der Nahrungsmittel vieler Menschen ausmachen, so wollten sie mir nicht glauben; ja sie gehen so weit in diesem Vorurtheile, daß sie die Milch weder für nahrhaft, noch gesund halten, und sie daher den Kranken und Schwächlichen verweigern, indem sie glauben, der Genuß derselben würde die Krankheit verschlimmern. Mit einem Worte, in diesem Lande, wo es nur am Anbaue und am Gewerbsfleiße fehlt, um sich alle Naturgeschenke in größtem Ueberflusse zu verschaffen, lebt der größte Theil der Einwohner in Mangel und Armuth, während die wenigen übrigen solche Genüsse nicht kennen, die allein das Leben angenehm machen.

Weibliche Arbeiten sind den Weibern dieses Landes beinahe ganz unbekannt. Nur zuweilen sah ich welche mit der Verfertigung von groben Nesteln zu ihrem eigenen Gebrauche beschäftigt; doch auch ist dies nicht allgemein üblich. Mit der Nadel wissen sie sehr wenig umzugehen; auch findet man nur selten einige, die im Stande sind, sich ihre Hemdartigen Ueberröcke zu nähen, die zwar ihre vorzüglichste Kleidung ausmachen, aber sehr kunstlos verfertigt sind; sie halten sich Mulatten-Sklavinnen zu dieser Arbeit. Von der Kochkunst wissen sie gar nichts; sie bedürfen ihrer auch nicht zu ihren gewöhnlichen Speisen; auch sind die hiesigen Einwohner in diesem Hülfsmittel zur Versüßung des Lebens, so gänzlich unerfahren, daß ich mich in der ganzen Stadt vergebens nach Jemanden umsah, der mir aus dem Mehle, das ich erhalten hatte, Brod hätte backen können.

Die ganze Landschaft hat einen großen Reichthum an köstlichen Früchten, die zum Einmachen taugen; aber auf diese Zubereitung verstehen sich die hiesigen Weiber ganz und gar nicht. Die Konfituren und Marmeladen von Bahia und Rio Janeiro werden daselbst allein von männlichen Sklaven bereitet. Kurz, dieses Volk führt ein wahres Pflanzenleben in fühlloser Gleichgültigkeit und entnervender Trägheit, die noch durch die gleiche Vernachlässigung ihrer Geistes-Anlagen vermehrt wird; nur wenige Frauenzimmer können lesen, und das Schreiben ist eine Kunst, die auch viele Männer nicht besitzen.

Ein gleiches lebloses Daseyn und ein eben so sehr zur Natur gewordener Müssiggang charakterisirt das männliche Geschlecht. Die Mannsleute bringen ganze Tage im wechselseitigen Besuchen hin, gähnen bei ihren geistlosen Unterhaltungen oder spielen um Pfennige in Karten; inzwischen überlassen sie die Führung ihrer Plantagen oder anderen Geschäfte europäischen Aufsehern, oder ihren Günstlingen unter den Mulatten, oder vertrauten Sklaven. Hier kann das Klima die Unthätigkeit nicht entschuldigen, denn manche Wochen im Sommer, ja gewöhnlich die ganzen Wintermonate sind so gemäßigt warm, als der September in Europa; und selbst an den heißesten Sommertagen wehen kühle Winde, außerdem sind die Morgen- und Abendstunden, wo die Sonnenstrahlen nicht so viel Kraft haben, sehr angenehm gemäßigt; die Erde ist kühl, weil sie gar sehr von dem zwischen den Wendekreisen, und besonders hier so häufig fallenden Thaue erfrischt wird.

Die Thiere in diesem Bezirke sind dieselben, wie in ganz Brasilien, doch überhaupt in Hinsicht auf Größe, Stärke und Muth weit unter den Thieren derselben Art auf dem festen Lande von Asien und Afrika. Die vorzüglichsten reißenden und Raubthiere sind hier: Unzen, Leoparden, Tigerkatzen, Hyänen, wilde Schweine und Gáratus*); diese letztern sind ungefähr von der Größe und Gestalt eines Fuchses, nur sind sie wilder und verwegener; auch richten sie große Verwüstungen unter dem Geflügel an, und setzen sich mit unerschrockener Entschlossenheit zur Wehre, wenn sie angegriffen werden.

Faulthiere (Pregusia) sind hier häufig, aber ganz unschädlich. Affen findet man vorzüglich von der grauen Art, doch selten nahe bei den Niederlassungen. Tatus oder Armadillos (Panzerthiere) sieht man in allen Gegenden umher; man unterscheidet fünf verschiedene Abarten derselben. Der Tatu-assu ist der größte; er kömmt in der Größe einem großen Schweine nahe; der Tatu-peba ist etwas kleiner; der Tatu-verdadeiro ist die bekannteste und gewöhnlich beschriebene Varietät; der Tatuin ist kleiner, und der Tatu-bolla der kleinste, der gleich dem Igel die Eigenschaft besitzt, sich, wenn er angegriffen wird, in einen Ball zusammenzurollen, wo er dann von allen Seiten nichts, als seinen undurchdringlichen Panzer darbietet.

*) Ist wohl nur eine Abart des Fuchses, welches Thier in den verschiedenen Klimaten verschiedentlich gartet angetroffen wird. D. H.

In den inneren Gegenden findet man ganze Heerden von wilden Ochsen und Pferden; die aber hier wenig benützt werden, da sie sich nur sehr selten der Küste nähern, außer in den südlichern Theilen. Die hier zu Lande, auch zu Bahia üblichen Pferde sind von der Zucht von Buenosayres; nicht gar groß, selten über vierzehen Fäuste hoch, dünnbeinig und munter; sie sind leicht abzurichten und können, trotz des Klima's, große Strapazen aushalten; aber sie haben weder eine schöne Gestalt, noch Lebhaftigkeit in ihren Bewegungen.

Die hiesigen Maulesel sind vielleicht die größten und am besten gestalteten in der ganzen Welt. Ich sah einige Jahre früher zu Aranjuez in Spanien einige sehr große Maulesel, die auf Befehl seiner katholischen Majestät aufgezogen wurden; aber es waren träge übelgestaltete Thiere mit ungeheueren Köpfen, da jedoch diese hier im Gegentheile in ihrem ganzen Aeußeren Munterkeit und Muth verrathen.

Ich ließ es mir sehr angelegen seyn, mich nach dem peruanischen Llama und Vicuña zu erkundigen, das man auch in Paraguay, auf der Küste der magellanischen Meerenge und in anderen Theilen dieses Continents antrifft. Ob nun gleich Brasilien mit Peru unter gleicher Breite liegt und überhaupt beinahe dieselben Producte hat, so findet man doch hier diese Thiere nicht, auch keine, die ihnen nur einigermaaßen ähnlich wären.

Die hiesigen Schafe sind meistens von einer kleinen Art, wahrscheinlich aus Europa hieher gebracht; einige sind jedoch größer und haben mehrere Hörner und andere sind von der haarigen afrikanischen Art.

Von Vögeln giebt es hier eine große Verschiedenheit und von dem glänzendsten Gefieder, worunter wahrscheinlich viele noch ganz unbekannt sind; doch wird das Talent und die Unterscheidungsgabe eines geschicken Naturforschers durchaus dazu erfordert, um die vielerlei Vögel, kriechenden Thiere und Insekten dieser Landschaft und Gegend aufzuzählen und zu beschreiben. *)

Die Bäume um Porto Seguro herum und in den benachbarten Bezirken, sind ungemein reich an Gummi, sowohl von der harzigen, als von der schleimigen und von der balsamischen Art. Das erstere schwitzt aus allen Aesten heraus, und fließt in großer Menge aus den Stöcken der umgehauenen Stämme, so daß es oft in beträchtlichen Massen bei denselben unbenützt auf der Erde liegen bleibt.

Unter den Balsamen giebt es hier einen, der dem Tolu- und Kopaivabalsam ähnlich ist, und diese Art ist es

*) Wir haben nun in dem naturhistorischen Fache viele Aufklärung über Brasilien zu erwarten, da Herr Graf von Hofmannsegg, dieser thätige Naturfreund, mit Bewilligung des Prinz-Regenten von Portugal einen teutschen Naturforscher, Herrn Sieber, vor einiger Zeit dahin abgeschickt hat. D. H.

welche nach Europa verschickt wird. Der Baum, von welchem man dieses Gummi gewinnt, gehört zu der Gattung der Fichten. Doch nur der weibliche Baum liefert diesen Balsam; um ihn zu erhalten, wird gewöhnlich der Baum gefällt und der ausströmende Saft in flache Gefäße gesammelt.

Ein Botaniker würde hier eine reiche Aerndte finden, denn von mannichfaltigen Pflanzen giebt es hier eine unermeßliche Menge; doch kennen die Einwohner höchst wenige derselben; da sie sich bloß um diejenigen bekümmern, welche ihnen unmittelbaren Vortheil bringen. —

Die Hauptmannschaft (Capitanea) oder Provinz von Porto Seguro erstreckt sich nordwärts bis an den Rio grande, wo sie an die Capitanea dos Ilheos (d. h. Hauptmannschaft der Inseln) stößt. Das Ufer zu beiden Seiten des Flusses bildet die Gränze zwischen beiden Bezirken. Der genannte Fluß ist noch unerforscht und selbst an seiner Mündung ist das Land nur wenig bewohnt; da diese Mündung zur höchsten Flutzeit nur zwei Faden Wasser über der Barre hat. Ungeheure Wälder ziehen sich auf jeder Seite an der Küste hin und bedecken die Ufer des Flusses; die Bäume, aus welchen dieselben bestehen, sollen das beste Schiffbauholz in Brasilien liefern. Von hieraus werden auch, so wie von dem nahe gelegenen Patipe, die königlichen Magazine mit Zimmerholze versehen. Die Bäume, welche hauptsächlich zu diesem Zwecke gefällt werden, heißen in der hiesigen Landessprache: Sippipira, Peroba,

Draubu und Louro. — Der erstere gleicht dem indischen Tek- oder Tiekholze; die anderen sind Arten von Eichen und Lerchenbäumen. Der Putumju, der Angelim und die Zeder werden zu Verdeck-Planken gebraucht. Die Piquosa und Peroba sind ein leichteres Holz, das in der Bearbeitung desselben den Fohrtannen gleicht. Außerdem hat man hier noch Jakarandabäume (Rosenholz) Brasilienholz, Log- oder Blockholz, Kamholz, Mahagoniholz, Kampescheholz und eine große Menge verschiedener anderer Arten.

Der Rio grande, der in beträchtlicher Entfernung von Westen herkömmt, entspringt jedoch in Süden, und, wie man glaubt, jenseits der Minen von Pitangui; doch so weit hin ist er noch nicht erforscht worden. Er ist bei seiner Mündung breit und tief, und so ist er noch eine große Strecke weit hinauf; so daß er zu den Flüssen vom zweiten Range gehört, welche dieses ungeheure Continent durchströmen.

Man hat zu meiner Zeit in Untersuchungsgeschäften diesen Fluß fünfzehen Tagereisen in Kanoten hinaufwärts befahren, ohne innerhalb dieser Zeit von Wasserfällen, oder Strudeln, oder sonst irgend einer Art von Hindernissen in dem Flusse aufgehalten worden zu seyn. Man fand die Ufer unaussprechlich reich an allerlei Naturproducten und mit einem reichen Ueberflusse von Lebensmitteln versehen; die Wälder waren mit wilden Schweinen und die Wiesen mit wildem Rindviehe angefüllt u. s. w

Am Ende ihrer Fahrt fanden die Reisenden in einer kleinen Entfernung vom Flusse Diamanten, die auf der Oberfläche der Erde lagen, doch nach ihrer Versicherung von geringer Größe und wenigem Werthe waren. Sie fanden auch Topasen, Amethyste und Smaragde. Sie hatten sich vorgenommen, eine zweite Fahrt auf dem Flusse zu unternehmen; aber sie wurden an der Ausführung dieses Entschlusses verhindert.

Kurz, es fehlt hier nichts, als Aufmunterung der Einwohner, um diesen Fluß *) zu einer großen Wohlthat und wichtigem Vortheile für das ganze Land zu machen; doch gehört es wahrscheinlich zur Politik der Regierung, denselben unerforscht und seine Ufer unbevölkert zu lassen!

Wenn man von dem genannten Flusse südwärts längs der Küste hinreiset, so kömmt man nach Belmont, einer neuen aufblühenden Niederlassung, und in einiger Entfernung weiterhin zu dem Flecken Santa Cruz, dem Hauptorte eines Bezirks. Der dasige Haven nimmt Schiffe auf, die nicht über 12 Fuß tief im Wasser gehen; aber in den von Coroa Vermeil, nahe dabei, nur mehr gegen Süden, können Schiffe von jeder Größe einlaufen; der Flecken ist im Verfalle und unbeträchtlich. Fünf See- (4½ geogr.) Meilen weiter an der Küste hin

*) Man bemerke, daß es noch mehrere Flüsse auf der Ostküste von Südamerika giebt, die den Namen Rio grande führen. A. d. Orig.

liegt Porto Seguro, wo weiter südwärts, jenseits der Kapelle von Nossa Senhora de Juda, die kleine und seichte Bai von Tranquoso sich in das Land hineinzieht. Hier findet man verschiedene Plantagen und die Gegend ist ungemein reizend.

Nicht weit von da ergießt sich der Rio dos Fratres ins Meer, dessen Mündung aber durch eine Barre gänzlich verstopft ist; daher findet man auch keine Plantage an seinen Ufern. Südwärts von diesem Flusse ist das Land bergig. Hier hebt der Berg Pascoa sein weißes, zirkelrundes Haupt hoch empor und ist in weiter Entfernung sichtbar; deswegen dient er auch den Schiffern zu einem Kennzeichen bei dem gefährlichen Einlaufen in den Fluß von Carevellos; denn die ganze Küste ist hier eine Reihe von Felsenriffen, verborgenen Klippen und Untiefen; doch wissen die Lootsen aus der Nachbarschaft die Schiffe so geschickt hindurch zu führen, daß man noch wenig von Unglücksfällen gehört hat.

Von dem Rio dos Fratres bis zu Villa Prado hin ist die Küste in einer langen Strecke ganz vernachlässigt; sie ist von mehreren Flüßchen durchschnitten, und wird häufig von zahlreichen feindlichen Indianern besucht, welche das Reisen auf dem Ufer hin äußerst gefährlich machen; so daß man ohne militärische Bedeckung sich nicht dahin wagt.

Prado ist ein aufblühender Fischerflecken; doch ist Alcoabaß noch in einem bessern Zustande. Die Ein-

wohner der Gegend wenden all' ihren Fleiß allein auf den Anbau des Manioks und auf die Zubereitung des Maniokmehls, das sie nach dem Haven von Carevellos bringen. Die Mündung des Flusses Carevellos d. h. Karaveelen-Flusses *) hat eine fürchterliche und sehr gefährliche Barre, über welche nur Schiffe kommen können, die nicht über 12 Fuß tief im Wasser gehen; innerhalb der Barre haben sie aber zehen Faden Wasser. Der Fluß ist bei seiner Mündung zwei engl. (⅔ geogr.) Meilen breit und verhältnißmäßig tief, und 6 engl. (1½ geogr.) Meilen hinaufwärts bis zur Stadt hin; sind seine Ufer sehr schön mit Plantagen besetzt. Die Stadt ist lebhaft und volkreich; die Häuser sind etwas besser, als die von Porto Seguro, doch von derselben Bauart; aber die Kirche hat ein schlechtes, elendes Ansehen. Die Gegend umher ist mit Maniokplantagen angefüllt; denn hier ist der vorzüglichste Marktplatz für das Maniokmehl auf dieser Küste, und von hieraus werden Rio Janeiro, Bahia und Fernambuco großen Theils mit diesem Bedürfnisse versehen. Eine beträchtliche Menge von kleinen Schiffen, Schmaaken, Barken und Boote gehören zu diesem Haven; sie werden hier gebaut; doch nicht allein für den hiesigen Gebrauch, sondern auch für Porto Seguro.

Zehn Seemeilen südwärts von Carevellos, liegt San Matthias, welches der Gränzort der Hauptmannschaft auf dieser Seite ist; hier wird ebenfalls sehr viel Maniok gebauet.

*) Karaveelen nannte man ehemals dreimastige Schiffe. A. d. U.

Auf der ganzen Strecke dieser Bezirke hin, herrschen kalte Fieber, die weit heftiger und gefährlicher sind, als bei uns; wenig Europäer entgehen ihren Anfällen; so wie man weiter gegen Süden kommt, so nimmt diese Krankheit an Heftigkeit zu, und an dem letztgenannten Orte ist dieselbe so furchtbar, daß gewöhnlich alle Fremde, die dahin kommen, daran sterben.

Die Küste dieser Provinz erstreckt sich in einer Länge von 70 See- (58 ⅔ geogr.) Meilen, und gegen Westen hin können die Gränzen nicht bestimmt werden; doch ist gegenwärtig die westlichste Niederlassung nicht über 10 Seemeilen von der Küste entfernt; nichts desto weniger weiß man, daß das innere Land Goldminen und einen Ueberfluß an andern schätzbaren Materialien hat. Als Zusatz, was ich oben von dem Rio Grande gesagt habe, mag Folgendes angemerkt werden: Ludwig Brito de Almeida, damaliger Generalgouverneur von Brasilien, erhielt im Jahre 1570, von einigen bekehrten Indianern, die erste Nachricht von diesem Reichthume der innern Länder, welchen zu erforschen er hierauf von Lissabon aus, Befehl erhielt; zu dem Ende wurden ihm Mineralogen zugeschickt, welche die nöthige Untersuchung machen sollten. Dieselben fuhren auf dem Flusse Doce, welcher bei San Matthias vorbeifließt und sich in der Provinz Espiritu Santo ergießt, hinaufwärts, und aus demselben in einen Nebenarm, Mandi genannt; hier stiegen sie aus, und wanderten westwärts bis zu einem ungeheuern See, den die

Indianer den Mund des Meeres nennen; sie fuhren auf demselben hin bis zu dem Flusse Acceſi, und nachdem sie auf demselben hinaufgeschifft waren, kamen sie zu dem bezeichneten Platze, von wo sie sehr kostbare Proben von Smaragden, Saphiren, Topasen und Krystallen mit zurückbrachten. Doch man achtete damals so wenig auf diese wichtige Entdeckung, und benutzte sie nachher auch sogar nicht, daß man jetzt die Stelle nicht mehr kennt, und die davon gegebenen Kennzeichen verloren hat.

Die Einwohner von Porto Seguro brüsten sich sehr damit, daß sie gerade den Fleck bewohnen, von welchem aus Braſilien zuerst durch Peter Alvares Cabral entdeckt worden ist, und noch jetzt bewahren sie mit großer Ehrfurcht das heilige Kreuz auf, das damals bei dem ersten Hachamte, das hier gehalten wurde, unter einem schattigen Baume, bei dem Schalle der Musik und bei dem Abfeuern des Geschützes, aufgerichtet worden ist. Die Indianer eilten, wie sie sagen, in Haufen herbei, und wurden bei einem für sie so neuen Anblicke von Erstaunen und Bewunderung hingerissen; sie sahen dem Vorgange in tiefem Stillschweigen zu, und der heilige Geist wirkte hier so kräftig, daß die Eingebornen sich auf der Stelle zu dem christlichen Glauben bekehrten.

Alvares nannte das neuentdeckte Land, des gedachten Kreuzes wegen, Santa Cruz; doch dieſer

Name ward nachher von dem Könige Emanuel in Portugal in den von Brasilien abgeändert, welcher letztere Name von Brazas (Feuerglut) abgeleitet ist, weil man aus diesem Lande das Holz des Baumes Ybirapitanga brachte, welches eine prächtige glühende rothe Farbe giebt, die damals in Europa eine große Neuheit war, und seither in hohem Werthe stand.

II.

San Salvador oder Bahia. *)

König Emanuel von Portugal versäumte nach der Entdeckung von Brasilien keine Zeit, sondern schickte sogleich den Americus Vespucius dahin ab, um die Küsten und von Gonçalo Coelho, die Produkte und die Ansicht des Landes zu untersuchen; ungeachtet der günstigen Berichte, welche diese Kundschafter nach ihrer Rückkunft von dem neuentdeckten Lande abstatteten, war doch der König zu sehr in seine asiatischen Unternehmungen verwickelt, als daß er noch Leute hätte entbehren können, um ein so weit ausgedehntes Land, wie Brasilien, mit Kolonisten zu besetzen, oder die Eingebornen zu unterjochen, die bereits Miene gemacht hatten, sich mit Entschlossenheit dem Eindringen der Fremdlinge zu widersetzen

Als aber König Johann III. seinem Vater auf den Thron nachfolgte, und damals allgemeine Ruhe

*) Man nennt die Stadt und Landschaft jetzt gewöhnlich Bahia, von der großen Allerheiligen-Bai, die hier liegt.

herrschte, so konnte derselbe nun seine ganze Aufmerksamkeit auf Amerika richten, und er sandte daher verschiedene geschickte Männer und Geographen nach Brasilien, um das Land noch mehr zu erforschen. Ihren Berichten zu Folge, theilte er das neuentdeckte Land in Provinzen, welche er unter die unternehmendsten Edelleute seines Reichs vertheilte, so daß jeder derselben eine Provinz zu seinem Antheile erhielt, doch unter der Bedingung, daß jeder für die Einrichtung der ihm zugetheilten Provinz, für die Bezwingung der darin wohnenden Eingebornen, und für die Anlegung der Kolonie daselbst, auf seine Kosten besorgt seyn solle.

Christovao Jago war derjenige Offizier, welchem die Untersuchung der Provinz Bahia übertragen war; er rühmte bei seiner Rückkunft die große Geräumigkeit der Bai, welcher er den Namen Allerheiligen-Bai (Bahia dos todos os Santos) gegeben hatte, und die üppige Schönheit des angränzenden Landes. Aber erst nach einigen Jahren beschenkte König Johann den Francisco Pereira Coutinho, einen Edelmann, der erst kürzlich aus Indien zurückgekommen war, damit. Dieser rüstete sogleich ein kleines Geschwader aus und begann die Unternehmung, in Gesellschaft einer beträchtlichen Zahl von Abenteurern, Soldaten und andern Leuten. Die Nation, welche damals im Besitze dieses Theils von Brasilien war, hieß die Tupinambuer und war einer von den geselligsten Stämmen dieser Indianer, welche zu Coutinho's größter Ueberraschung schon ziemlich beträcht-

liche Fortschritte in der Kultur gemacht hatten. Diesen Grad von Ausbildung hatten sie hauptsächlich einem einzigen Manne zu danken, Namens Alvares Correa, welcher auf einer Reise nach Indien an dieser Küste Schiffbruch gelitten, und nebst einigen seiner Schiffsgesellschaft sich und einem ziemlichen Theile von seinen Habseligkeiten gerettet hatte. Die Wunder, welche dieser Alvares vermittelst seiner Feuergewehre und anderer europäischer Erfindungen, diesen einfältigen Indianern vorspiegeln konnte, brachten ihm die Verehrung derselben zuwege, die er jedoch sorgfältig nicht mißbrauchte. Die Einwohner versahen ihn und seine Gefährten mit allen Naturprodukten des Landes, und mit dem Wilde das sie auf der Jagd erlegten, und gaben ihnen auch Weiber, wobei sie die Tochter des Oberhaupts für den Alvares bestimmten.

Nach einem kurzen Aufenthalte dieser Portugiesen, landete ein französisches Schiff, das auf Entdeckungen ausgieng und dabei Handel trieb, in dieser Bai. Alvares benützte diesen Umstand, und schiffte sich mit seinem Weibe ein, indem er zugleich die schönsten Proben von den Reichthümern und Seltenheiten dieses Landes mit sich nach Europa nahm. König Heinrch II und Catharina von Medicis regierten damals über Frankreich, und unsere Reisenden, welche daselbst angelangt waren, wurden von denselben mit der größten Achtung und vielem Vergnügen aufgenommen. Die arme Indianerin wurde sogleich mit dem größten Pomp getauft; beide Majestäten waren die Taufpathen, und

die Königin gab dieser neuen transatlantischen Christinn ihren eigenen Namen.

Man gab sich sehr viele Mühe diese Catharina Alvares in ihrer neuen Religion und in den Sitten des Zeitalters zu unterrichten. Ihr Ehemann hatte sich anfangs vorgenommen nach Lissabon zurückzukehren; aber man wußte ihn durch Schmeicheleien am Hofe von diesem Vorhaben abzubringen, indem man ihm den Auftrag gab, eine französische Handelsexpedition auf die Küste der Tupinambuer zu führen. Diesem zu Folge kehrte er auch mit seinem Weibe in ihr Vaterland zurück, und Catharina die entzückt war über alles das, was sie in Frankreich gelernt hatte, gab sich die unabläßigste Mühe, ihre Landsleute zum christlichen Glauben zu bekehren, und zu gesitteten Menschen zu machen. Bereits war eine Kirche erbauet, mehrere Zuckerplantagen waren angelegt, und ein allgemeiner Anbau des Landes war im Beginnen, als Coutinho hier anlangte. Dieser stolze Edelmann, der sich auf die ihm vom Könige verliehene Vollmacht stützte, verachtete den Weg der Güte, welchen Alvares bisher eingeschlagen hatte, verwarf alles, was dieser mit den Eingebornen Vertragsweise abgeschlossen hatte, und fieng in kurzem an, die armen Indianer, welche bisher an keine solche Mißhandlung gewöhnt waren, auf das grausamste zu verfolgen. Diese riefen daher ihre Nachbarn die Tamoyoer um Beistand an; zerstörten dann die Zuckermühlen und andere Anlagen, welche Coutinho gemacht hatte, erschlugen einen großen Theil seiner Mannschaft,

vereitelten alle seine Bemühungen, und nöthigten ihn, mit dem Ueberreste seiner Leute und mit seinen zwei Schiffen nach Ilheos zu entfliehen, wo gerade damals die Kolonisation angefangen hatte. Hier verschafte sich Coutinho eine beträchtliche Verstärkung, und segelte damit aufs neue nach der Bai; doch da er gerade bei schlimmem Wetter einlief, so scheiterte sein Schiff an der Insel Itaporica, und beinahe die ganze Mannschaft desselben wurde von den Einwohnern ermordet.

Zu derselben Zeit hatte König Johann von Portugal von den Bemühungen des Alvares für den Anbau dieses Landes gehört, und da ihm die vortreffliche Lage gerühmt wurde, welche die Bai zur Anlegung einer Stadt darbot, die eine Hauptstadt seiner neuen Kolonie werden könnte, so nahm er, sobald er den Tod des Coutinho erfuhr, die vorige Verschenkung der Provinz zurück und ließ eine Expedition ausrüsten, welche hinreichend war, um den ganzen Anbau des Landes zu vollbringen, und eine Stadt anzulegen; die Leitung derselben ward dem Thome de Souza, dem geschicktesten damaligen Generale der Portugiesen übertragen.

Unter den mancherlei Personen, welche diesen General begleiteten, war auch eine Anzal Jesuiten, unter der Aufsicht des Superiors Padre Manoel, eines der einsichtvollsten Männer dieser schaftsinnigen Gesellschaft. Durch die weisen Vorkehrungen dieser Väter wurden die erbitterten Indianer bald besänftigt; der

gröſsere Theil derſelben ließ ſich taufen, und die Koloniſten erhielten freien Raum zu ihren Pflanzungen, und der Bau der Stadt, welche den Namen San Salvador erhielt, konnte ungehindert angefangen werden.

Die Bai oder der Meerbuſen von Allerheiligen, hat ſeinen Eingang auf der Südſeite, wird durch eine große Halbinſel, die ſich vom feſten Lande her erſtreckt, und durch die Inſel Itaporica gebildet, und erſtreckt ſich nordweſtwärts zwiſchen entfernten Inſeln und einem ausgedehnten Landſee, in der Länge eines völligen Grades (15 geogr. Meilen) hin. Folgende ſechs beträchtliche Flüſſe, welche meiſt alle ſchiffbar ſind: Paraguaſſu, Serzipe, Jaquaripe, Matuim, Paranamirim und Paraja ergießen ſich in die Bai.

Die eigentlich ſogenannte Bai iſt bei ihrer Mündung 3 See- (2½ geogr.) Meilen breit; ihr Durchmeſſer beträgt 12 (10) und ihr Umfang 36 See- (30 geogr.) Meilen, ohne jedoch die Inſeln, oder die weiter entlegenen Theile derſelben einzuſchließen. Von der Barre an dem Fort St. Antonio, auf der Endſpitze der groſſen Halbinſel bis zu der Spitze von Montſerrat, einer kleinen Halbinſel an der großen, und dem Strande von Tapagippe iſt der eigentliche Ankerplatz, wo die Schiffe vor jedem Winde geſichert in gutem Grunde vor Anker liegen, und der Raum iſt hier ſo groß, daß die Seeſchiffe der ganzen Erde ſich alle mit einander in der ſchönſten Ordnung hier verſammeln könnten.

Wenn man dieſen ſtillen und geräumigen See über-

blickt, denn so darf man die Bai wohl nennen, welcher mit der schönsten Gegend umgeben ist, die in reichem Ueberflusse alles hervorbringt, was zu den Bedürfnissen und Annehmlichkeiten des Lebens gehört, und welcher beinahe in dem Mittelpunkte der bewohnbaren Erde liegt, so kömmt man leicht auf den Gedanken, daß die Natur diese Bai zum allgemeinen Handelsplatze der ganzen Welt bestimmt habe.

Die Stadt Bahia liegt auf der rechten Seite der Bai, wo das Land in einer kleinen Entfernung vom Ufer sich jähe zu einem hohen steilen Hügel erhebt, auf dessen Rücken die Stadt erbaut ist, ausgenommen eine einzige Straße, welche am Fuße des Hügels längs dem Ufer hin läuft. Wegen der Unebenheit des Bodens, auf welchem die Stadt erbauet ist, und der dazwischen liegenden Plantagen, nimmt sie einen beträchtlichen Raum ein. Die Gebäude sind größtentheils aus dem siebenzehnten Jahrhunderte, übel gebaut, und wegen der schlechten Baumaterialien einem schnellen Verfalle ausgesetzt, welches den Eindruck sehr vermindert, den manche derselben machen würden, welche vormals prächtig waren. So wie in allen katholischen Städten, sind auch hier die Kirchen die ausgezeichnetesten Gebäude, und diejenigen, auf welche man die größte Aufmerksamkeit und die meisten Kosten verwendet. Die hiesige Domkirche ist groß, aber im Verfalle, während das Collegium und der erzbischöfliche Pallast oder vielmehr Haus, welche an die Domkirche stoßen, im besten Bauwesen erhalten werden; alle diese Gebäude waren zur Zeit ihrer Er-

bauung sehr ansehnlich und geräumig, und hatten eine prächtige Lage, indem sie auf dem Gipfel des Hügels eine Aussicht auf die Bai und auf die ganze umliegende Gegend haben.

Die große ehemalige Jesuitenkirche ist bei weitem das geschmackvollste und schönste Gebäude der Stadt; es ist ganz von europäischem Marmor aufgeführt, welcher mit ungeheueren Kosten zu diesem Zwecke herbeigebracht worden ist. Das Innere dieser Kirche ist überflüssig reich verziert; das Gitter um den Hochalter ist von gegossenem Erze; alles Holzwerk ist mit Schildpatt eingelegt, und das große Chor und die übrigen Seitenkapellen, welche an den Seitenflügeln angebracht sind nebst ihren Altären, sind mit Vergoldungen, Gemälden, Bildern und einer großen Menge von anderen Verzierungen überladen. Unter den Gemälden sind besonders zwei, nämlich die Abbildungen von Ignatius Loyola und Franziscus Xaverius als Kunstwerke zu bemerken.

Das anstoßende Collegium und Kloster ist eines der größten und am reichsten ausgestatteten in Brasilien. In den letzten vierzig Jahren ist dieses Gebäude gänzlich leer gestanden; kürzlich aber hat die Regierung dasselbe in ein bequemes Hospital verwandelt. Die schätzbare Bibliothek ist beinahe für die Welt verloren; die Bücher und Handschriften liegen verwirrt in einer vernachlässigten Kammer durch einander, wo sie ganz dem Verderben Preis gegeben sind. Ungeachtet dieser anscheinenden Gleichgültigkeit für die Wissenschaften, sind diese

modernen Gothen doch so hartnäckig, daß sie den Fremden den Zutritt zu diesen so sehr vernachlässigten literarischen Schätzen verwehren. Die kostbarsten Handschriften dieser Bibliothek sind diejenigen, welche die noch nie bekannt gemachte Geschichte der Entdeckungen im inneren Amerika enthalten, welche von den Jesuiten gemacht worden sind, die viel weiter in diese unbekannten Gegenden eindrangen, als irgend ein Europäer vor oder nach ihnen.

Die Kirche und das Kloster der Franciskaner sind sehr weitläuftige Gebäude; das letztere ist zwei Stockwerke hoch; die Zellen der Mönche sind auf einen geräumigen Gang hinaus geöffnet, welcher auf einen grossen viereckten Hof hinaus gehet, in dessen Mitte ein Springbrunnen ist; die Mauern umher sind mit blauen europäischen Ziegeln ausgelegt, und in den Zwischenfeldern sind Abbildungen aus der heidnischen Fabellehre seltsam durch einander gemischt.

Unmittelbar an dieses Kloster stößt eine abgesonderte Stiftung für die Laienbrüder der Franciskaner oder für solche Weltleute, die sich erst am Abend ihres Lebens der religiösen Zurückgezogenheit geweihet haben. Dieses Gebäude hat eine sonderbare Vorderseite von Stuckaturarbeit; merkwürdig ist auch der dazu gehörige Begräbnißplatz, welcher aus zwei Reihen kleiner gewölbter Grüfte besteht, deren jede gerade für einen Sarg Raum hat, und zugemauert wird, sobald ein Sarg hinein gestellt ist. Diese Grüfte sind alle bezif-

fert, weiß getüncht, und die Schwibbogen sind hübsch bemalt. Ein breiter Gang mit schwarzem und weißem Marmor gepflastert, führt zwischen diesen Grüften hin, an dessen Ende das ausgeschnitzte Bild der Religion steht. Das Ganze wird besonders reinlich gehalten, und wird durch Fenster, die nahe an dem Dache angebracht sind und in den Garten hinausgehen, gelüftet; während äftige Bananas die Sonnenstrahlen abhalten, und nur ein schauerliches Licht in diesen traurig angenehmen Aufenthalt des Todes werfen.

Die Karmelitterkirche ist moderner gebaut und schöner verziert, als die der Franciskaner; und das dazu gehörige Kloster ist ungeheuer reich. Die den Benediktinern gehörigen Gebäude sind nicht so schön, als die der anderen Orden, deren ich schon erwähnt habe; doch haben sie eben so reiche Einkünfte.

Unter den Pfarrkirchen zeichnete sich in der Stadt hauptsächlich die von der Concession, vom Pfeiler und von St. Peter aus, und dann die Kirchen von St. Antonius und Victoria nahe an der Barre, welche eine auffallende Lage haben, so daß sie sehr gut den Seeleuten zu Kennzeichen dienen. Außer den bereits genannten giebt es hier noch mehrere andere Kirchen und verschiedene Kapellen, Klöster u. s. w., welche gleichwohl mit Zierrathen überladen sind, und eben so sehr von schlechtem Geschmacke, als von dem ausschweifendsten allzu groben Aberglauben zeugen.

Die vorzüglichsten öffentlichen Plätze der Stadt sind: der königliche Platz, unmittelbar vor dem Pallaste und der Jesuitenplatz.

Die Straßen sind schmal und enge, erbärmlich gepflastert, werden nie gereinigt und sind daher unausstehlich schmutzig. Die hintere Seite mehrerer Straßen bildet gewisser Maaßen Kloaken, wo aller Unrath hingeworfen wird, der bei der großen Hitze des Klima's gewiß durch seine giftigen Ausdünstungen die Atmosphäre verpesten und die schlimmsten Folgen herbeiführen würde, wenn nicht die reine, gesunde Luft, die wegen der hohen Lage der Stadt hier herrscht, das Uebergewicht behielt. Selbst der schmale Gang, der von dem Hintertheile des Pallasts des Statthalters in die untere Stadt hinabführt, wird am ersten von den Fremden bemerkt, da er mit den ekelhaftesten Unflätereien überhäuft ist, und zwar gerade vor den Fenstern, im Gesichte und Geruche des Statthalters, zum überzeugendsten Beweise von der Polizei-Aufsicht und der Reinlichkeitsliebe Seiner Excellenz.

Das Haus oder der Pallast des Statthalters (oder Generalgouverneurs, oder Vicekönigs, wie er auch genannt wird) ist ein altes, unbedeutendes Gebäude und liegt auf dem Königsplatze. Demselben gegenüber steht der Münzhof und das Amthaus (Kanzlei); die dritte Seite des Platzes begreift den Obergerichtshof (Casa de Relação) und die vierte Seite nimmt das Rathhaus und das öffentliche Gefängniß ein. Dieses letztere ist ein

großes Gebäude; die unteren Abtheilungen desselben sind außerordentlich fest und stark verwahrt; die Fenster haben zwei Reihen runder eiserner Stangen, 18 Zoll von einander. Man steigt aus einem obern vergitterten Zimmer durch Fallthüren in diese Gefängnisse hinab. In der Mitte des ersten Stockwerkes ist eine wohl verwahrte Halle, in welche viele finstere Zellen (Secretos) gehen, jede von ungefähr 6 Fuß im Quadrat, hat eine stark verschlossene Thüre, aber kein Fenster und ist mit einer schweren Kette versehen, die an einem Ringe hängt, der in der Mauer festhält. Diese Zellen sind für die Gefangenen des Inquisitionsgerichts und für Staatsverbrecher bestimmt.

Dieses Gefängniß enthält selten weniger als zweihundert Personen, von welchen der größere Theil wegen Vergehungen gegen die Gesetze der bürgerlichen Gesellschaft hier verhaftet ist; der Ueberrest besteht aus entlaufenen Sklaven oder Staatsverbrechern; die nur zu oft unter unbedeutenden Vorwänden hieher gebracht werden.

Ein kleines Hospital stößt an das Gefängniß; aber so klein es auch ist, so zählt man doch jährlich über hundert Leichen darin, woran theils die Hitze des Klima's, theils der enge Raum des Gebäudes, theils der Mangel des freien Umlaufs der Luft, theils auch die gänzliche Vernachlässigung der Reinlichkeit Schuld ist. — Das Wasser muß durch gefangene Sklaven in das Gefängniß herbei geschaft werden; diese Sklaven haben eiserne

Halsbänder mit Ketten, mittelst welcher immer zwei und zwei an einander geschlossen sind. Das Wasser wird in kleinen Tönnchen gebracht, und ist das Einzige was von Seiten der Gefängniß-Aufseher den Gefangenen unentgeldlich geliefert wird. Für seinen Unterhalt muß entweder jeder selbst sorgen, oder ihn von einer religiösen Brüderschaft der Misericordia (Barmherzigkeit) genannt, erwarten, welche zu diesem Zwecke in der ganzen Stadt milde Gaben einsammelt und täglich unter die ärmsten Gefangenen Maniokkuchen, Suppe und andere Lebensmittel austheilt.

Das Zollhaus, die Waarenlager und die Schiffswerfte sind am Ufer des Meeres, und nahe dabei die See-Magazine und die dazu gehörigen Gebäude, nebst der Wohnung des Intendanten oder Haven-Kommandanten.

Einige, doch nicht viele, von der höheren Klasse der Einwohner haben sich, vorzüglich in der Nähe der Stadt, große und hübsche Häuser erbaut, und sie schicklich ausgeschmückt. Die Wohnungen anderer reichen Privatleute sind zwar geräumig und nicht übel gebaut, aber armselig ausmöblirt. Von der Straße aus haben sie ein plumpes, schmutziges Ansehen, und diesem entspricht auch ganz das Innere. Wahrlich ich habe noch nie Leute kennen gelernt, bei welchen die Reinlichkeit so gänzlich vernachlässigt ist, wie bei den Bewohnern von Brasilien. Die Häuser, welche Krämern und Handwerksleuten gehören, sehen noch weit elender aus.

Statt der Glasfenster haben sie hölzerne Gitterläden, welchen auch der Anstrich fehlt um sie lebhafter, wenigstens doch dauerhafter zu machen. Die unterste Klasse von Soldaten, Mulatten und Negern wohnen in Hütten mit Schindeln gedeckt, offen bis zum Dache und mit einem einzigen Gitterfenster versehen. Eine oder zwei Straßen ausgenommen, sind durch die ganze Stadt diese Häuser, Häuschen und Hütten so durcheinander gemengt, daß sie derselben ein sehr buntes und unangenehmes Ansehen geben.

Die Stadt wird durch eine ziemliche Zahl von Kastellen und Batterieen beschützt; diese sind aber alle, außer der St. Philipps-Batterie und dem See-Fort (do Mar) wegen Mangel an schwerem Geschütze beinahe ganz unnütz. Da das letztere allein und die hauptsächlichste Vertheidigung der Stadt ausmacht, so will ich dasselbe etwas genauer, die anderen aber nur kurz beschreiben.

Das See-Fort (Fort do Mar) ward um das J. 1600 auf einer kleinen Felsenbank in der innern Bai, drei Viertel engl. Meilen (eine starke Viertelstunde) vom Ufer, und zwar zuerst in zirkelrunder Gestalt erbaut. Als aber die Holländer im J. 1624 in diese Bai einliefen, so wurden sie, während sie die Stadt angriffen, so sehr von diesem Fort aus beunruhigt, daß sie es der Mühe werth hielten, dasselbe noch durch mehrere Befestigung zu verstärken, indem sie den ursprünglichen Thurm erhöheten und verbesserten und denselben mit einer niedri-

geren Batterie umgaben; und so erhielt das Fort seine jetzige Gestalt. Der Durchmesser desselben beträgt im Ganzen etwa 270 Fuß, und der von der oberen Batterie des Thurmes 100. Die untere Batterie ist mit 29 Kanonen besetzt, worunter einige wenige, die 42 Pfund schießen; die kleinsten sind Vier und zwanzig-Pfündner; die obere Batterie hat nur 16 Kanonen, Achtzehen- und Vier und zwanzig-Pfündner. Der Thurm erhebt sich ungefähr 25 Fuß über den Boden der unteren Batterie; er besteht nicht aus einer bloßen Steinmasse, sondern hat verschiedene Zimmer und Kammern, welche wie Strahlen von dem Mittelpunkte gegen die Außenseite auslaufen, und zu Artillerie- und Pulvermagazinen und zu Kasernen dienen. Der obere Theil des Thurms ist mit Steinplatten belegt, welche sorgfältig an einander gekittet und abhängig gemacht sind, so daß sich das Regenwasser in dem Mittelpunkte sammelt und dann durch ein Gitter in eine sehr große unten angebrachte Cisterne fällt, so daß für die Besatzung auf sechs Monate hinreichend Wasser aufbewahrt werden kann, ohne einer Zufuhr von außen zu bedürfen.

Die Wohnung des Kommandanten und übrigen nöthigen Kammern, nebst einigen Zimmern für Staatsgefangene oder verhaftete Militärpersonen sind auf der unteren Batterie, nahe an dem Eingange in das Kastell auf der Seeseite angebracht. Die Besatzung sollte eigentlich aus fünfhundert Mann bestehen; aber, um die Kosten zu ersparen, sind deren nur wenige im Dienste, wie ich bereits gemeldet habe. Die Schiffe legen sich

gewöhnlich zwischen diesem Fort und der Stadt vor Anker, wo sie unmittelbar unter dem Schutze desselben und des Forts St. Philipp stehen, das auf der entgegengesetzten Seite am Strande erbaut ist.

Auf der äußersten Spitze der Halbinsel und beinahe der Barre gegenüber, liegt das kleine alte, mit einem Leuchtthurme versehene Kastell von S. Antonio do Barro; weiterhin gegen der Barre zieht sich eine kleine Bucht in das Land hinein und ist mit einem sandigen Ufer umgeben, auf dessen einer Seite das armselige Kastell Santa Maria und auf der andern das von S. Diego liegt, das eigentlich nur ein rundes Bollwerk ist.

An dem Ende der Stadt gegen das Meer hin, ist eine Batterie von 18 Kanonen, meist Vier und zwanzig Pfündnern, dicht am Wasser aufgeführt, welche sich noch in einem erträglichen Zustande befindet. Weiterhin wird die Schiffswerfte von der hohen Bollwerks-Batterie von St. Philipp, welche etwa 30 Kanonen von verschiedenem Kaliber hat, vertheidiget. Außerdem sind noch drei andere unbedeutende Batterieen auf dem unbewohnten Theile des Ufers, und eine kleinere ist auf der Spitze von Monserrat angelegt.

Auf der Landseite werden die beiden Haupt-Zugänge zu der Stadt, nämlich der nördliche und südliche, welche beide mit dem Ufer parallel laufen, durch drei Forts oder Kastelle vertheidigt. Auf der Südseite liegt das Fort

St. Pedro, dessen Befestigung sehr vollständig und mit den Außenwerken von großer Ausdehnung, aber in diesem Augenblicke beinahe ganz verfallen ist.

Der nördliche Paß ist ein Thal, welches von dem Fort Barbalho, das ich schon beschrieben habe, auf der einen Seite, und von dem Fort Antonio do Carmo, auf der entgegengesetzten Anhöhe, ganz bestrichen wird. Dieses letztere, das näher an der Bai liegt, ist ein viereckes Kastell, über dessen Wall einige wenige Kanonen hervorgucken.

Einer meiner Freunde, der von der Sache wohl unterrichtet war, versicherte mich, daß zu Folge der letzten Regierungsberichte, in den verschiedenen Kastellen und auf den Batterieen, nicht mehr als vier und neunzig noch wirklich brauchbare Kanonen damals vorhanden waren. *)

Die Truppen, welche in dieser Stadt liegen, sind lauter Infanterie und bestehen ungefähr aus fünf tausend Mann, nämlich aus einem Artillerie-Regimente, drei Regimentern Linientruppen, drei Miliz-Regimentern und einem Regimente von Mulatten und Frei-Negern; diese Truppen werden von einem Feldmarschalle

*) Einige wenige Tage vor meiner Abreise von Bahia wurde der Zustand der beschriebenen Kastelle untersucht, und wahrscheinlich wird die Zahl ihrer Kanonen jetzt vermehrt werden, da in den See- und Artillerie-Zeughäusern einige neue Kanonen vorräthig sind. Anm. d. Verf.

kommandirt, welcher unter dem Oberbefehle des Gouverneurs steht.

Die Löhnung und Unterhaltung dieser Truppen ist erbärmlich; aber dabei sind sie gut bewaffnet; denn Brasilien wird mit trefflichen englischen Probeflinten versehen.

Auf der hiesigen Schiffswerfte kann zu gleicher Zeit nur ein Linienschiff erbauet werden; man bauet zwar immerfort, da aber die Arbeit so gar langsam von Statten geht, so ist von einem plötzlichen Anwachse der hiesigen Marine sehr wenig zu fürchten. Während ich zu Bahia war, wurde das vier und siebenzig-Kanonenschiff, Prinz von Brasilien vom Stapel gelassen, und es schien nicht nur schön und gut gebauet, sondern auch von besonderer Stärke und Dauerhaftigkeit zu seyn; aber man hatte vier Jahre lang daran gearbeitet. Zu Tapagippe, nahe bei der Stadt, sind verschiedene Privatleuten gehörige Schiffswerfte, auf welchen wohlgeformte Kauffahrteischiffe von allen Größen und in ziemlich kurzer Zeit gebaut werden. *)

*) Das Bauholz dieses Landes wird für besonders tauglich zum Schiffsbaue gehalten, weil es sehr hart und dauerhaft ist, und gleich dem Tekholze nicht dem Wurmfraße ausgesetzt ist; aber es hat einen Fehler, von welchem das Tekholz frei ist, nämlich den, daß es unmerklich das Eisenwerk abnützt.

Anm. d. Verf.

Man schätzt die Zahl der Einwohner der Stadt und ihrer Vorstädte auf mehr als hundert tausend Seelen, worunter ungefähr 30,000 Weiße, eben so viele Mulatten und der Ueberrest Negern sind.

Die unumschränkte Regierung des Landes ist in den Händen des General-Gouverneurs, welcher zugleich die Ober-Aufsicht über alle Gerichtshöfe und andere Kollegien führt. Sechs Adjutanten gehören zu seinem Stabe und haben abwechselnd die Aufwartung in seinem Pallaste und müssen Tag und Nacht immer bei der Hand seyn, um ihm in der gewöhnlichen Besorgung seiner Amtsgeschäfte behülflich zu seyn; zu welchem Ende auch sein Sekretariat oder Kanzlei mitarbeitet. Das Seewesen steht unter der unmittelbaren Aufsicht eines Intendanten, der zu Lissabon ernannt wird.

Der Stadtrath besteht aus vier Mitgliedern und einem Präsidenten; er besorgt die Angelegenheiten der Stadt, untersucht Maaß und Gewicht, entwirft Plane zu öffentlichen Verbesserungen, u. s. w.

Bei dem oberen Gerichtshofe ist der Gouverneur beständiger Präsident und der Kanzler ist sein Stellvertreter, ferner sitzen darin der Kriminalrichter und neun untergeordnete Richter mit verschiedenen Benennungen *).

*) Alle, Richter, Sekretäre, Kanzlisten und Gerichtsdiener tragen ein Unterscheidungszeichen von geflochtenem Zuckerrohr und einen Degen an der Seite. A. d. H.

Von den Urtheilssprüchen dieses Tribunals kann man nur nach Lissabon appelliren.

Hier ist aber auch ein niederer Gerichtshof, welcher geringere Sachen entscheidet, und bei welchem ein Kriminalrichter das Präsidium führt. Von diesem Tribunale kann man an den Gouverneur appelliren, welcher dann entweder das erste Urtheil bestätigt oder vernichtet, oder die Sache an den obern Gerichtshof verweiset.

Das hiesige Inquisitionsgericht war nie so strenge, wie die im Mutterlande, weil es alle wichtige Fälle zur Entscheidung an das Ober-Inquisitionstribunal zu Lissabon berichten muß.

Diese Gerichtshöfe haben alle keine bestimmte Sitzungstage, sondern versammeln sich bloß, wenn dringende Geschäfte es nöthig machen, oder wenn der Gouverneur sie zusammenberuft: außer daß einige Glieder des Obertribunals dreimal die Woche zusammen kommen, um die gewönlichsten Geschäfte abzuthun.

Die gemeineren Vergehungen werden gewöhnlich mit Gefängnißstrafe belegt; schwere Verbrechen aber, als Mord und Hochverrath werden mit dem Tode bestraft, es sey denn, daß der Verbrecher sehr reich wäre; in welchem Falle derselbe gewöhnlich durchschlüpft, entweder durch die künstliche Auslegung der Gesetze, oder durch Appellation oder durch Begnadigung. Selten zählt man hier mehr als zehn Exekutionen des Jahrs; aber eine

größere Zahl von Verbrechern wird jährlich nach Angola, oder in andere portugiesische Besitzungen in Afrika transportirt. Die Folter ist abgeschafft; aber die geheimen Kerker existiren noch.

In Betreff der Schuldner sind die Gesetze sehr gelinde; eine neuerlich erschienene Verordnung verbietet das Einkerkern der Schuldner, die nicht bezahlen können außer in dem Falle eines gespielten Betrugs, welcher mit einer Gefangenschaft bestraft wird, die so lange dauert, bis der Betrogene befriedigt ist, oder selbst in die Loslassung willigt. Wenn Einer sich außer Stande sieht, seine Kreditoren zu befriedigen, so liefert er ihnen seine ganze Habe aus, die sie verkaufen und den daraus erlösten Preis unter sich vertheilen, und der Schuldner ist dann von aller weiteren Schuldigkeit entledigt. Versäumt er aber dieses Hülfsmittel oder weigert er sich zu bezahlen; so können die Kreditoren sich durch gerichtliche Hülfe seines Vermögens versichern und ihm alles wegnehmen, bis auf die Kleider, die er auf dem Leibe trägt; dabei bleibt ihnen dann immer noch das Recht, den Rest ihrer Forderungen an sein künftiges Vermögen zu suchen.

Bahia ist von Pabst Innocenz XI. zu einem erzbischöfflichen Sitze erhoben worden. Der Erzbischoff hat ein Kapitel und einen geistlichen Gerichtshof, der unmittelbar unter ihm steht, mittelst dessen er die ganze Klerisei regiert. Viele von den Geistlichen in Brasilien, selbst Mönche, die doch Armuth und Enthaltsam-

keit angelobt haben, führen ein sehr freies Leben, und beweisen an sich selbst die Schwachheit des Menschen.

Bei meiner vormaligen Anwesenheit in dieser Stadt, war ich selbst Zeuge von der Wahrheit dieser Angabe, indem ich einst mit einer Gesellschaft einer Mittagsmahlzeit in dem Kloster der Mönche vom heiligen Grabe beiwohnte, welche sich mit Almosensammeln für dasselbe beschäftigen. Die Ernennung zu solchen Pfründen kömmt dem Pabste zu, und da die letzten Unruhen in Italien diese Mission unterbrochen haben, so hat sich die Zahl der Mönche in diesem Kloster bis auf drei oder vier Köpfe vermindert, welche noch immer dasselbe bewohnen, und die ungeheueren Einkünfte desselben genießen. Dieses Kloster hat eine sehr reizende Lage auf einem Hügel nahe an der Bai. Ich fand in dem Superior einen wahrhaft lustigen Bruder, und seine Mönche befolgten treulich sein gottseliges Beispiel. Das Mittagessen war vortrefflich. Man trank dabei die besten Sorten von französischen Weinen, und überdies noch Londoner Ale und Porter. *) — Die Schmauserei wurde über die Gebühr verlängert; bis man endlich sich auf eine Terrasse begab, um die Abendkühle zu genießen, und sich die Zeit mit Kartenspielen zu vertreiben, wobei dann noch mancher Schluck gethan wurde. Ich

*) Diese Luxus-Artikel sind hier äußerst theuer, weil sie nur durch Schleichhandel hierher gebracht werden können. A. d. U.

entfernte mich, noch ehe die Gesellschaft aufbrach, und erfuhr nachher von demjenigen Freunde, der mich hier eingeführt hatte, daß die Brüder von Jerusalem ihre Lebensgenüsse keineswegs allein auf die Vergnügungen der Tafel beschränken.

Die Einkünfte, welche die Regierung aus diesem Lande bezieht, fließen zum Theil aus den hohen Abgaben, die von den Waaren sowohl bei der Einfuhr, als bei der Ausfuhr entrichtet werden müssen. Die Einfuhrzölle belaufen sich auf volle dreißig Procent, und die Ausfuhrzölle sind ebenfalls sehr hart, besonders von dem Tabak, der eigentlich ein königliches Monopol ist. Doch das wichtigste Einkommen, das die Regierung aus diesem Lande zieht, besteht in der Ausbeute der Diamantengruben und Goldminen, die bloß für königliche Rechnung bearbeitet werden, und nebst dem Alleinhandel mit Brasilienholze die ergiebigste Quelle des Schatzes sind. Es wird erstaunlich viel dabei gewonnen; doch läßt sich dieser Gewinn durchaus nicht schätzen, da Alles, was hierauf Bezug hat, so äußerst geheim gehalten wird. Eben so wenig läßt sich im Ganzen berechnen, wie viel dies überreiche Land der Krone einbringt.

Alle die verschiedenen übrigen Auflagen, Steuern und Abgaben, aus welchen die Einkünfte der europäischen Staaten fließen, sind den Bewohnern von Brasilien gänzlich unbekannt. Nicht weniger lästig sind dagegen die mancherlei Arten von Besteuerungen und wahre Brandschatzungen, welche die Kirche unter hunderterlei Vorwänden ihren Gliedern auflegt.

Bahia treibt gewiß einen sehr beträchtlichen Handel, wovon aber nicht sowohl die Betriebsamkeit der Einwohner, als die vortheilhafte Lage die Ursache ist. Der erste Hauptzweig desselben ist der unmittelbare Handel nach Lissabon und Oporto, mit welchem ungefähr fünfzig große Schiffe beschäftigt sind, welche ihre Fahrten sehr schnell zurücklegen. Diese Schiffe versehen die Kolonie sowohl mit europäischen und indischen Manufakturwaaren, als auch mit Wein, Mehl, Stockfischen, Butter, holländischem Käse, Salz und dergleichen. Dagegen führen sie aus: Baumwolle, Zucker, Zuckerbranntwein *), Kaffee, Tabak, Lebensholz, Mahagonyholz, Atlas- und Tulpenbaumholz, verschiedene Arten von Gummi, Balsam, und Medicinal-Pflanzen und Wurzeln; wobei den Gewinn für Lissabon sehr ansehnlich ist.

Die Einwohner von Bahia haben die Vergünstigung, ihre benöthigten Negersklaven selbst einzuführen, und auf den hierzu ausgerüsteten Schiffen von den verschiedenen Küsten von Afrika, die sie besuchen, auch andere Waaren, wie z. B. Wachs und Goldstaub mitzubringen, welche sie gegen groben gedruckten Kattun (meist von Lissaboner Fabrik), Zuckerbranntwein und Tabak eintauschen. Der Preis eines Negersklaven ist zu Bahia ungefähr 30 Pfund Sterling.

*) Aqua ardente genannt, wird aus dem Safte des Zuckerrohrs und aus Syrup gebrannt. Er unterscheidet sich von dem Rum durch seinen Wohlgeschmack. A. d. S.

Der Binnenhandel von Bahia mit den verschiedenen Pflanzstätten in Brasilien ist ebenfalls sehr beträchtlich und ausgebreitet; besonders einträglich ist der Handel nach den südlicheren Theilen der Küste, hauptsächlich nach dem Rio grande, so nachlässig und schlecht derselbe auch getrieben wird. Ungefähr vierzig Schiffe, jedes von 250 Tonnen, beschäftigen sich mit diesem Handel; sie brauchen aber beinahe zwei volle Jahre zu der Hin- und Herreise, obgleich die größte Entfernung gegen Süden nicht über 20 Grade (300 geogr. M.) beträgt. Sie nehmen von Bahia eine geringe Quantität Rum, Zucker, Töpfergeschirre und europäische (vorzüglich englische und teutsche) Waaren u. s. w. mit, welche sie größtentheils, das Salz ausgenommen, durch Schleichhandel an die Spanier zu Maldonado und Montevideo gegen Silber umsetzen. Während sie auf diese Art Contreband treiben, beschäftigt sich die Schiffsmannschaft damit, gedörrtes Rindfleisch und Ochsenhäute, die von dem schönen Viehe kommen, das in so großer Menge auf den Wiesen, (Savannen) an der Gränze von Paraguai gefunden wird, an Bord zu bringen. Nachdem das Rindvieh geschlachtet ist, wird das Fleisch in dünne Streifen von ungefähr zwei Fuß Länge zerschnitten, dann eingesalzen und an der Sonne und in Rauchhütten gedörrt. Die Häute werden zu gleicher Zeit zubereitet.

Wann die Schiffe wieder nach Bahia zurückgekommen sind, so wird das gedachte Fleisch am Borde stückweise verkauft, das Pfund zu 2 Vintems (1 Gr. 8 Pf.

sächsi). Dasselbe wird vorzüglich von den ärmeren Einwohnern, dann für die Sklaven, auch für die Schiffe aufgekauft. Bei dieser Art, die Ladung eines Schiffes im Kleinen am Borde zu verkaufen, statt sie ans Land zu bringen, werden die Schiffe oft fünf Monate und darüber im Haven aufgehalten; so daß, wenn man die auf diese Weise unnütz verlorne Zeit auch während des Aufenthalts zu Rio grande, mit in Rechnung bringen wollte, man in demselben Zeitraume, den ein Schiff zu einer solchen Reise braucht, bei besserer Einrichtung die Fahrt drei Mal machen könnte.

Der Handel, welcher auf der Allerheiligen-Bai selbst nach den an derselben liegenden und den angränzenden, großen Theils auch inländischen Gegenden, geführt wird, ist zum Erstaunen beträchtlich. Derselbe beschäftigt volle achthundert große Boote und Schmaaken von verschiedener Größe, welche täglich ihren Antheil zum Handel der Hauptstadt herbeibringen. Von Cachoeira wurden Tabak, Baumwolle und verschiedene Specereiwaaren — von Jagoaripa aller Arten gemeine Töpferwaaren — von Itapuricu Rum und Wallfischthran — Bauholz aus der Hauptmannschaft des Ilheos — Manioksmehl und eingesalzene Fische von Porto-Seguro — Baumwolle und Wälschkorn von den Flüssen Real und San Francisco — Zucker, Brennholz und Vegetabilien aus allen umliegenden Gegenden in die Hauptstadt eingeführt. Ein Reichthum wird auf diese Weise in Umlauf gebracht, den man in Europa nicht kennt, und dieser könnte noch um Vieles

vermehrt werden, wenn nur die schlafrige Nation, die jetzt im Besitze dieser Landschaft ist, selbst ihrer eigenen Betriebsamkeit frei überlassen wäre; aber ihr Handel schmachtet in den Sklavenfesseln der strengsten Verordnungen. Bahia ist, so wie Fernambuco, ein Stapelplatz für die Baumwolle, und Alles, was von dieser Waare in Booten und Schmaaken herbeigebracht wird, muß in einem dazu bestimmten Waarenhause abgeladen werden, wo sie dann gewogen, sortirt und gepackt wird; die Qualität derselben wird auf den Ballen mit Nummern 1, 2, u. s. w. angemerkt, und dann ist die Baumwolle zum Versenden fertig; sie bleibt jedoch in diesem allgemeinen Magazine liegen, bis der Eigenthümer sie um den Preis losschlägt, welchen die Magazin-Aufseher gewöhnlich festsetzen. Der Zuckerbranntweinhandel ist in den Händen einer dazu ausschließlich privilegirten Gesellschaft, welcher von jeder Pipe *), die nicht durch ihre Magazine geht, eine Abgabe entrichtet werden muß, durch welche dann der Preis des Branntweins eben so hoch gebracht wird, als der ist, um welchen die Gesellschaft ihn verkauft. Den Handel mit Tabak, Brasilienholz, Goldbarren und anderen kostbaren Mineralien hat sich, wie schon gedacht, die Regierung allein vorbehalten. Den Fremden ist durchaus und ausdrücklich jede Art von Handel untersagt; sie dürfen nicht einmal auf portugiesischen Schiffen brasilische Kolonial-Producte ausführen. Kurz, der Verbote und Monopolien sind hier so viele, daß dadurch der Handel in seinen Unter-

*) Tonne von zwei Orhoft. D. H.

nehmungen eingeengt, der Gewerbsfleiß gelähmt und der Schleichhandel aufgemuntert wird; denn die Menschen in allen Ländern sind nur allzusehr geneigt, sich in alles Verbotene einzulassen, indem sie die damit verknüpften Gefahren über dem Anblicke der betrüglichen Aussicht auf einen außerordentlichen Gewinn, aus den Augen verlieren. *)

Ich gab mir außerordentlich viel Mühe, um mir aus dem Zollhause die Register der Aus- und Einfuhr zu verschaffen; aber es gelang mir nicht. In der That glaube ich mit Recht dafür halten zu dürfen, daß die Zollbeamten selbst den Betrag derselben nicht ganz genau kannten; denn sollte ich auch gefunden haben, was ich suchte, so würde der mir mitgetheilte Bericht, aller Wahrscheinlichkeit nach, wenig glaubwürdig gewesen seyn; denn bei diesem Handel wird mancherlei Unterschleif durch falsche Fakturen und andere Betrügereien häufig getrieben. **)

Die hiesigen Kaufleute führen ihren meisten Handel durch Tausch, obgleich baares Geld genug im Umlaufe ist, und kreditiren einander wechselseitig auf lange Zeit. In ihren Geschäften, besonders mit Fremden be-

*) Nitimur in vetitum semper cupimusque negata!

**) So wurden auch sehr viele englische Waaren durch Schleichhändler nach Lissabon gebracht, ehe man, wie neuerlich geschah, die strengsten Maaßregeln dagegen ergriff.

A. d. O.

bieten sie sich, nur wenige ausgenommen, der niedrigsten Kniffe und Betrügereien; sie überbieten ihre Waaren um das Doppelte, und suchen dabei diejenigen, die man ihnen im Tausch anbietet, auf die schlaueste Art herabzuwürdigen. Mit einem Worte, die hiesigen Handelsleute haben beinahe alle (es giebt jedoch auch einige Ausnahmen) jedes Ehrgefühl abgelegt und scheinen die Begriffe von Gerechtigkeit nicht zu kennen, die bei jedem Verkehre zwischen den Menschen Statt finden muß.

Man findet in dieser Stadt eine Menge Handwerksleute und Künstler, Steinschneider, Juweliere, Gold- und Silberschmiede, welche sehr gute Arbeit liefern, doch ohne Geschmack; auch findet man hier einige geschickte Schneider, Schuster und Gärber. Die letzteren liefern Leder genug zur Ausfuhr, um die ganze Küste damit zu versehen. Eine Gießerei von ehernen Kanonen ist zwar hier angelegt worden, aber man findet keine Spur mehr davon. Ueberhaupt sind hier alle Fabriken, außer den Leder- und Spielwaaren-Manufakturen, ausdrücklich verboten. Ein Baumwollenspinner legte vor Kurzem eine Spinnerei nahe bei Bahia an; aber er ward sogleich nach Europa geschickt und sein Maschinenwesen zertrümmert.

Die Provinz oder Hauptmannschaft Bahia begreift einen Küstenstrich von 50 See- (37 ½ geogr.) Meilen. Der Haupttheil liegt an der Allerheiligen-Bai und ein kleiner Landstrich stößt nordwärts daran. Ob sie gleich die kleinste Abtheilung von Brasilien ist, so ist sie doch

haben die fruchtbarste, volkreichste und üppigste des ganzen Landes, und besitzt unermeßliche Schätze.

Der Hauptflecken ist Cachoeira, 14 See- (16½ geogr.) Meilen von Bahia in einer ungemein reizenden Lage an dem Ufer eines kleinen Flusses; hier ist der große Markt für die nördlichen Goldminen und für den Absatz der Producte der ganzen umliegenden Gegend in den angebauten Theilen des Innern. Nahe bei diesem Flecken hatten die Jesuiten ein Seminarium angelegt, das sie Belem (d. h. Bethlehem) benannten, und zum Unterrichte der Jugend sowohl der Indianer, als der Kolonisten, in den Anfangsgründen der nöthigsten Kenntnisse bestimmten; aber es gieng mit seinen Stiftern zugleich zu Grunde.

Jagoaripa, Amoro, Jacobina, do Sitio und San Francisco sind lauter lebhafte Marktflecken in dieser Provinz, zu welcher auch die bedeutenden Inseln St. Paul und Itaporica gehören.

Das Land ist eine beträchtliche Strecke weit in das Innere hinein urbar gemacht und in sehr große Plantagen vertheilt, unter welchen mehrere sind, auf welchen zwei bis dreihundert Sklaven und eine verhältnißmäßige Zahl von Pferden für den Umtrieb der Zuckermühlen gehalten werden. Wo es nicht an hinreichendem Wasser fehlt, da werden diese Zuckermühlen nicht von Pferden in Bewegung gesetzt. Ein französischer Emi-

grant hat neuerlich eine wichtige Verbesserung an diesen Werken angebracht.

Die reichen Besitzer solcher großen Plantagen haben hübsche, mit Kapellen versehene Landhäuser auf denselben, die sie gewöhnlich bewohnen, außer in der regnerischen Winterszeit, welche sie mit ihren Familien in ihren Häusern in der Stadt zubringen. Dadurch behalten sie die Sitten und Gewohnheiten der Stadtbewohner und unterscheiden sich im Ganzen nicht von denselben.

Es ist bemerkenswerth, wie schlecht das Land überhaupt und die Hauptstadt insbesondere mit Fleische versehen ist. Schöpsen-, Lamm- und Kalbfleisch sind beinahe unbekannt und werden nie zu Markte gebracht. Während der Fleischzeit ist Rindfleisch das ewige Einerlei und obendrein ist es noch mager, weich und unschmackhaft, und bei dem Schlachten wird so unreinlich damit umgegangen, daß man schon am Zusehen satt hätte, wenn nicht Noth und Gewohnheit es eßbar machten. Dies kömmt allein von dem gänzlichen Mangel an Anreiz zur Betriebsamkeit und an Unternehmungsgeist her, welcher in so vielen Fällen dieser Kolonie nachtheilig ist; dazu kömmt dann noch der leidige Geiz, der nie mehr als den herkömmlichen Preis für dieses Bedürfniß bezahlen will, und daher wird auch der Landmann nicht aufgemuntert, Rindvieh zu mästen, das freilich in einem so warmen Klima viele Sorgfalt erfordert, damit der äußerst starke Schweiß den Körper nicht entkräfte, wie man hier in der ganzen thierischen Schöpfung bemerken kann.

Bahia ist auch mit Bequemlichkeiten für Fremde erbärmlich schlecht versehen. Einen Gasthof kennt man hier nicht. Wer eine Zeitlang am Lande wohnen will, hat keine andere Wahl, als ein ganzes Haus oder einen Theil desselben zu miethen und seine Wohnung selbst auszumöbliren; welches jedoch bald geschehen ist; denn dazu sind hier ein Paar Stühle, ein Kasten und ein Tisch vollkommen hinreichend und passend. Die Speisehäuser zeichnen sich durch eine ausgehängte dreifarbige Flagge aus, sind aber so unbeschreiblich schmutzig und die Kocherei so abscheulich, daß die elendeste Sudelküche in Europa ihnen noch vorzuziehen ist. Kaffeehäuser giebt es in Menge und in allen Straßen, wenn man anders diesen Namen elenden Nothwinkeln geben will, in welchen vorne einige wenige Tische und Bänke stehen und im Hintergrunde eine Art von Schranken sich befindet; hier wird schmieriges Getränke ausgeschenkt, welchem man den Namen Kaffee giebt, und welches dem Auge noch widerlicher gemacht wird, da man es in Gläser einschenkt. Diese armseligen Schoppen sind jeden Morgen mit einer Menge Leute von mancherlei Klassen, Vornehmen und Pöbel angefüllt, die hier für 4 Vintems (3 Gr. 4 Pf. sächs.) ein Frühstück zu sich nehmen, das aus einem Glase von diesem Kaffee und einer mit ranziger irischer Butter dem Auswurfe des Lissaboner Markts, bestrichenen Semmel besteht.

Die Stadt und das Land werden gleich stark von einer Menge Bettler heimgesucht, die bei jedem Schritte den Einwohnern den Anblick wirklichen oder erdichteten Menschenelends vor Augen stellen. Die wahrscheinliche

Ursache davon ist der Mangel an öffentlichen Anstalten zur Versorgung der Armen, Alten und Gebrechlichen und dann auch die schlechte Polizei, welche dem Müssiggange keine Schranken setzt und kein aufmerksames Auge auf die Betrügereien der Landstreicher hat, die hier im äußersten Grade unverschämt sind, und sich überall einbringen. — Stiftungen und Klöster theilen bei gewissen Gelegenheiten Geschenke an Geld und Lebensmitteln unter Arme und Bettler aus; dies thun auch reiche Leute nach einer Krankheit, von welcher sie genesen sind, und bei anderen Anlässen. Ich sahe verschiedene Male in solchen Fällen Versammlungen, von wenigstens fünfhundert solcher elenden Geschöpfe, die sich zusammengerottet hatten, um auch das Ihrige von den zu vertheilenden Wohlthaten zu empfangen.

Die Negersklaven in Brasilien werden hauptsächlich aus den portugiesischen Besitzungen in Angola und Benguela herbeigebracht; eine störrige Art von Negern, doch bis zu einem gewissen Grade gelehrig; auch sind sie sehr munter und lebhaft, besonders die Negern aus Benguela; aber diese guten natürlichen Eigenschaften verlieren sich bald in dem vertrauten Umgange mit anderen und durch die Angewöhnung des Müssiggangs.

Vermöge eines Edikts des vorigen Königs von Portugal, soll der Sklavenstand eines Neger nur zehen Jahre dauern, und sobald die Negern in Brasilien ankommen, sollen sie getauft und im christlichen Glauben unterrichtet werden. Was den ersten Punkt dieses Gesetzes betrifft, so war er den Kolonisten so sehr zuwider,

daß sie es wagten, Vorstellungen und Bittschriften dagegen einzureichen; sie erhielten zwar keine Antwort darauf; aber sie haben nun Ausflüchte genug, um das Gesetz unwirksam zu machen und die Regierung sieht ihnen dabei durch die Finger. Die zweite Verfügung des Gesetzes war beinahe ganz unnöthig; denn es war schon lange hergebräuchlich die Sklaven zu taufen, und dieser Gebrauch wird noch allgemein beobachtet.

Diese Zulassung zu der Ausübung der Landesreligion und die widersprechende Vertraulichkeit in welcher sie mit ihren Herren leben, macht sie gewisser Maaßen frech und unverschämt, und der Neger fühlt seine Wichtigkeit und dies Gefühl verstärkt sich bei ihm durch den Anblick der großen Zahl von Negern, die wegen ihrer treuen Dienste oder aus besonderer Gunst freigegeben worden sind oder sich selbst losgekauft haben, und dann sich Herren nennen lassen, und auch nicht selten wirklich die Herren spielen und hierin ihren vormaligen Eigenthümern nachäffen.

Die männlichen Bewohner dieser Stadt gehen allgemein gekleidet, wie die Lissaboner, nämlich nach englischer Art; ausgenommen bei feierlichen Besuchen und an Festtagen, wo sie dann mit Stickerei und Flitterwerk überladene Westen und Spitzenhemden anziehen. Der Degen, den sie, außer bei dem Gottesdienste oder in Amtsverrichtungen, gänzlich bei Seite gelegt haben, kömmt, so wie die aufgeschlagenen Hüte allmälig aus der Mode. Schuh- und Hosenschnallen von massivem Golde und von hiesiger Arbeit sind sehr gemein; überhaupt

hält man hier sehr viel auf Schmuck. So wie die Männer aber wieder nach Hause zurückkommen, legen sie diese Galakleider sogleich ab, und ziehen dafür einen Schlafrock oder eine dünne Jacke an. Manche begnügen sich auch bloß in Nachthosen und im Hemde im Hause herumzugehen.

Die gewöhnliche Kleidung der Frauenzimmer ist ein einfaches Unterröckchen über dem Hemde. Dieses letztere ist meistens aus dem dünnsten Musselin verfertigt und gewöhnlich schön gearbeitet und verziert; es ist so weit über dem Busen, daß es bei der geringsten Bewegung über eine oder beide Schultern herabfällt, und dann die Brust völlig unbedeckt darstellt. Außerdem ist es auch so durchsichtig, daß überall die Haut hindurch scheint. Diese Verletzung der weiblichen Schamhaftigkeit fällt um so widerlicher auf, da die Leibesfarbe der Brasilianerinnen überhaupt gar nicht hübsch, sondern schwarzbraun ist. Strümpfe tragen sie sehr selten; in der regnerischen Jahreszeit, die zugleich auch kühl ist, ziehen sie Pantoffeln an und wickeln sich in eine blau und weiße, dicke baumwollene Decke oder ziehen einen weiten wollenen Ueberrock mit Plüsch verbrämt an, gleich den teutschen Kapotröcken. Wenn sie in die Messe gehen, so werfen sie einen langen schwarzseidenen Mantel über sich, der ihnen bis über den Kopf reicht, und ihre durchsichtige Kleidung unter demselben bedeckt. Das Haar lassen sie in seiner ganzen Länge wachsen, flechten es, und befestigen dieses in einem Knoten auf dem Kopfe, und immer schmücken sie es mit Pommade und Tapioka-Pulver. Bei öffentlichen Zusammenkünften oder feierlichen Besuchen kleiden

sich einige wenige Frauenzimmer von Stande noch europäischer Art.

Der sonderbare Gebrauch die Nägel an dem Daumen oder an dem Zeigefinger, auch wohl an beiden zugleich, zu einer außerordentlichen Länge anwachsen zu lassen *) und dann scharf zuzuspitzen, ist beiden Geschlechtern gemein. Diese langen Nägel haben jedoch auch ihren Nutzen; die Männer schneiden damit die Fasern von den Tabaksblättern los, die sie zu Cigarren zusammenrollen, welche sie gewöhnlich sehr stark rauchen. Auch spielen sie die Violen und Guitarren mit diesen Nägeln, deren künstliche Bewegungen nach ihrem Dafürhalten, noch die Schönheit des Spiels erhöhen. Endlich werden die hochgeschätzten Nägel für das Unterscheidungszeichen solcher Leute angesehen, die in behaglichem Müssiggange ihr Leben dahin bringen, welches in diesem Lande als eine besondere Empfehlung gilt.

Die zu Bahia vorhandenen Fuhrwerke sind bloß einige wenige Karriolen; denn da die Unebenheit des Bodens nicht für Räderfuhrwerke taugt, so findet man deren hier weit weniger, als zu Rio Janeiro; dagegen giebt es hier Sänften in Menge, die man in jeder Straße vorfinden kann. Sie sind von den in Europa üblichen Portechaisen verschieden; denn sie sind viel höher; vom obern bis zum untern Theile offen, und so eingerichtet, daß wenn man hineinsteigt, man zugleich auch sitzt. Sie werden von zwei stämmigen Negern auf den

*) Diesen Gebrauch findet man auch bei den Sinesen.
D. H.

Achseln getragen, vermittelst zweier am obern Theile der Sänfte angebrachten festen Stücken Holz, die hinten und vorne vorspringen. Oben an der Decke sind diese Sänften mit Schnitzwerk und Vergoldung überflüssig verziert; an den Seiten hängen lange Vorhänge von Seide oder Stoff mit goldnem und silbernem Laubwerke nach mancherlei Mustern verziert, herab.

In der kostbaren Verzierung dieser Sänften, so wie in der prachtvollen Kleidung ihrer Träger, suchen die vornehmen Brasilianer einander zu übertreffen, und oft verfallen sie dabei in die äußerste Lächerlichkeit. So sah ich einst eine Sänfte, die ganz mit Liebesgöttern und ähnlichem emblematischen Schnitzwerke überladen war und von zwei Schwarzen getragen wurde, welche mit hellblauen seidenen Jacken, kurzen Pantalons, einem rund umherlaufenden Schürzchen darüber, wie die Ruderer tragen, bekleidet waren. Alles roth eingefaßt. Diese schäckige Kleidung stach so sehr mit der schönen Haut der Sänftenträger, welche in diesem Putze baarfuß giengen, ab, daß es mir die lächerlichste Equipage zu seyn schien, die ich je gesehen hatte.

Es fällt einem Fremden sehr auf, wenn er den Zwang bemerkt, welchem die Frauenzimmer in diesem Lande unterworfen sind; sie dürfen durchaus nicht über die Straße gehen, sondern müssen sich in dicht verschlossenen Sänften tragen lassen, oder in eben so bedeckten Karriolen fahren. So weit geht die Macht der Gewohnheit! Man sieht auch nie ein Frauenzimmer, daß sich öffentlich zeigt, als unter den Hausthüren.

Es ist zu Bahia zwar ein öffentliches portugiesisches

Theater; aber das dazu geeignete Gebäude würde bei uns eher für eine Scheune, als für ein Schauspielhaus angesehen werden; auch sind die Zugänge zu demselben so kothig, daß man es nicht mit Vergnügen besuchen kann; zudem sind die Vorstellungen, die Schauspieler und die Dekorationen gleich elend, die Musik ist noch das Beste und dieser Theil muß die Fehler des Ganzen zudecken.

Die vorzüglichsten Belustigungen der Einwohner sind die hohen Feste der verschiedenen Heiligen, die Einkleidungen von Nonnen, pomphafte Leichenbegängnisse, die Charwochs u. s. w. welche alle Abwechslungsweise mit großen Ceremonieen, voller Musik und zahlreichen Processionen begangen werden. Selten vergeht ein Tag, an welchem nicht eine oder die andere Feierlichkeit vorfällt, und dadurch drehen sich in ewigem Kreislaufe die Gelegenheiten, die Andacht mit dem Vergnügen zu verbinden, um, welche besonders gierig von den Frauenzimmern ergriffen und benützt werden. Bei größeren Veranlassungen dieser Art besuchen die Frauenzimmer einander nach der Kirche, und dann werden Mittagsmahlzeiten, Bankete genannt, gehalten, die glänzender und reichlicher sind, als die gewöhnlichen, bei welchen und auch nachher weit mehr Wein, als sonst getrunken wird, und wenn nun die Lustbarkeit den höchsten Grad erreichen soll, so muß auch eine Guitarre oder eine Viola herbei; dann wird gesungen und am Ende wohl auch der verführerische Nagertanz aufgeführt, welcher eine Mischung von afrikanischen Tänzen und von dem in Spanien und Portugal üblichen Fandango ist. Derselbe wird nur

von einem Paare zugleich nach dem einfachen leiernden Tone einer Guitarre, immer nach einerlei Tackte getanzt, wobei die Füße wenig gebraucht werden, der Leib aber desto mehr in allerlei unzüchtige Bewegungen gebracht wird, welche die Schamhaftigkeit beleidigen. Die Zuschauer singen dazu aus dem Stegreife und klatschen in die Hände, wodurch sie ihr unaussprechliches Vergnügen an demselben ausdrücken. Die Orgien der Bajaderen in Indien kommen der Unkenschheit, welche diese Belustigung auszeichnet, nicht bei. Menuete und Contretänze sind jedoch hier auch nicht unbekannt und werden besonders in den Assembleen der Vornehmeren getanzt; aber dies ist nun einmal der National- und Lieblingstanz der Leute von allen Ständen, wenn sie den Zwang und die Zurückhaltung, ich setze hinzu die Wohlanständigkeit bei Seite legen und sich ganz dem Sinnenrausche und den Entzückungen, welche dieser Tanz in ihnen erregt, überlassen können. Der Eindruck, den eine solche Scene auf einen Fremden macht, kann nicht wohl geschildert werden. Es mag seyn, daß diese Belustigung anfangs ganz unschuldig war; aber jetzt bricht sie durch die Schranken des Wohlstands und bahnt den Weg zum Sittenverderbnisse und zum Laster. *)

Diese Belustigungen und dann auch Lustreisen auf das Land, nebst einigen anderen, unbedeutenderen Vergnügungen vermehren noch den entnervenden Müssiggang.

*) In einigen Häusern der Vornehmen werden feinere gesellschaftliche Unterhaltungen mit Bällen, Concerten und Spielpartieen gegeben. A. d. O.

in welchen die Brasilianer versunken sind; denn sie machen ihre ganze Glückseligkeit aus; aber leider eine sehr unzureichende, schwankende Glückseligkeit die den Einwirkungen der schändlichen Leidenschaften des Geizes, der Rachsucht und der Grausamkeit ausgesetzt ist. Doch sind diese beiden letzteren Laster jetzt meist aus Brasilien, besonders südwärts von Bahia, verbannt; sehr selten fällt jetzt ein Meichelmord vor, und auch dann bloß bei den größten Anreizungen; man trägt zwar noch verborgene Messer, aber sie bleiben in ihrer Scheide stekken und Mordthaten werden wohl nicht mehrere begangen, als bei uns.

Daß dies nicht immer so war, ist gewiß; doch möchte es sehr schwer fallen, zu bestimmen, woher diese glückliche Veränderung in den Nationalsitten rührt. Die Brasilianer nordwärts von Bahia, besonders die von Fernambuco verachten eine solche Kleinmüthigkeit wie sie es nennen; denn sie benutzen noch alle Artigkeiten und Feinheiten ihrer rohen Voreltern ganz unverändert, und schreiben jene Sittenverfeinerung ihrer südlichen Nachbaren der Feigheit zu. Sicherer hält man dieselbe für eine Folge der Vorschritte, welche die Civilisation in diesem Theile von Brasilien gemacht hat. Doch herrschen noch Betrügerei, Hochmuth und Mißgunst daselbst und werden auch noch so lange herrschen, als das Volk in seiner Unwissenheit bleibt und unter einer Kirchenzucht steht, welche alle Aufklärung hindert.

In dem Umgange mit Fremden, äußeren die Einwohner von Bahia weniger Hochmuth, als die Bewohner irgend eines andern Theils dieser Küste; sie wür-

den sich auch glücklich schätzen, wenn ihnen die Vortheile eines uneingeschränkten Verkehrs mit Fremden zugestanden würden; insgeheim gestehen sie dies selbst ein. Die portugiesische Regierung ist hingegen, besonders im gegenwärtigen Augenblicke, ganz anderer Meinung, hauptsächlich in Rücksicht auf die Britten, gegen welche sie sich es in ihren Kolonien zum Grundsatze gemacht hat, Alles zu thun, was ihren Handel stören und benachtheiligen kann. Dies hat man schon lange an ihren Zollverordnungen bemerkt und noch mehr an den Hindernissen und Mißhandlungen gesehen, welche Schiffe erfahren mußten, welchen sie erlaubt hatten, in ihren Häven Erfrischungen einzunehmen oder sich ausbessern zu lassen; ja sie gieng hierin sogar so weit, daß sie widerrechtlicher Weise an ihre Küste brittische Schiffe wegnehmen oder mit Arrest belegen ließ.

Diese Ungerechtigkeit muß am Ende die brittische Regierung zum Unwillen reizen. Denn sey es auch, daß Portugal sich von aller Verbindung mit England losreißen, und sich unabhängig von dessen Schutz und Beistand durch eigenes Bestreben und eigene Kraft machen will, so soll es doch nicht ungerecht handeln, und nicht vergessen, daß es den Britten so vieles, ja seine ganze politische Existenz zu danken hat.

Zugabe.

Zugabe.

I.

Münzen in Brasilien.

	Reis.	Sterling.		
		Pf.	Sch.	Pf.
1) Goldmünzen.				
Dublon, von 40 Pataken	12,800	3	12	—
Halbe Dublon	6,400	1	16	—
Goldstück von 12½ Pataken	4,000	1	2	6
—— von 6¼ ——	2,000	—	11	3
—— von 3 Pat. u. 2 Vintems	1,000	—	5	7½
2) Silbermünzen.				
Zwei Pataken, von 16 Vintems	640	—	3	7½
Ein Patak —— 8 ——	320	—	1	9⅝
Ein halber Pat. — 4 ——	160	—	—	11
3) Kupfermünzen.				
Zwei Vintems	40	—	—	2½
Ein Vintem	20	—	—	1¼

Anm. Die spanischen Thaler sind in ganz Brasilien im Umlaufe, doch ist dabei zu bemerken, daß wenn sie schon bei den Portugiesen zu 800 Reis (4 Sch. 6 Pf. Sterl. das Stück kursiren, sie dennoch von Fremden nur zu 720 (4 Sch. ⅝ Pf.) bis 750 Reis (4 Sch. 2½ Pf.) angenommen werden, welche folglich ungefähr 10 Pro Cent dabei verlieren.

II.

Haven-Abgaben

die jedes anlangende Schiff (Kriegsschiffe und Königl. Packet-Boote ausgenommen) in Brasilien zu entrichten hat.

	Reis.	Sterling.		
a) Zu Fernambuco und Bahia.		Pf.	Sch.	Pf.
Für die Lootsen beim Ein- und Auslaufen	7,000	1	19	4½
Für die Erlaubniß, ein- und auszulaufen	4,000	1	2	6
Ankergeld, täglich	2,000	—	11	3
Dem Patri Mor oder Havenmeister täglich	1,000	—	5	7½
Dem Dollmetscher, überhaupt	2,000	—	11	3
Sechs Zollbedienten, jedem täglich drei Pataken, doch müssen sie sich, während sie am Bord sind, selbst beköstigen, macht	5,760	1	12	5
Dem Guarda Mor oder Tabaksaufseher	3,200	—	18	—
Dem Zollaufseher	1,280	—	7	2
Allgemeine erste Ausgabe	17,480	4	18	4
Tägliche Ausgabe	8,760	2	9	3½

	Reis.	Sterling.		
b) Abgaben zu Rio Janeiro.		Pf.	Sch.	Pf.
Für das Ein- und Auslaufen mit Einschluß des Lootsengeldes	25,600	7	4	—
Dem Dollmetscher, täglich	1,000	—	5	7½
Ankergeld, täglich	1,000	—	5	7½
Zweien Wächtern, täglich	1,920	—	10	9½
Erste Ausgabe	25,600	7	4	—
Tägliche Ausgabe	3,920	1	2	½

Wie drückend diese Abgaben sind, fällt von selbst in die Augen, da hier ja doch gar kein Handel getrieben werden darf.

III.

Orts-Bestimmungen in Brasilien. *)

	Südl. Breite.			Länge.		
	Grad.	Min.	Sek.	Grad.	Min.	Sek.
Stadt Belem, am Flusse Grao Para, oder Amazonen-Flusse	1	30	0	48	30	0
Spitze von Tegioca	0	27	0	48	8	0
Villa Cahete	0	36	0	46	50	0
Insel St. Johann der Evangelist	1	17	9	44	14	0
Insel Maranhao	2	32	0	43	40	0
Rio Parnaiba	2	40	0	41	20	0
Siera	3	31	0	38	23	0
Kap San Rocque	5	7	0	36	15	0

*) Diese Breiten- und Längen-Bestimmungen habe ich, nach einer genauen Prüfung, aus handschriftlichen Charten entlehnt, da überhaupt unsere Charten von diesen Küsten so gar sehr fehlerhaft sind.

Anmerk. des Verf.

	Südl. Breite.			Länge.		
	Grad.	Min.	Sek.	Grad.	Min.	Sek.
Rio Grande	5	17	0	36	5	0
Barra do Paraiba de Nord	6	40	0	35	30	0
Stadt Olinda	8	2	0	35	15	0
Riff oder Haven Olinda und Fernambucco	8	14	0	35	15	0
Kap San Auguſtin	8	26	0	35	15	0
Haven und Villa Alagoas	9	55	0	36	41	0
Rio San Francisco	10	58	0	37	0	0
Rio Real	11	38	0	37	40	0
Bahia oder San Salvador	13	0	0	39	25	0
Morro von San Paul	13	30	0	39	55	0
Punta dos Caſtellianos	14	0	0	40	0	0
Os Ilheos oder Inſeln	14	45	0	40	7	0
Porto Seguro	16	40	0	40	12	0
Rio Carevellos	18	0	0	40	22	0
Bänke der Abrolhos	18	0	0	38	30	0
Rio Doce	19	33	0	40	26	0
Eſpiritu Santo	20	13	0	40	30	0
Paraiba do Sul oder Campos	21	37	0	40	38	0
Kap San Thome	21	51	0	40	49	0
Kap Frio	22	54	0	41	35	0
Rio de Janeiro	22	54	10	42	39	45
Ilha Grande	23	22	0	43	30	0
Ilha de St. Sebaſtian	23	45	0	44	28	0
Santos	24	0	0	45	16	0
Igoape	24	34	0	46	0	0
Cananea	24	58	0	47	7	0
Tapacoera	26	44	0	47	39	0
Rio San Francisco de Sul	26	0	0	47	42	0

	Südl. Breite.			Länge.		
	Grad.	Min.	Sek.	Grad.	Min.	Sek.
Enseabas-do Garoupas	27	10	0	47	47	0
Nordspitze	—	—	—	47	36	0
Insel Santa Catharina	27	40	0	—	—	—
Südspitze	—	—	—	47	43	0
Rio do-Lagoa oder Grande	28	46	0	47	46	0
Ararangua	29	11	0	48	5	0
Unmittelbare Nordspitze des Flusses Plata oder Punta de Este und Eingang in Malbanado	34	57	30	54	43	30
Insel Lobos — Ostspitze	—	—	—	54	31	30
Insel Lobos	35	1	0	—	—	—
Insel Lobos — Westspitze	—	—	—	54	35	0
Englische Bank — Nordspitze	35	10	0	—	—	—
Englische Bank — Ostspitze	—	—	—	55	40	45
Englische Bank — Südspitze	35	13	30	—	—	—
Englische Bank — Westspitze	—	—	—	55	46	15
Monte-Video	34	55	0	56	4	0
Buenos-Ayres	34	37	0	58	13	0
Südspitze des Flusses San Antonio	36	23	0	56	32	0